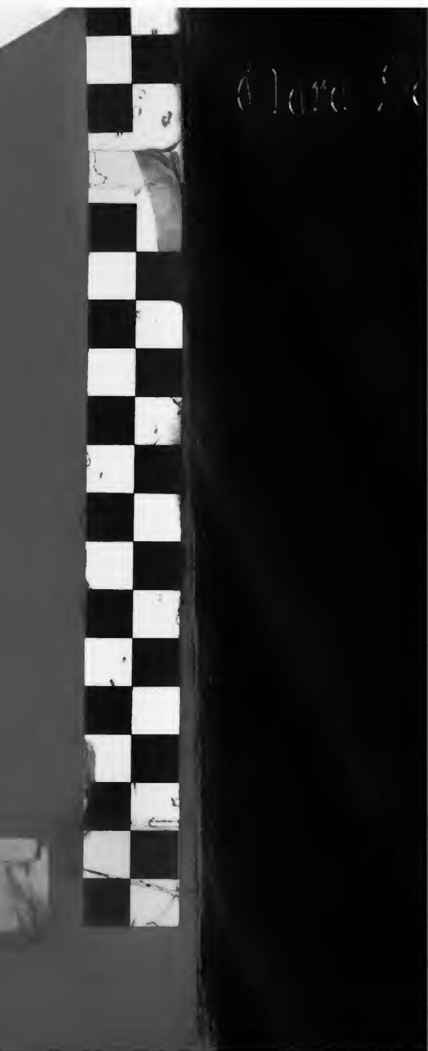
image
not
available


Clare

Clara Schumann

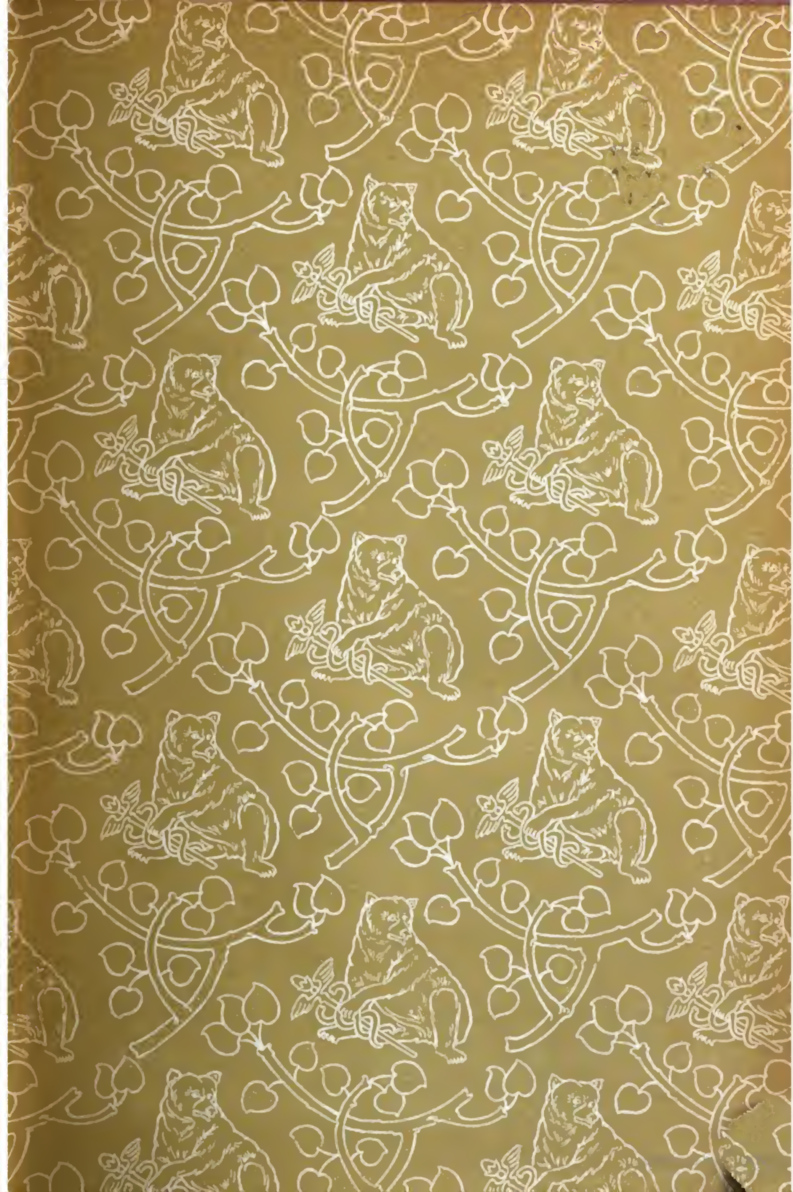
Ein Künstlerleben von
Berthold Litzmann


Clare

Clara Schumann

Ein Künstlerleben von
Berthold Litzmann


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Clara Schumann.

Clara Schumann

Ein Künstlerleben

Nach Tagebüchern und Briefen

von

Berthold Litzmann

Zweiter Band

Ehejahre

1840—1856.

Mit zwei Bildnissen.

Zweite Auflage.



Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1906

Vorwort.

Daß der zweite Band so lange auf sich hat warten lassen, findet seine Erklärung und hoffentlich auch seine Entschuldigung in der leider nicht aus dem Wege zu räumenden Tatsache, daß mir für diese Arbeit einzig und allein die Muße meiner Frühjahrs- und Herbstferien zu Gebote stand und steht. Diese ist allerdings fast restlos dafür verwendet worden, und nur dadurch war es überhaupt möglich, jetzt schon die Fortsetzung folgen zu lassen; die Fortsetzung, nicht den Schluß! Diesen wird erst ein dritter Band bringen. Die Überfülle des Stoffes, die sich in ihrer Masse und in ihrer Eigenart erst bei der Durcharbeitung der Materialien des vorliegenden Bandes, der ja eigentlich eine Doppelbiographie Robert und Clara Schumanns geworden ist, ergab, hat diese Abweichung vom ursprünglichen Plan notwendig gemacht.

Den bisherigen Freunden des Buches wird die Fortsetzung insofern eine Überraschung und vielleicht eine gewisse Enttäuschung bereiten, als im zweiten Bande die unmittelbaren brieflichen Äußerungen Roberts und Claras, die dem ersten das eigentümliche Gepräge gaben, sehr zurücktreten, und an ihrer Stelle der schildernde Biograph fast ausschließlich oder doch vorwiegend zu Worte kommt. Daß dies aber eine sowohl durch die Verschiedenheit des für diesen Lebensabschnitt zu Gebote stehenden Materials wie durch die Eigenart der hier zu lösenden künstlerischen Aufgabe gebotene innere Notwendigkeit war, wird kritischen Lesern nicht entgehen.

Für letztere bedarf es auch nicht der Versicherung, daß in dem noch ausstehenden Schlußband, — der einen Zeitraum von 40 Jahren

umfaßt — die bisher befolgte schrittweise Begleitung des Lebensganges der Heldin einer die Erlebnisse gruppenweis in größeren Abschni n zusammenfassenden Darstellung Platz machen wird.

Das diesem Bande beigegebene Porträt Robert Schumanns ist die Reproduktion einer Zeichnung Eduard Bendemanns aus dem Jahr 1859 nach der S. 208 erwähnten Hamburger Daguerreotypie aus dem März 1850. Das Titelbild ist eine Reproduktion des Gemäldes von Sohn, mit dem Clara Weihnachten 1853 ihren Mann überraschte.

Am 65 jährigen Hochzeitstage Robert und Clara Schumanns, den 12. September 1905.

Ringgenberg am Brienzer See,

Berthold Litzmann.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Frühlingsregen und Sonnenschein.

1840—1844.

„Man wird es zugeben müssen", schreibt Schumann im Frühling 1840*, „in diesem von der Natur so stiefmütterlich behandelten Leipzig blüht die deutsche Musik, daß es sich, ohne für unbescheiden zu gelten, neben den reichsten und größten Frucht- und Blütengärten anderer Städte sehen lassen darf ..... So wolle der musikalische Genius noch lange segnend über dieser Erdscholle wachen, die früher der Name Bachs geweiht, jetzt der eines berühmten jungen Meisters, welcher letztere, wie Alle, die ihm nahe stehen, zum Gedeihen wahrer Kunst noch viele Jahre unter uns verweilen möge!"

Es klingt schon wie eine leise Besorgnis der Vergänglichkeit dieser Blüte herein, die ja in der Folge sich als nur zu berechtigt erweisen sollte. Aber trotzdem wurde der Wunsch, wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit, ihm und allen Gleichgesinnten wunderbar und herrlich erfüllt, und schöner noch, als die Bescheidenheit des Propheten Wort haben wollte.

Wenn bis zu jenem Zeitpunkt Mendelssohns Name und Persönlichkeit allein und ausschließlich dem Leipziger Musikleben, jedenfalls in den Augen der Fernerstehenden, den Stempel aufgedrückt hatte, so wurde in den vier Jahren, die nun folgten, der belebende Anhauch, der von Leipzig ausging, verstärkt und vertieft durch die in überraschender Vielseitigkeit und sprudelnder Frische wie ein lange

* Musikleben in Leipzig während des Winters 1839/40. Neue Ztschr. f. Musik 1840. Nr. 35—40. Ges. Schriften 4. Aufl. II. S. 242 ff.

künstlich gehemmter Strom sich bahnbrechende Schöpferkraft Schumanns.

Am schwer erkämpften eigenen Herd, dem Ziel jahrelanger Träume, ward wirklich und endlich alles frei, was bis dahin in ihm gebunden gewesen. Und wenn auch schon in diesen ersten Jahren bereits hin und wieder Vorboten späterer Leiden Sorgen weckten und Schatten auf das junge häusliche Glück warfen, so waren sie doch einstweilen, auch für die Nächstbeteiligten, nicht mehr als flüchtiges, schnell vergehendes Mittagsgewölk an einem klaren Sommertag. Denn in ganzer Fülle ward an ihm das Wort wahr:

„Beglückt, wem ruhig liebend ein frommes Weib
Am eignen Herd in friedlicher Heimat lebt,
Es leuchtet über festem Boden
Schöner sein Himmel dem sichern Manne.“

Am 13. September, dem ersten Tag ihrer jungen Ehe, überreichte Schumann seiner Frau ein neues Tagebuch, in das er selbst die erste Eintragung machte.

„Das Büchlein, das ich heute eröffne“, schrieb er, „hat eine gar innige Bedeutung; es soll ein Tagebuch werden, über Alles, was uns gemeinsam berührt in unserem Haus- und Ehestand; unsere Wünsche, unsere Hoffnungen sollen darin aufgezeichnet werden; auch soll es sein ein Büchlein der Bitten, die wir aneinander zu richten haben, wenn das Wort nicht ausreicht; auch eines der Vermittlung und Versöhnung, wenn wir uns etwa verkannt hatten; kurz ein guter, wahrer Freund soll es uns sein, dem wir Alles vertrauen, dem unsere Herzen offen stehen.“ .... „Alle acht Tage wechseln wir ab in der Führung des Sekretariats; alle Sonntage ... erfolgt die Übergabe .... Das Geschriebene wird alsdann gelesen, im Stillen, oder auch laut, je nachdem der Inhalt es verlangt, Vergessenes nachgetragen .... und überhaupt der ganze Lebenslauf der Woche sorgfältig erwogen, ob es auch ein würdiger und tätiger war, ob wir uns nach innen und außen immer mehr im Wohlstand befestigt, ob

wir uns auch in unserer geliebten Kunst immer mehr vervollkommnet.

Die Aufzeichnungen in einer Woche dürfen nie unter einer Seite betragen; wer dagegen fehlt, bekömmt eine Strafe, die wir uns noch aussinnen wollen.

Eine Zierde unseres Tagebüchelchens soll wie gesagt die Kritik unserer künstlerischen Leistungen werden; z. B. kömmt genau hinein, was Du vorzüglich studiert, was Du componiert, was Du Neues kennen gelernt hast, und was Du davon denkst; dasselbe findet bei mir Statt. Eine andere Hauptzierde des Buches bilden: Charakterschilderungen z. B. bedeutender Künstler, die wir in der Nähe gesehen. Anekdoten, Humoristisches bleibt keineswegs ausgeschlossen.

Das Schönste und Herzigste aber, was das Buch enthalten soll, will ich Dir, mein liebes Weib, nicht noch beim Namen nennen: Deine und meine schönen Hoffnungen, die der Himmel segnen wolle, Deine und meine Besorgnisse, wie sie das Leben in der Ehe mit sich bringt; kurz allen Freuden und Leiden des ehelichen Lebens soll hier eine treue Geschichte geschrieben werden, die uns noch im späteren Alter erfreuen wird.

Bist Du mit alle diesem einverstanden, mein Herzensweib, so schreibe Deinen Namen unter meinen, und laß uns als Talisman noch die drei Worte aussprechen, worauf alles Glück des Lebens beruht:

Fleiß, Sparsamkeit und Treue."

Und unter Roberts Name steht von Claras Hand: „Dein Dir von ganzer Seele ergebenes Weib Clara."

Manche von den Gesetzen dieses „Eheordens" sind im Laufe der Zeit übertreten und vergessen worden, und der Gesetzgeber selbst hat vor allen Dingen gegen das erste Gebot der gemeinsamen Führung des Tagebuches in regelmäßigem Wechsel gefrevelt und zunächst nur vorübergehend im schöpferischen Arbeitsdrang, hernach aber dauernd die Berichterstattung über die inneren und äußeren Erlebnisse der Frau allein überlassen und so dem Buche den

Charakter einer schriftlichen Zwiesprache unter den Eheleuten über Fragen, die sie im Geräusche des Tages mündlich zu erörtern Scheu trugen, genommen; aber der Grundton, der hier angeschlagen wird, und die Hauptziele, die hier, nicht so sehr für das gemeinsame Tagebuch als für die gemeinsame Lebenswanderung, gestellt werden, die sind bis zum letzten Ende von beiden mit einer Treue, einem Ernst und einer schlichten Größe festgehalten worden, wie sie wohl, und zwar nicht nur in einer Künstlerehe, zu den größten Seltenheiten gehören. Und daß ein Lebensbund zwischen zwei so reich begabten und so stark ausgeprägten künstlerischen Individualitäten an sich Klippen und schwere Gefahren eigener Art in sich barg, darüber waren zwar wohl die beiden im Laufe der langen Prüfungszeit sich klar geworden, aber die Größe der dadurch gegeneinander übernommenen Pflichten mußte doch erst in einer keineswegs immer leichten Schule der Erfahrung von beiden nicht ohne innere Kämpfe erlernt werden.

Es erscheint ja zunächst selbstverständlich, daß bei einer Abwägung der ins Spiel kommenden und ihr Recht verlangenden künstlerischen Qualitäten, dem Schaffenden, in diesem Fall also dem Mann, unbedingt der Vorzug vor dem nur nachschaffenden, reproduzierenden Künstler — hier der Frau — eingeräumt wird.

In der Wirklichkeit aber war die Lösung der Aufgabe doch nicht so einfach, trotzdem hier von beiden Seiten gegenseitige Liebe, angeborene Herzensgüte und ein überaus feines und strenges künstlerisches Gewissen von vornherein zusammenwirkten, um jede mögliche Dissonanz beim ersten Ton in Harmonie aufzulösen. Denn als Clara Wieck Robert Schumann ihre Hand reichte, hatte für den weiten Kreis der musikalisch Gebildeten zweifellos ihr Name einen helleren und volleren Klang in der Öffentlichkeit, als der ihres Mannes. Sie stand, so schien es damals wenigstens, trotz ihrer Jugend auf der Höhe ihrer Kunst, und das Verschwinden dieser jungfräulichen, priesterlichen Erscheinung, die wie ein aus

reinerer Atmosphäre in ruhiger, stiller Schönheit Licht verbreitendes Gestirn Unzähligen die Freude am eigenen Dasein erhöht und den Glauben an reines selbstloses Künstlertum geweckt und gestärkt hatte, wurde von allen als ein nicht zu ersetzender Verlust schmerzlich empfunden. Denn nur die wenigsten hatten eine Ahnung davon, daß dieser zeitweilige Verlust in Wirklichkeit für die Kunst und die Künstlerin den höchsten Gewinn bedeutete.

Hebbel hat einmal gesagt, Jeder der zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will, muß „in einem anderen Großen erst einmal völlig auf- und untergehen ... Ein Prophet tauft den zweiten. Und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen."

Aber es ist eben eine Feuertaufe, und dem Werdenden ist in diesen Augenblicken nicht nur willige Hingabe, sondern auch unerschütterlicher Mut und festes Selbstvertrauen dreifach nötig, soll nicht der Lebenswecker zum Zerstörer werden.

Und in dieser Beziehung ward Claras Kraft auf die höchste Probe gestellt. Sie wußte ganz genau und erfuhr es täglich im Zusammenleben mit Schumann neu, daß er schon jetzt, gerade jetzt, zum Größten herangereift war, daß er nicht nur für seine Lebensgefährtin, sondern auch für die Künstlerin der Meister war, dem sich hinzugeben und in dem aufzugehen höchste Pflicht und höchstes Glück zugleich war; mochte auch die Welt, bis in den nächsten Freundeskreis hinein, geneigt sein, die Offenbarungen seiner spröden Eigenart noch als Versuche eines Ringenden, Kämpfenden aufzufassen, dem die harmonisch abgeklärte Künstlerschaft der Frau in ihrer Reife und inneren Geschlossenheit als ein, in den Grenzen ihrer Begabung, ebenbürtiges Element mindestens an die Seite zu stellen sei.

Aber, wenn sie auch schon in den letzten Jahren ihres Brautstandes aus dieser klaren persönlichen Überzeugung heraus allen Ehrgeiz, als Schaffende neben ihm etwas Eigenes noch zu leisten,

begraben hatte, so war doch in ihrer bedingungslosen Hingabe an ihn ein Punkt, bei dem instinktiv von Anfang an ihr Künstlergewissen ihr Halt gebot: Die Ausübung ihrer Kunst.

Daß Schumann im Innersten seines Herzens es am liebsten gesehen hätte, wenn sie in dem Augenblick, wo sie sein Weib wurde, überhaupt auf künstlerische Tätigkeit nach außen verzichtet hätte, unterliegt keinem Zweifel, war auch von seinem Standpunkt wohl begreiflich, da er, abgesehen von dem Wunsch, die schwer erkämpfte Geliebte für sich zu besitzen, mehr oder minder klar jene Konflikte vorausahnte, in die bei seinem gesteigerten Schaffenstrieb mit der entsprechenden Sehnsucht nach dem stillen Frieden der Häuslichkeit eine gleichzeitig zur Betätigung nach außen drängende Künstlerschaft der Frau sie beide bringen mußte; sie war nur zu erkaufen entweder durch langwierige Trennungen oder durch seine Teilnahme an den Reisen, die, wie sie seine Schöpferarbeit aufs empfindlichste lähmte, zugleich auch ihn als Begleiter der gefeierten Künstlerin in Lagen und Stellungen hineinbringen konnte, die seinem berechtigten künstlerischen Selbstgefühl oft unerträglich sein mußten.

Wenn trotzdem bei den Zukunftsplänen von vornherein Claras Fortführung ihrer öffentlichen Tätigkeit von beiden immer als etwas Selbstverständliches behandelt worden war, so waren dabei für ihn wohl an erster Stelle finanzielle Rücksichten ausschlaggebend, da die Einnahmen daraus gegenüber den düsteren Prophezeiungen Wiecks über das voraussichtliche Hungerleidertum des jungen Paares mit fröhlichem Klang schwer ins Gewicht fielen.

Für Clara aber stand von vornherein viel mehr auf dem Spiele. Wohl betonte auch sie jetzt und in der Folge immer wieder die Notwendigkeit, ihre Erwerbsfähigkeit für die wachsenden Ausgaben des Haushalts zu verwerten; und zwar war das kein Vorwand, denn sie sorgte sich tatsächlich sehr um die Zukunft, je mehr ihr Mann derartige Sorgen von sich abzuschieben liebte. Aber für sie kam an erster Stelle doch ganz etwas anderes in Betracht. Sie wußte,

oder ahnte jedenfalls, deutlich, daß in dem Augenblick, wo sie auf die künstlerische Tätigkeit nach außen verzichtete, sie damit zugleich auf das Recht verzichtete, die Pflege ihrer Kunst als einen ihren übrigen Pflichten ebenbürtigen Faktor im täglichen Leben durchzusetzen. Und wenn sie auch von dem Augenblick an, wo sie sich Schumann zu eigen gegeben, ihm ihre beste Kraft rückhalt- und bedingungslos zu weihen entschlossen war, so empfand sie doch von Anfang an, wenn auch mehr instinktiv als bewußt, daß die Vorbedingung dafür die Erhaltung und Entfaltung ihrer Persönlichkeit war, in der das Menschliche und Künstlerische nicht voneinander zu trennen war, ohne einem von beiden den Lebensnerv zu treffen.

Wie groß die Aufgabe war, die sie dadurch übernommen, davon ahnte sie natürlich nichts in dem Augenblick, als sie Schumanns Frau wurde, und schwere Stunden sind ihr namentlich in den ersten Jahren nicht erspart geblieben, als die ganz ungewohnten und noch dazu von Jahr zu Jahr wachsenden häuslichen Pflichten und die immer reicher und imponierender sich entfaltende Schöpfertätigkeit ihres Mannes ihr persönliches Künstlertum von Tag zu Tag in immer bescheidenere Grenzen einengten und Schritt für Schritt mehr zurückdrängten, während gleichzeitig gerade durch das Zusammenleben mit Robert ihr künstlerisches Verständnis reifte und sich vertiefte. Aber wie alle Aufgaben, vor die das Schicksal im Laufe eines langen Lebens diese große und gute Frau stellte, so hat sie auch diese mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit, unsagbar feinem Takt und jener inneren Glaubenszuversicht, die den Sieg verleiht, in einer Weise gelöst, die es begreifen läßt, wie die Nähe einer künstlerisch und sittlich so rein gestimmten Seele wieder für Schumanns schöpferische Tätigkeit zu einer anfeuernden und belebenden Kraft werden mußte.

Wenn so in neuen Sorgen und neuen Hoffnungen, neuen Kämpfen und neuen Siegen beiden aus dem geschlossenen Bunde ein

neues vollkommeneres vertieftes Innenleben sich gestaltete und in jedem von ihnen durch die Gemeinschaft neue Triebe zeitigte, die zunächst ihrem häuslichen Glück, in naher und ferner Zukunft aber der Allgemeinheit Früchte tragen und reiche Ernte bringen sollten, so lag doch von vornherein über all dieser Zukunftsarbeit ein Schatten aus der Vergangenheit, den auch die kräftigste und freudigste bewußte Erfassung des Glückes der Gegenwart nicht zu bannen vermochte, der Schmerz der Tochter über den unversöhnlichen Haß des Vaters.

„Heute ist's ein viertel Jahr, daß wir verheiratet sind", schreibt Clara am 5. Dezember, „wohl mein glücklichstes Vierteljahr, das ich noch erlebt. Ich stehe täglich in neuer Liebe zu meinem Robert auf, und scheine ich auch manchmal trübe, fast unfreundlich, so sind es nur Sorgen, deren Ursprung doch immer die Liebe zu ihm ist. Ich hoffe, alle nächstfolgenden Vierteljahre sollen uns nicht weniger glücklich finden als das vergangene. Kann etwas mein Glück auf Augenblicke trüben, so ist es der Gedanke an meinen Vater, für den ich das tiefste Mitleid fühle, daß er nicht Zeuge unseres Glückes sein kann, daß ihm der Himmel ein Herz versagt hat, und er für ein Glück wie das unsrige unempfindlich ist. Er hat doch keine Freude jetzt und nicht nur mich sondern auch all seine Freunde, deren er so nicht Viele besaß, durch sein Benehmen verloren. Das ist traurig, und für mich um so mehr, als ich seine Tochter bin. Ich hoffe, daß Du, mein innigst geliebter Robert, mir darum nicht zürnst; das kindliche Gefühl läßt sich nun einmal nicht ganz unterdrücken, und so wirst du mir auch meine trüben Gedanken an meinen Vater manchmal verzeihen."

In den letzten Worten ist schon angedeutet und auch nach allem, was vorangegangen war, durchaus begreiflich, daß dies zugleich ein Punkt war, der unter Umständen auch zwischen beiden Eheleuten Quelle von Verstimmungen und Trübungen werden konnte. Schwebte doch um diese Zeit noch der von Schumann gegen Wieck angestrengte

Beleidigungsprozeß, der im Frühling 1841 mit einer Verurteilung Wiecks endigte, und fanden doch gleichzeitig unter Major Serres Vermittelung sehr peinliche Verhandlungen zwischen Vater und Kindern über Claras Vermögen und die Auslieferung ihr gehöriger Sachen, vor allem ihres Flügels, statt. In letzteren kehrte dann freilich wieder Wieck so sehr die kleinlichen und gehässigen Seiten seines Wesens hervor, daß die weiche versöhnliche Stimmung Claras sehr bald ins Gegenteil umschlug und infolgedessen im Frühling 1841 die letzten Aussichten auf eine auch nur äußerliche Annäherung auf absehbare Zeit vernichtet schienen.

Wenn trotzdem Clara einige Monate später aus der Fülle ihres Glücks heraus durch einen Glückwunsch zum Geburtstag des Vaters wieder die Hand bot, den zerrissenen Faden neu zu knüpfen, so war das selbstverständlich kein Zeichen von Schwäche oder Reue über das, was sie getan. Darüber hat weder jetzt noch irgendwie später bei ihr und ihrem Manne auch der leiseste Zweifel und Skrupel bestanden. Sondern sie folgte darin lediglich dem Zug ihres Herzens zu dem einsamen Manne, den sie trotz allem Bösen, was er ihr zugefügt, nie als Tochter zu lieben aufgehört. Und es war zugleich von ihres Mannes Seite ein nicht hoch genug anzuschlagender Beweis von Zartsinn gegen sie und von vornehmer Gesinnung, daß er ihrem Wunsche gern willfahrte. Freilich bei Wieck fand dieser Annäherungsversuch ebensowenig Verständnis, geschweige denn Erwiderung, wie die wenige Tage später durch Schumann an ihn gerichtete Mitteilung, daß ihm am 2. Sept. ein Enkelkind geboren sei. Ja diesmal erfolgte sogar herbe Abweisung in schrofffster Form.

Danach war selbstverständlich für Schumanns jeder neue Annäherungsversuch ausgeschlossen. Und man hätte es beiden nicht verdenken können, wenn sie, als plötzlich im Januar 1843 bei Wieck die Stimmung umschlug und er in einem leider nur fragmentarisch erhaltenen Schreiben eine Anknüpfung seinerseits versuchte, mindestens

mit zögernder Zurückhaltung erwidert hätten. Aber ein derartiges Rechten lag weder in Claras noch in Roberts Natur.

Vielmehr erwiderte sie dem Vater auf seine am 21. Januar 1843 an sie gerichteten Worte*:

„Ich liebe die Kunst immer noch aufrichtig und ungetrübt; folglich soll auch jetzt die Tätigkeit Deines talentvollen Mannes nicht unbeachtet und unerkannt von mir bleiben. Das will ich Dir dadurch beweisen, daß ich Dich bitte, mir vorher anzuzeigen, wenn ich einige von Deines Mannes neuesten, viel von allen Kennern gerühmten Compositionen öffentlich hören kann. Ich komme deswegen nach Leipzig.

Dein Mann und ich, wir sind 2 harte Köpfe — die muß man gehen lassen, aber gesinnungsvoll sind wir. Folglich kann es ihn nicht wundern, wenn ich wie immer seinem Fleiß und seiner Schöpferkraft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wünsche. Komme bald nach Dresden und führe hier Deines Mannes Quintett auf" unbefangen und herzlich, die Vergangenheit mit keinem Worte berührend**:

Leipzig d. 23./I. 1843.

Lieber Vater.

Deiner freundlichen Einladung wäre ich am liebsten gleich gefolgt, aber Du weißt, man kann sich nicht immer losreißen, und für unsere Kleine ist auch die Jahreszeit noch zu rauh. Sobald es aber wieder wärmer wird, komme ich mit ihr, und Du wirst Deine Freude an ihr haben. .... Ich hoffe aber doch gewiß, Dich vorher und zwar hier zu sprechen, denn, daß ich mich darnach sehne, Dich bald zu sehen, wirst Du glauben.

Vielleicht ließe sich dies zugleich mit einem musikalischen Genuß vereinen: die Schloß*** hat mich eingeladen in ihrem Conzert zu

* Das oben mitgeteilte Fragment ist (mit falschem Datum) gedruckt bei Kohut (Fr. Wieck S. 150), der anscheinend aus dem Original selber oder einer Abschrift schöpfte. Bei den im Schumannschen Nachlaß aufbewahrten Briefen Wiecks an seine Tochter findet das Schreiben sich nicht.

** Hier nach dem Original. Gedruckt — mit Auslassungen — schon bei Kohut, Fr. Wieck S. 150.

*** Sophie Schloß aus Köln, Sopransängerin der Leipziger Gewandhaus-

spielen, das am 9. Februar statt findet; ich weiß noch nicht, ob ich das Quintett oder ein Conzertstück mit Orchester vom Robert spiele — eines von beiden aber gewiß ..... Kannst Du Dich so einrichten, daß Du um diese Zeit herkommst?

Zu unserer Matinée hätte ich Dich hergewünscht! Du wärest gewiß befriedigt gewesen. Roberts Quartett und Quintett erfreueten sich eines ungetheilten Beifalls, was mich sehr glücklich machte; daß ich in dieser Stimmung auch nicht schlecht spielte, wirst Du glauben. Ich spielte eine, ich glaube, noch nie öffentlich gehörte Sonate von Beethoven Op. 101 (Du kennst sie recht gut, denn, wo ich nicht irre, habe ich sie schon früher einmal bei Dir gespielt), außerdem noch Pedal-Fuge von Bach und zum Schluß das Quintett. Die Quartette vom Robert, drei sind es, erscheinen binnen einigen Wochen bei Härtels. Vielleicht trifft es sich, daß [Du] doch noch diesen Winter Eines oder das Andere hören kannst, was mir lieb wäre.

Daß es mit Deiner Gesundheit wieder besser geht, ist mir eine große Beruhigung, und lieb ist es mir, daß ich von Deinem Unwohlsein nichts wußte, als es schlimmer war. Der Sommer wird Dich ganz gesund wieder machen.

Wer hat Dir aber nur gesagt, daß ich kränkle? ich kann Dir die Versicherung geben, daß dies durchaus nicht der Fall ist. .... Marie würde ich mich freuen einmal zu hören; sie soll ja wunderhübsch spielen, auch Cäcilie* — Grüße beide Kinder sowie die Mutter freundlich von mir, und Du, mein lieber Vater, schreibe recht bald etwas Näheres wegen unseres Wiedersehens.

Deine Clara.

Die vornehme Natur Schumanns verleugnete sich auch diesmal nicht; obwohl dieser Aussöhnungsversuch des Vaters sich einstweilen nicht auf seine Person mit erstreckte, zögerte er nicht einen Augenblick, seiner Frau so bald als möglich die Gelegenheit zu verschaffen, der Einladung nach Dresden zu folgen.

---

konzerte von 1839—43 und 1846—48. „Die erste Sängerin, die Schumannsche Lieder öffentlich vortrug.“ Vgl. Schumann, Ges. Schriften. 4. Aufl. II. S. 556.

* Bei Kohut, a. a. O., ist die auf die Schwestern Claras bezügliche Stelle fälschlich durch gesperrten Druck hervorgehoben.

„Clara ist in Dresden", schreibt er am 17. Februar 1843, „die Ihrigen zu besuchen. Der Sinn des Vaters hat sich plötzlich gewendet, und mich freut es in meiner Clara Seele. Denn Eltern bleiben Eltern und man hat sie nur einmal."

Fragt man aber nach den Gründen dieser „plötzlichen Wendung", dieses durch keine inzwischen vorgegangene Veränderungen in dem Verhalten der Kinder gegen den Vater erklärten Umschlags der Stimmung, so wird man Wieck wohl kein Unrecht tun, wenn man sie, mochte auch das Herz dabei mitsprechen, wesentlich auf Klugheitserwägungen zurückführt.

Unbeschadet seiner frühen Würdigung der Bedeutung Schumanns hatte ihm doch offenbar bisher der eigentliche Glaube an die Entwicklungsfähigkeit seines Genius gefehlt, hatte er ihm eine große Zukunft im Sinne einer sofortige allgemeine Geltung beanspruchenden künstlerischen Persönlichkeit nicht zugetraut. Und diese Erwägung war sicher auch mit einer der Gründe seines hartnäckigen Widerstandes gegen die Verbindung seiner Tochter gewesen. Die schöpferische Tätigkeit aber, die Schumann in den ersten beiden Jahren seiner Ehe entfaltete, belehrte ihn eines Besseren und machte ihm zugleich klar, daß, wollte er seine durch die öffentliche Bekämpfung der Persönlichkeit Schumanns ohnehin schwer erschütterte autoritative Stellung in der Musikwelt behaupten, er den menschlichen Verdruß nicht den siegreich sich Bahn brechenden Künstler entgelten lassen durfte. Hatte er sich aber einmal soweit überwunden, so war gerade bei seiner Natur, die von jeher auch das Persönlichste mit voller Naivität in den Dienst seiner äußeren Interessen zu stellen gewohnt war, der Schritt zur Versöhnung verhältnismäßig leicht getan, denn die Überwindung, die es seinen Stolz vielleicht kostete, ward reichlich aufgewogen durch den Nimbus, den im Augenblick der Aussöhnung seines Schwiegersohnes aufsteigendes Gestirn ihm selber und seinen musikalischen Zukunftsplänen verleihen mußte.

Wenn aber trotz den in dieser Beziehung so charakteristischen Äußerungen über Schumanns Bedeutung in dem ersten wieder an Clara gerichteten Briefe noch Zweifel darüber obwalten sollten, ob diese Erwägungen im letzten Grunde für Wiecks plötzliche Wendung die ausschlaggebenden waren, so müssen sie schwinden, angesichts des Zeitpunktes und der Art und Weise, wie Wieck einige Monate später, nachdem er mit der Tochter sich ausgesöhnt, nun auch mit Schumann die persönliche Fühlung wiederherzustellen suchte. Am 4. und 11. Dezember hatten in Leipzig die beiden ersten Aufführungen von „Paradies und Peri" stattgefunden, für den 23. stand sie in Dresden bevor, da schrieb Wieck an Schumann am 15. Dezember 1843:

Lieber Schumann,

Tempora mutantur et nos mutamur in eis.

Wir können uns, der Clara und der Welt gegenüber, nicht mehr fern stehen. Sie sind jetzt auch Familienvater — warum lange Erklärung?

In der Kunst waren wir immer einig — ich war sogar Ihr Lehrer — mein Ausspruch entschied für Ihre jetzige Laufbahn. Meiner Teilnahme für Ihr Talent und Ihre schönen und wahren Bestrebungen brauche ich Sie nicht zu versichern.

Mit Freuden erwartet Sie in Dresden

Ihr Vater
Fr. Wieck.

und zwei Tage später in einem Briefe an den gemeinsamen Freund Bergschreiber Becker: „Schumann hat bei der ersten Aufführung der Peri in Leipzig ungeheuren Beifall und einen Lorbeerkranz eingeerntet, welcher letzterer ihn etwas konfus gemacht haben mag. Infolgedessen wird sie den 23. im Abonnementskonzert hier im Theater unter Reißiger aufgeführt. Schumann will aber — und mit Recht — bei den Proben sein. Er kommt mit Clara den 19. an und bleibt da. Es ist wahrscheinlich, daß er mich besucht und wohl bis 25. da bleibt."

Glückstrahlend hatte Clara gleich nach Empfang seines Briefes

an ihren Mann dem Vater geschrieben: „Tausend Dank für Deinen Brief und insbesondere für die Inlage, Deine freundlichen Zeilen an meinen Mann, der Dir in Dresden selbst danken wird. Ich bin sehr glücklich darüber und wüßte nichts mehr, das mir das Herz schwer macht."

Es kam dann auch, wie Wieck an Becker geschrieben; das Ehepaar traf am 19. Dezember in Dresden ein und feierte hier gemeinsam das Weihnachtsfest in Claras Elternhause, zum erstenmal seit sieben Jahren.

Damit war der Friede endlich wiederhergestellt und zugleich ein für allemal diese Dissonanz aus dem Leben des jungen Paares ausgelöscht. Nie wieder ist seitdem — obwohl es auch in der Folge an vorübergehenden Reibungen und Verstimmungen nicht gefehlt hat — das Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern nach außen ernstlich gestört worden. Daß es so wurde und blieb, ist aber wieder vor allem, wenn nicht allein, das Verdienst Claras, die mit großartiger Selbstüberwindung von diesem Augenblick an in dem Verkehr mit dem Wieckschen Hause jeden, auch den leisesten Nachklang der erlittenen Qualen ausschaltete und ihrer reinen Herzensgüte entsprechend Eltern und Geschwistern nichts anderes sein wollte als gute Tochter und zärtliche Schwester. Daß aber durch diese Aussöhnung weder bei ihrem Manne noch bei ihr die Erinnerung an die Vergangenheit an sich ausgetilgt wurde und auch nicht werden konnte, ist für jeden klar, der sich vergegenwärtigt, was man ihnen angetan hatte. Es blieb ein Pietäts- und Respektverhältnis in freundlichsten, oft selbst herzlichen äußeren Formen, aber die alte Unbefangenheit kehrte nie wieder.

Ehe aber die Tochter nach langer Trennung den Platz im Elternhause sich wieder eroberte, der ihr nicht nur um ihrer kindlichen Liebe sondern mindestens ebensosehr wegen der Treue gebührte, die sie in den schweren Kämpfen sich selber und dem Geliebten gewahrt hatte, hatte sie als Frau in den vier Wänden des eigenen Hauses sich einen Platz, einen Boden, auf dem die Zukunft aufgebaut werden sollte, erst schaffen müssen und tatsächlich auch

geschaffen, und zwar, wie bereits angedeutet wurde, nicht ohne daß dabei Widerstände, im eigenen Innern wie von außen kommende, kämpfend zu überwinden gewesen wären.

Ein scheinbar stilles und doch innerlich unendlich bewegtes Leben war es, das sich in den freundlichen Räumen des ersten Stockwerkes im Hause Inselstraße Nr. 5 in den ersten vierziger Jahren entfaltete. Zwei Künstler am Werk, beide einem Ziele zustrebend, der Ausbildung der in ihnen wirkenden geistigen und sittlichen Kräfte zu höchster Vollendung, und darin auch immer den Ausgleich findend für die kleinen und großen Dissonanzen, die die Zusammenstöße mit den Sorgen und Fragen des täglichen Lebens und die leisen gegenseitigen Zerrungen zweier hochgespannter künstlerischer Individualitäten mit sich brachten. Zwei Flügel stehen im Haus, aber sie dürfen nicht zusammen klingen, und im Tagebuch fehlt es dann auch nicht an lauten und leisen Klagen über „das Übel mit den leichten Wänden.“ „Mein Klavierspiel“, heißt es im Januar 1841, „kommt wieder ganz hintenan, was immer der Fall ist, wenn Robert componiert. Nicht ein Stündchen vom ganzen Tag findet sich für mich! wenn ich nur nicht gar so sehr zurückkomme!“

Ja noch mehr, während eine Fülle von Wohllauten in Liedern und Symphonien unter diesem Dach zur höchsten künstlerischen Gestaltung sich durchringt, klingt kein Ton davon herüber in das einsame Zimmer der jungen Frau. „Robert ist seit einigen Tagen sehr kalt gegen mich“, klagt das Tagebuch*, „zwar ist wohl der Grund ein sehr erfreulicher, und niemand kann aufrichtiger teilnehmen an allem, was er unternimmt, als ich, doch zuweilen kränkt mich diese Kälte, die ich am allerwenigsten verdiente.“ Robert selbst spricht** von ihren mit Schmerzen gemischten Freuden an seinen

---

* Ende Dezember 1840. Er legte damals die letzte Hand an die „Frühlingssymphonie.“ (B-Dur Op. 38.)

** Ende November 1840 nach Vollendung des Kernerschen Liederzyklus. (Op. 35.)

Schöpfungen: „denn sie muß meine Lieder zu oft durch Stillschweigen und Unsichtbarkeit erkaufen.“ „So geht es nun in Künstlerehen“, setzt er hinzu, „und wenn man sich liebt, immer noch gut genug.“

Ernster aber und tiefer auf den Grund der Dinge schauend und aus ihm zugleich den versöhnenden Klang heraushebend ist eine Betrachtung aus dem zweiten Jahre der Ehe, im Oktober 1842, im Anschluß an das erste Gewandhauskonzert des Winters, in dem Clara gespielt hatte: „sie spielte gut und schön, wie immer. Sorge macht mir oft, daß ich Clara in ihren Studien oft hindere, da sie mich nicht im Componieren stören will. Denn ich weiß ja wohl, daß der öffentlich auftretende Künstler, und wenn er der größte, gewisse mechanische Übungen nie ganz unterlassen, die Schnellkraft der Finger so zu sagen immer in Übung halten muß. Und dazu fehlt es meiner lieben Künstlerin oft an Zeit. Was freilich die tiefere musikalische Bildung betrifft, so ist Clara gewiß nicht stehen geblieben, im Gegenteil vorgeschritten; sie lebt ja auch nur in guter Musik, und so ist ihr Spiel jetzt gewiß nur noch gesunder und zugleich geistiger und zarter als früher. Aber jene mechanische Sicherheit zur Unfehlbarkeit gleichsam zu erhöhen, dazu fehlt es ihr jetzt manchmal an Zeit, und daran bin ich Schuld und kann es doch nicht ändern, Clara sieht das auch ein, daß ich mein Talent zu pflegen habe, und daß ich jetzt in der schönsten Kraft bin und die Jugend noch nützen muß. Nun so geht es in Künstlerehen; es kann nicht alles beieinander sein; und die Hauptsache ist doch immer das übrige Glück, und recht glücklich sind wir gewiß, daß wir uns besitzen und verstehen, so gut verstehen und lieben von ganzen Herzen.“

Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb ist Claras Genugtuung darüber, daß ihr die Rücksichten auf ihren Mann und ihren körperlichen Zustand ein regelmäßiges Spielen wieder gestatteten, nur zu begreiflich, wenn sie einmal schreibt: „ich lege mich ruhiger zu Bett, wenn ich diese Pflicht an mir selbst erfüllt habe.“

Dabei täuschte sie sich am allerwenigsten darüber, wie recht ihr Mann mit seinen Bemerkungen über ihr eigentlich musikalisches Reifen habe.

Mit ihm und durch ihn wuchs sie erst in das tiefere Verständnis der Beethovenschen Orchesterwerke und vor allem auch Bachs hinein.

Mit dem gemeinsamen Studium des wohltemperierten Klaviers hatten sie gleich in der zweiten Woche ihres Ehelebens begonnen. „Robert", schreibt darüber Clara, „bezeichnet die Stellen, wo das Thema immer wieder eintritt, es ist doch ein gar interessantes Studium die Fugen, und schafft mir täglich mehr Genuß. Robert gab mir einen starken Verweis; ich hatte eine Stelle in Oktaven verdoppelt und dadurch unerlaubt eine fünfte Stimme dem vierstimmigen Satze beigefügt." „Unser Fugenstudium", heißt es 8 Tage später, „setzen wir fort; es wird mir mit jedem Mal Spielen interessanter. Bei diesem natürlichen Fluß doch diese große Kunst, was man doch fast von jeder der Fugen sagen kann. Die Mendelssohnschen Fugen kommen Einem doch nach den Bachschen ärmlich vor, man sieht auch sehr, wie sie gemacht sind, und es ihm wohl manchmal schwer geworden ist ... Ich glaube übrigens gewiß, es lebt jetzt Keiner, der solche Fugen schreiben könnte als Mendelssohn." („Cherubini, Spohr, Klengel", bemerkt berichtigend Schumann dazu am Rande!)

Diesen Studien reihte sich im Frühling 1841 ein gemeinsames Studium Beethovenscher Symphonien und Mozartscher und Beethovenscher Ouvertüren* aus der Partitur an; „Clara hat außerdem" heißt es im Juli 1841, „fleißig an einigen Beethovenschen Sonaten studiert und sie ganz eigentümlich gefaßt, ohne das Original zu beeinträchtigen. Dies macht mir einen großen Genuß."

Vor allem aber gingen ihr im Studium und Spiel von Schumanns eigenen Kompositionen neue, ihrer künstlerischen Eigenart besonders pfadweisende Offenbarungen auf, die im Verein mit

* Ähnlich wurden im Sommer 1842 die Haydnschen und Mozartschen Quartette der Reihe nach am Klavier durchgenommen.

jenem Sichversenken in die Klassiker sie allmählich, aber verhältnismäßig doch sehr rasch, von den Fesseln jener Kunstauffassung befreiten, die auch das private Studium immer im Hinblick auf Konzertprogramme mehr oder minder bewußt beeinflußt.

Wie schnell und wie gründlich dieser Wandel sich vollzog, zeigt schon eine Äußerung Claras aus dem Juli 1841: „Ich spielte Sonntag nachmittag einige Sonaten von Beethoven, doch fanden weder Becker noch Krägen den Genuß daran, den uns so eine Beethovensche Sonate verschafft. Ihre Bildung ist mehr auf das Virtuosentum gerichtet als auf die wahre Musik. Eine Fuge von Bach z. B. langweilt sie, sie sind nicht fähig, die Schönheit zu empfinden, die in dem verschiedenen Eintreten der Stimmen mit dem Thema liegt, sie können dem gar nicht folgen . . . Je weniger ich jetzt öffentlich spiele, je mehr wird mir das ganze mechanische Virtuosentum verhaßt. Die Konzertkompositionen als: Etüden von Henselt, Phantasieen von Thalberg, Liszt usw. sind mir ganz zuwider geworden . . , Alles das kann keinen dauernden Genuß schaffen."

Ein ähnlicher Ton klingt auch aus dem Urteil über Henselt, der im September 1842 in Leipzig weilte und sie zwar wie ehemals durch sein imposantes, dabei weiches Spiel entzückte, aber doch etwas vermissen ließ: „So herrlich nun sein Spiel ist, so deutlich jeder Ton, so glaube ich doch, daß durch das viele mechanische Studium sein Anschlag an Zartheit verloren hat. So recht hingehaucht, poetisch scheint er nicht spielen zu können. . . . Er hat mich übrigens durch sein Spiel wieder, wie vor 6 Jahren, entmutigt, dann aber auch angefeuert. Ich bin jetzt unverzeihlich faul im Klavierspiel gewesen, doch ich will alles wieder gutmachen, soviel es mir möglich ist." Glaubt man aus diesen Worten eine gewisse Zuversicht herauszuhören, daß sie trotz allen immer wiederkehrenden Klagen, infolge der geringen Übung alles zu verlernen, jetzt etwas Neues und Eigenes dagegen einzusetzen habe, so tritt die Verinnerlichung ihres künstlerischen Empfindens vielleicht noch stärker in einer Bemerkung

über das Programm hervor, mit dem die von ihr als Mensch wie als Künstlerin gleich hoch gestellte Pauline Viardot im August 1843 vor das Leipziger Publikum trat, dem Bedauern, daß „ein so durch und durch musikalisches Wesen, die gewiß den Sinn für wirklich gute Musik hat", doch glaube, dem Geschmack des Publikums soviel Zugeständnisse machen zu müssen.

„Clara studiert", schreibt Schumann im August 1841, „mit rechter Liebe viel Beethovensches (auch Schu- und Ehemännisches), hat mir viel beigestanden im Ordnen meiner Symphonie, liest nebenbei Goethes Leben, schneidet auch Bohnen, wenn's sein muß; die Musik geht ihr aber über alles, und das ist eine Freude für mich."

Daß aber neben dem musikalischen auch der übrige geistige Horizont durch Anregung und Anleitung zu eigener Lektüre er- erweitert wurde, das wurde von ihr besonders in den Zeiten, wo ihre Gesundheit ihr die Ausübung der geliebten Kunst nicht gestattete, dankbar empfunden, um so mehr da sie sich im täglichen Verkehr mit der so vielseitig durchgebildeten Persönlichkeit Roberts des Mangels einer systematischen Geistesbildung drückend bewußt wurde. Lernte sie doch z. B. erst jetzt in einer Ausgabe, die Mendelssohn ihr schenkte, Goethes Hermann und Dorothea kennen!

Mit Robert wagte sie sich nun auch an Jean Paul, und mit ihm versenkte sie sich vor allem in Shakespeare, dessen Studium zeitweilig die tägliche Beschäftigung mit dem wohltemperierten Klavier ablöste*. „Die Studien von Bach", schreibt Robert Ende Oktober 1840, „ruhen schon seit 14 Tagen; dafür les ich jetzt Shakespeare, um mir alles auf Musik Bezügliche anzuzeichnen, was mir dann Clara in ein schönes Buch schreibt." Plante er doch einen Aufsatz über Shakespeares Verhältnis zur Musik, „ein Thema, das Mendelssohn behandeln sollte, wenn er auch Schriftsteller wäre." „Es ist noch nichts Schöneres und Bedeutenderes über Musik gesagt worden als

* Clara am 6. Oktober: „Das erste Buch des wohltemperirten Klaviers haben wir vergangene Woche beendet, unser Studium im 2. Buche aber nicht fortgesetzt. Robert wollte eine Woche ruhen."

von Shakespeare, und dies in einer Zeit, wo sie noch in der Wiege lag. Hier zeigt sich wieder einmal der Genius des Dichters, der über alle Zeiten hinausragt und sieht."

Man versteht, wie unter dem verklärenden Schein solcher Gestirne, trotz mannigfacher körperlichen Leiden, die gerade das erste Jahr für die junge Frau mit sich brachte, trotz der Augenblicke der Verzagtheit und der Schwermut, die der Künstlerin in ihr die „Künstlerehe" mit den Entsagungen, zu denen sie sie nötigte, bereitete, immer wieder ein ganz reines volles Glücksgefühl zum Durchbruch kommen mußte, das ihr bisher fremd, fast unverständlich gewesen war. „Wir genießen ein Glück, das ich früher nie gekannt", schreibt sie im Februar 1841, — „ein sogenanntes häusliches Glück verspottete mein Vater allezeit. Wie bedauere ich die, die das nicht kennen! sie leben doch nur halb*!" — Denn bei diesem „häuslichen Glück" war die landläufige Nebenvorstellung von Enge und Beschränktheit ausgeschlossen; es wurzelte in der Größe der beiden Naturen, die in jeder Umgebung ihr Bestes und Eigenstes zur Entfaltung brachten, jenem „erhabenen Sinn", der ihnen eigen, der, mit Schiller zu reden, das Große in das Leben legt und nicht darin sucht.

In seinem „Projectenbuch", in das Schumann seit dem Dezember 1840 Eintragungen verschiedenster Art, auf sein künstlerisches Schaffen und Streben bezüglich, zu machen pflegte, steht unter der Rubrik „Leipziger Componisten", die Mendelssohn eröffnet, auch der Name Clara Schumann. Wer Schumann kennt, weiß, daß das keine mehr oder minder bewußte Courtoisie des Ehemanns war. Diese Einreihung beruhte auf einer rein sachlichen Würdigung ihrer Begabung, die er sicher nicht überschätzte, die er aber ebensowenig unterschätzt oder gar unterdrückt sehen wollte, die vielmehr zu pflegen

* Diese Worte sind im Tagebuch der Dank für die unten S. 28 abgedruckten Worte, die Robert nach Beendigung der Frühlingssymphonie an sie gerichtet hatte.

er für seine Pflicht hielt, wenn er auch hier, ähnlich wie bei ihrem Spiel, eine gewiße Machtlosigkeit gegenüber den äußeren Verhältnissen resigniert immer wieder zugeben mußte. „Clara", schreibt er im Februar 1843 (während ihres Besuches in Dresden), „hat eine Reihe von kleineren Stücken geschrieben, in der Erfindung so zart und musikreich, wie es ihr früher noch nicht gelungen. Aber Kinder haben und einen immer phantasierenden Mann und componieren, geht nicht zusammen. Es fehlt ihr die anhaltende Übung, und dies rührt mich oft, da so mancher innige Gedanke verloren geht, den sie nicht auszuführen vermag."

Immer aber ging Anregung und Ermunterung von ihm aus, Anregung auch insofern, als er sie mit auf seine eigenen Pfade lockte. So war es von innen heraus eigentlich ganz selbstverständlich, daß am Weihnachtsabend des Jahres 1840, das er selbst als „mein Liederjahr" bezeichnet hatte, auch Claras Gabe an ihn in drei Liedern bestand, die sie „in tiefster Bescheidenheit" ihrem geliebten Robert widmete. „Am Strande" von Burns („Traurig schau ich von der Klippe auf die Flut, die uns getrennt"), „Ihr Bildnis" von Heine* („Ich stand in dunklen Träumen") und „Volkslied" von Heine („Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht").

In ihm aber erweckte dieser Liedergruß wieder den lebhaften Wunsch, mit ihr zusammen ein Liederheft herauszugeben. „Die Idee mit Clara ein Liederheft herauszugeben", schreibt er Anfang Januar 1841, „hat mich zur Arbeit begeistert. Von Montag bis Montag sind so 9 Lieder aus dem Liebesfrühling von Rückert fertig geworden." Schwerer ward die Arbeit Clara, die acht Tage später in stiller Verzweiflung dem Tagebuche anvertraut: „Ich habe mich schon einige Male an die mir von Robert aufgezeichneten Gedichte von

* Später veröffentlicht in den „Sechs Liedern mit Begleitung des Pianoforte componiert und ihrer Majestät der regierenden Königin von Dänemark Caroline Amalie ehrfurchtsvoll zugeeignet von Clara Schumann". Op. 13. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.

Rückert gemacht, doch will es gar nicht gehen — ich habe gar kein Talent zur Composition."

Den Beweis dieser Talentlosigkeit lieferte sie dann in den — allerdings erst in der ersten Juniwoche komponierten — vier Liedern, die sie Robert am 8. Juni auf seinen Geburtstagstisch legte: „Warum willst Du andre fragen?" „Er ist gekommen in Sturm und Regen." „Liebst Du um Schönheit, o nicht mich liebe," „Die gute Nacht, die ich Dir sage," von denen die drei ersten nicht nur in dem gemeinsamen Liederheft Aufnahme fanden, sondern auch einen Widerhall wecken sollten, der heute noch lebendig ist. Und wer es nicht wüßte, würde schwerlich in den leidenschaftlichen Sturmfanfaren des „Er ist gekommen" trotz des Textes gerade die Frauenstimme heraushören. Eben deshalb aber gebührte der Dank für dieses Liederheft,* dessen erstes gedrucktes Exemplar Robert Clara am 13. September 1841 bescherte, beiden zu gleichen Teilen. Der Dank, den Rückert im Jahr darauf im Mai 1842 so wundervoll in die Worte faßte:*

Lang ist's, lang,
Seit ich meinen Liebesfrühling sang,
Aus Herzensdrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einsamkeit der Klang.

Zwanzig Jahr
Wurden's, da hört ich hier und dar
Der Vogelschar
Einen, der klar
Pfiff einen Ton, der dorther war.

---

* Zwölf Gedichte aus F. Rückerts Liebesfrühling für Gesang und Pianoforte von Robert und Clara Schumann. Op. 37/12. Zwei Hefte. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.

**) „Friedrich Rückert an Robert und Clara Schumann in Leipzig dankend für ihre Tonsetzungen zu meinem Liebesfrühling." Datiert: Neuseß bei Coburg, im Juni 1842. „Am 15. Juni", schreibt Robert im Tagebuch 1842, „hatten wir eine große Freude. Wir hatten Rückert unsere Lieder geschickt, der uns nun mit einem Meistergedicht antwortete."

Und nun gar
Kommt im einundzwanzigsten Jahr
Ein Vogelpaar,
Macht erst mir klar,
Daß nicht ein Ton verloren war.

Meine Lieder
Singt ihr wieder,
Mein Empfinden
Klingt ihr wieder,
Mein Gefühl
Beschwingt ihr wieder,
Meinen Frühling
Bringt ihr wieder,
Mich, wie schön,
Verjüngt ihr wieder:

Nehmt meinen Dank, wenn euch die Welt,
Wie mir einst, ihren vorenthält!
Und werdet ihr den Dank erlangen,
So hab ich meinen mit empfangen.

Roberts Freude an ihrem Schaffen war aber wohl der Hauptsporn, in der Komposition von Liedern fortzufahren. Mit einziger Ausnahme einer aus Allegro und Scherzo bestehenden Sonatine*, ihrem Weihnachtsgeschenk 1841, besteht die Ernte der folgenden beiden Jahre nur aus Liedern. Der Sommer 1842 zeitigte den „Liebeszauber" von Geibel („Die Liebe saß als Nachtigall im Rosenbusch und sang") und Heines „Sie liebten sich beide, doch keiner wollt es dem andern gestehn"** zu Roberts Geburtstag; „das gelungenste, was sie bis jetzt überhaupt geschrieben hat", bemerkte er dazu im Tagebuche; und der Sommer 1843 Heines „Loreley", Rückerts „Ich hab in Deinem Auge den Strahl der ewigen Liebe gesehn"***, und „O weh, des Scheidens, das er tat."

* Ungedruckt; ein Schlußsatz kam im Januar 1842 dazu, ist aber nicht mit dem Manuskript erhalten.

** Beide veröffentlicht in den „Sechs Liedern", der Königin von Dänemark gewidmet.

*** In den „Sechs Liedern".

Häusliche Pflichten und Vorbereitungen für die Petersburger Reise scheinen in der zweiten Hälfte des Jahres 1843 dann allerdings die Schaffenslust zu einem vorläufigen Abschluß gebracht zu haben, doch muß innerhalb dieses Zeitraumes auch noch die Komposition der beiden Geibelschen Lieder „Der Mond kommt still gegangen“ und „Die stille Lotosblume* fallen, obgleich das Tagebuch ihrer nicht erwähnt.

Auf den ersten Seiten ihres gemeinsamen Tagebuches spricht Clara sich einmal über ihre Auffassung des deutschen Liedes aus, veranlaßt durch den Gesang einiger Lieder ihres Mannes durch ihre Freundin Elise List, die sie aber darin nicht befriedigte; während sie kurz vorher durch den Vortrag einer Rossinischen Arie sie (zum erstenmal) hingerissen: „mir scheint zu deutschen Liedern fehlt ihr eine tiefere Regung, ein inniges Erfassen des Textes, ich kann mich darüber gar nicht so aussprechen, es ist etwas, das ich nicht zu benennen weiß. Es drängte sich mir dasselbe Gefühl einmal auf, als ich von Pauline Garcia das Gretchen von Schubert hörte, was sie mehr nach Effekt haschend vortrug, als mit dieser inneren Glut, wie diese Worte sowie Schuberts Musik so herrlich es aussprechen.“ Was hier andeutend über das Ideal des Vortrags deutscher Lieder gesagt ist, ist in der Auffassung des Wesens des deutschen Liedes, wie es von Schubert zuerst geschaffen, in Claras eigenen Liedern in der Tat geleistet. Es ist ein wunderbar inniges sich Einfühlen in den Text und zugleich ein wunderbar sicheres Herausholen aller in diesem Text noch eingeschlossenen, gewissermaßen unter der Oberfläche der Worte liegenden Stimmungs- und Empfindungskeime. Und dabei noch etwas Eigenes, das aber eigentlich ungewollt ist: der Widerschein, der Widerklang jenes „häuslichen Glückes“ im höchsten Sinn, in dem nach schweren Prüfungen eine glückliche Frau und Mutter den Boden gefunden, in dem ihre Künstlernatur

* Beide in den „Sechs Liedern“.

Wurzel fassen muß, um zu eigentlicher großer Lebenskraft zu wachsen und zu erstarken.

Mitte Oktober 1840 schreibt Schumann einmal über Claras Spiel, sie habe mehrmals in der letzten Zeit gespielt, „daß ich über der Meisterin die Frau vergaß und sie sehr oft selbst vor anderen geradezu ins Gesicht loben mußte. So spielte sie vorigen Sonntag früh die C Dur-Sonate von Beethoven, wie ich es noch nicht gehört.“ „So viel ich über Clara zu sagen hätte“, fährt er fort, „so wenig sie über mich. Bei aller Anstrengung zum Arbeiten und Schaffen jetzt will mir nichts gelingen, was mich oft mit Schwermut erfüllt. Woher es kommt, weiß ich wohl. Ganz müßig blieb ich dennoch nicht und habe mich auf ein Gebiet gewagt, auf dem freilich nicht jeder erste Schritt gelingt.“

Da berührt es denn fast seltsam, wenn wir fast um dieselbe Zeit Clara im Tagebuch hell aufjubeln hören über die schier unerschöpfliche Schaffenskraft des Geliebten: „Robert“, heißt es in der ersten Novemberwoche, „componiert fleißig Lieder und immer wieder neu; wo kommen sie denn noch her, die Funken!“ und 14 Tage später: „Robert hat wieder 3 herrliche Lieder componiert. Die Texte sind von Justinus Kerner „Lust der Sturmnacht“ (Op. 35 Nr. 1), „Stirb Lieb und Freud“ (Op. 35 Nr. 2) und „Trost im Gesang“ (Op. 142 Nr. 1). Er faßt die Texte so schön auf, so tief ergreift er sie, wie ich es bei keinem andern Componisten kenne, es hat keiner das Gemüt wie Er!“ So ist denn auch in den drei letzten Monaten des Jahres nicht nur die Kernersche* Liederreihe (Op. 35) entstanden sondern auch eine ganze Reihe anderer: im Oktober die drei zweistimmigen Lieder Op. 43** und das erste

* „Sehnsucht nach der Waldgegend“ (Op. 35 Nr. 5) war das Weihnachtsgeschenk, und in der ersten Januarwoche entstand das „Wanderlied“: „Wohlauf noch getrunken“ (Op. 35 Nr. 3). Schumann selbst gibt in der handschriftlichen Datierung in der Handausgabe seiner Kompositionen als Entstehungszeit 10.—24. November 1840 an.

** In der „dritten Woche“ (27. Sept.—4. Oktober) schreibt Schumann: „Zwei

Heft der Romanzen und Balladen Op. 45 (Heines „Schatzgräber", Eichendorffs „Frühlingsfahrt", Heines „Abend am Strand"), im November aus dem 2. Hefte „Die Nonne" von Fröhlich und wahrscheinlich auch das ganze dritte Heft. Außerdem im Januar, wie wir schon wissen, die 9 Lieder aus dem Rückertschen Liebesfrühling und vorher noch zwischendurch (2. November) die Komposition des Beckerschen Rheinliedes *.

Trotzdem ist jene trübe Stimmung, wie sie Schumanns eigene Worte aussprechen, wohl verständlich. Diese immer noch sprudelnde Melodienfülle des ausgehenden Liederjahres bedeutete für ihn eben nur ein Ausklingen von schwingenden Glocken. Was aber in ihm an neuem Leben arbeitete und zum Licht emporrang, das kündete sich in Schmerzen an.

Indes sollten noch drei Monate vergehen, ehe die Stunde der Erlösung schlug, wenige Tage, nachdem das letzte Lied aus dem Liebesfrühling seinen Ton gefunden und den andern nachgeflogen war.

Die neunzehnte Woche ihres gemeinsamen Tagebuchs vom 17.—23. Januar beginnt Clara mit den Worten: „Wider die Abrede ist es, daß ich diese Woche das Buch führe, doch wenn ein Mann eine Symphonie** componiert, da kann man wohl nicht verlangen, daß er sich mit andern Dingen abgibt, — muß sich doch sogar die Frau hintenangesetzt sehen! Die Symphonie ist bald fertig; ich habe zwar noch gar nichts davon gehört, freue mich aber unendlich, daß sich Robert endlich auf das Feld begeben, wo er mit seiner großen Phantasie hingehört." Und am 25. Januar: „Heute, Montag, hat

---

kleine Duetten machte ich: „Wenn ich ein Vöglein wär" und „Herbstlied" von Mahlmann („Das Laub fällt von den Bäumen"); in derselben Zeit „brachte Clara ein Balladenheft (v. d. Löwenbraut (also Op. 31), das Gräfin Ernestine von Zedtwitz geb. von Fricken gewidmet wurde) „ins Reine, wodurch sie mir viel saure Arbeit abnimmt."

* Patriotisches Lied für eine Singstimme und Chor mit Begleitung des Pianoforte („Leipzig bei Friese) [ohne Opuszahl]; nach dem Tagebuch bis Dezember in ca. 1500 Exemplaren abgesetzt.

** Symphonie B-dur Op. 38.

Robert seine Symphonie ziemlich vollendet; sie ist wohl meistens in der Nacht entstanden, — schon einige Nächte brachte mein armer Robert darüber schlaflos hin. Er nennt sie „Frühlingssymphonie*" ... Ein Frühlingsgedicht von ** war der erste Impuls zu dieser Schöpfung."

Ein eigentümlicher Zufall wollte es übrigens, daß gerade in diesen selben Tagen auch langgehegte Hoffnungen andrer Art beiden zur Gewißheit wurden. „Ich bin ganz glücklich", schreibt Clara und fährt dann fort: „Dienstag vollendete Robert seine Symphonie; also angefangen und vollendet in vier Tagen***. Hätte man nur gleich ein Orchester da! — Ich muß Dir, mein lieber Mann, gestehen, ich hätte Dir solch eine Gewandtheit nicht zugetraut — Du flößt mir immer neue Ehrfurcht ein!!!—"

Aber wenn auch gleich am 27. mit der Instrumentierung begonnen

---

* Dementsprechend waren ursprünglich für die vier Sätze die Überschriften: „Frühlingsbeginn" (Andante), „Abend" (Larghetto), „Frohe Gespielen" (Scherzo), „Voller Frühling" in Aussicht genommen.

** Der Name ist im Tagebuch nicht ausgefüllt, es war nach „Jansen, Davidsbündler" S. 244 Adolph Böttger, der nach derselben Quelle als das anregende Gedicht das folgende bezeichnete:

Du Geist der Wolke, trüb und schwer,
Fliegst drohend über Land und Meer,

Dein grauer Schleier deckt im Nu
Des Himmels klares Auge zu,

Dein Nebel wallt herauf von fern,
Und Nacht verhüllt der Liebe Stern!

Du Geist der Wolke, trüb und feucht,
Was hast du all mein Glück verscheucht,

Was rufst du Tränen ins Gesicht
Und Schatten in der Seele Licht?

O wende, wende deinen Lauf, —
Im Tale blüht der Frühling auf!"

*** „Skizziert vom 23. bis 26. Januar 1841" lautet Schumanns Vermerk in seinem Handexemplar.

wurde und es im „Sturmschritt" weiter ging, bis sie einen Ton davon zu hören bekam, war noch eine ziemliche Geduldsprobe erforderlich. Sie hatte zwar am Ende der zwanzigsten Woche kategorisch erklärt: „Nächste Woche überlasse ich Dir nun das Tagebuch — jetzt verlange ich Ordnung ohne Mitleid." Aber sie mußte nicht nur die folgende, sondern auch die nächstfolgende sich „noch in Geduld üben."

Erst am 14. Februar, einem Sonntag, ward das Harren belohnt und nach Tisch im Beisein der Freunde Wenzel und Pfundt zum erstenmal die Frühlingssymphonie, „die Einen wahrhaft frühlingswarm anweht", gespielt. „Ich möchte mich wohl ein wenig . . . über die Symphonie aussprechen, doch ich würde nicht fertig, zu reden von den Knöspchen, dem Duft der Veilchen, den frischen grünen Blättern, den Vögeln in der Luft, was man alles in jugendlicher Kraft leben und weben sieht", heißt es im Tagebuch. „Lache mich nicht aus, mein lieber Mann! Kann ich mich auch nicht poetisch ausdrücken, so ist doch der poetische Hauch dieses Werkes tief in mein Innerstes gedrungen."

Wenn sie aber zum Schluß den Mann noch besonders ihrer „liebevollsten Gesinnungen" versichert, „doch nicht etwa bloß Deiner Symphonie wegen, sondern auch des Herzens wegen, aus dem sie entsprungen", so erntete sie den schönsten Lohn für ihr Entbehren in dem Dank, mit dem Robert nach fünfwöchentlichem Schweigen im Tagebuch zu der lieben Leserin zurückkehrt. Aus tiefen Abgründen, von Schöpferwonnen und Qualen auftauchend, schreibt er: „Die Symphonie hat mir viele glückliche Stunden bereitet; sie ist ziemlich fertig; ganz wird es so ein Werk erst, wenn man es gehört. Dankbar bin ich oft dem guten Geist, der mir ein so großes Werk so leicht, in so kurzer Zeit geraten läßt . . . Nun aber, nach vielen schlaflosen Nächten kommt auch die Erschöpfung nach; mir geht es, wie es einer jungen Frau gehen mag, die eben entbunden worden ist — so leicht, glücklich und doch krank und wehe. Das weiß auch

meine Clara und schmiegt sich nun doppelt zärtlich an mich, was ich ihr schon auch später vergelten will. Überhaupt könnte ich gar nicht fertig werden, wollte ich von allem Lieben erzählen, das mir Clara in dieser Zeit erwiesen, und mit so willigem Herzen. Unter Millionen hätte ich suchen können, die mir, wie sie, soviel Nachsicht, soviel Aufmerksamkeit schenkt."

Im Sturmschritt ging es nun auch weiter. Am 20. Februar war die Instrumentierung der Symphonie beendet, am 28. März wurde sie zum erstenmal probiert, „und nahm sich zum Entzücken aller der Anwesenden herrlich aus . . . Mendelssohn war ganz erfreut und dirigierte mit größter Liebe und Aufmerksamkeit", schreibt Clara im Tagebuch. Und drei Tage später, am 31. März, in einem von Clara Schumann* zum Besten des Orchester-Pensionsfonds gegebenen Konzert fand im Gewandhause die erste Aufführung statt.

„Am 31.", berichtet Schumann selbst, „Konzert des Schumannschen Ehepaares. Glücklicher Abend, der mir unvergeßlich sein wird. Meine Clara spielte alles wie eine Meisterin und in erhöhter Stimmung, daß alle Welt entzückt war**. Auch in meinem Künstlerleben ist der Tag einer der wichtigsten. Das sah auch meine Frau ein

* Sie selbst spielte darin mit Mendelssohn zusammen dessen Duo für 4 Hände, außerdem Adagio und Rondo aus Chopins 2. Konzert (F-moll), Allegro von Schumann, ein Lied ohne Worte von Mendelssohn, ein Klavierstück von Scarlatti und Thalbergs Mosesphantasie. Außerdem sang Sophie Schloß zwei Lieder von Robert, Chamissos „Löwenbraut" und Rückerts „Du meine Seele, du mein Herz" und von Clara „Am Strande" von Burns.

** Clara selbst schreibt darüber an Emilie List: „Ich wurde empfangen mit einem so anhaltenden Enthusiasmus, daß ich blaß und rot wurde, es hörte nicht auf, selbst als ich schon am Klavier saß. (So hörte ich noch niemand empfangen, selbst Thalberg .... nicht), daß dies mir Mut machte, kannst Du Dir denken, wie ich an allen Gliedern zitterte vor Angst; ich spielte, wie ich mich selten erinnere gespielt zu haben. .... Meines Mannes Symphonie errang sich einen Sieg über alle Kabalen und Intrigen ...... nie hörte ich eine Symphonie mit solchem Beifall aufnehmen .... Mendelssohn dirigierte sie und war überhaupt das ganze Konzert hindurch der entzückendste Mensch, die größte Freude strahlte aus seinen Augen. Die Lieder machten auch entschieden Glück, und das letzte mußte die Schloß wiederholen."

und freute sich über den Erfolg der Symphonie fast mehr als über sich selbst. So denn mit Gott auf dieser Bahn weiter. Es sieht ja jetzt so heiter in meinem Gemüte, daß ich noch manches an den Tag zu fördern gedenke, das die Herzen erfreuen soll."

Wenige Tage zuvor hatte er geschrieben; „Meine nächste Symphonie soll „Clara" heißen, und ich will sie darin abmalen mit Flöten, Hoboen und Harfen."

Diese „nächste" folgte nun zwar jener ersten sehr schnell, aber doch nicht auf dem Fuße. An die Frühlingssymphonie reihte sich vielmehr zunächst die „Ouvertüre, Scherzo und Finale für Orchester". (Op. 52.)

„Robert", schreibt Clara Mitte April, „hat zu meiner großen Freude eine zarte durchaus heitere (seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) sirenenartige Ouvertüre beendet und sitzt nun über dem Instrumentieren, was er mit einer wahren Passion treibt. Ich freue mich so recht innerlich darüber und wünschte nichts, als ich könnte ihm nur ein kleines Teilchen soviel Freude machen als er mir." Nach einigen Betrachtungen darüber, daß auch der schaffende Künstler die Anerkennung von außen nicht ganz entbehren könne, fährt sie fort: „Die Symphonie wird mit Freude von jedem, der sie gehört, erwähnt, und das thut mir immer ganz wunderbar wohl" und schließt: „Ich habe ein bißchen nach meiner Weise geschwatzt —

---

* Nach der Eintragung in das Handexemplar: „Ouvertüre skizziert d. 12. u. 13. April, instrumentiert d. 14.—17. Scherzo und letzter Satz skizziert 19.—22. instrumentiert v. 25. April—8. Mai." Ursprünglich scheinen auch, wie aus einer Äußerung Schumanns im Tagebuch hervorgeht, Ouvertüre einerseits und Scherzo und Finale anderseits als je zwei getrennte Kompositionen gedacht gewesen zu sein: „Die Ouvertüre in F-Dur in vier Tagen instrumentiert, ein Scherzo und ein Finale für Orchester in 4 Tagen fertig skizziert." Anfang Mai spricht Clara von dem „zweiten großen Orchesterwerke — wir wissen es noch nicht zu benennen —, es besteht aus Ouvertüre, Scherzo und Finale." Kurz darauf Schumann: „Die Symphonette ist fertig instrumentiert". Als „Ouvertüre, Scherzo und Finale für Orchester" zum erstenmal aufgeführt im Gewandhaus in Claras Konzert am 6. Dezember 1841 (zusammen mit der zweiten Symphonie).

Dies hast du, mein lieber Mann, mir schon so oft mit einem milden Lächeln verziehen — warum nicht auch diesmal!" Von der gehobenen, schaffensfreudigen Stimmung des Meisters zeugt aber ferner die ebenfalls in der ersten Aprilwoche auftauchende Idee zu einer Symphonie für die Enthüllung des Jean Paul-Denkmals — am 15. November — und mehr noch die unmittelbar an die „Symphonette" sich anschließende Arbeit an einer „Phantasie für Klavier und Orchester", die Clara bereits Anfang Mai erwähnt. Es war das der erste Satz des nachmaligen Konzertes in A-moll, Op. 54, der als Stück für sich „als Phantasie in A-moll" auch im Laufe des Sommers vollendet wurde.*

Zunächst aber mußte sie zurücktreten hinter der in den letzten Mai- und ersten Junitagen mit Macht durchbrechenden zweiten Symphonie**.

Am 29., nach einem in Connewitz und Knauthayn — Roberts altbeliebtem Ausflugsort — in schönstem Behagen fröhlich verbrachten Tag, an dem sie abends „wohlgemut und zufrieden mit uns und dem Himmel" heimgewandert waren, begann am Sonnabend vor Pfingsten, am 30. Mai, die gestaltende Arbeit.

„Die Feiertage", schreibt Clara am 31., „sind herrlich. Roberts

* Clara spielte diese „Phantasie" zum erstenmal probeweise am 13. August 1841 im Gewandhaus, gelegentlich einer Probe der B-dur Symphonie mit den neuen, für den Druck vorgenommenen, Änderungen. „Die Phantasie in A-moll", schreibt sie, „spielte ich auch; leider nur hat der Spieler selbst im Saale wenig Genuß (einem leeren Saale nämlich), er hört weder sich noch das Orchester. Ich spielte sie aber zweimal und fand sie herrlich! Fein einstudiert, muß sie den schönsten Genuß dem Zuhörer bereiten. Das Klavier ist auf das feinste mit dem Orchester verwebt — man kann sich das eine nicht denken ohne das andere."

** Symphonie in D-moll Op. 120. Nach Schumanns Eintragung: „Skizziert Leipzig im Juni 1841. Neu instrumentiert, Düsseldorf 1851. Erste Aufführung in der ersten Bearbeitung in Leipzig unter Davids Leitung im Gewandhaus 6. Dez. 1841."

Geist ist gegenwärtig in größter Tätigkeit; er hat gestern eine Symphonie wieder begonnen, welche aus einem Satze bestehen, jedoch Adagio und Finale enthalten soll. Noch hörte ich nichts davon, doch sehe ich aus Roberts Treiben, und höre manchmal das D-moll wild aus der Ferne her tönen, daß ich schon im voraus weiß, es ist dies wieder ein Werk aus tiefster Seele geschaffen. Der Himmel meint es doch gar gut mit uns — seliger kann Robert im Schaffen nicht sein, als ich es bin, wenn er mir ein solches Werk dann zeigt. Glaubst du mir das, mein Robert? ich dächte, du könntest's."

Und wenige Tage später: „Robert componiert immerfort, hat drei Sätze bereits beendet, und ich hoffe, es wird bis zu seinem Geburtstag fertig. Er kann mit Lust auf das vergangene Jahr und sich zurückblicken, meine ich! man sieht, daß sich die Ehe doch nicht nachteilig gezeigt hat — man sagt so oft, sie töte den Geist, benehme ihm die jugendliche Frische! Mein Robert liefert doch gewiß den klarsten Gegenbeweis!"

So schnell, wie sie hoffte, rückte freilich das Werk nicht vor, da „andere Arbeiten", wohl für die Zeitung, sich dazwischen schoben und eine im Juli nach Dresden unternommene Reise neue Unterbrechung brachte. Und so konnte es kommen, daß ein anderer Klang eher den Beweis des ehelichen Glückes lieferte, der Ton einer kleinen Menschenstimme, die am 1. September an den vier Wänden des Schumannhauses ein Echo wachrief.

Nach stundenlanger Sorge kam „10 Minuten vor 11 Uhr vormittag" das erste Kind dieser Ehe, ein Mädchen, zur Welt, „unter Blitz und Donner, da gerade ein Gewitter am Himmel stand. Die ersten Laute aber — und das Leben stand wieder hell und liebend vor uns — wir waren ganz selig vor Glück. Wie bin ich doch stolz, eine Frau zu haben, die mir außer ihrer Liebe, ihrer Kunst auch solch ein Geschenk gemacht", schreibt der glückliche Vater, indem er „das erste Ehrenmitglied unseres Bundes", in dem er

die Züge der Mutter wiedererkennt, auf den Blättern des Tagebuches willkommen heißt.

Und als am 13. September, Claras Geburtstag, die kleine Marie getauft * wurde, konnte er die geliebte Frau nicht nur mit den ersten gedruckten Stimmen der ersten Symphonie und ihrem gemeinsamen Liederheft, sondern auch mit der D-moll-Symphonie, „die ich im stillen fertig gemacht", überraschen. „Was konnte ich ihr auch sonst bieten außer meinem Streben in der Kunst, und wie nimmt sie so liebevoll Theilnahme daran", bekennt er im Tagebuch und fährt fort: „eines beglückt mich, das Bewußtsein, noch lange nicht am Ziel zu sein und immer noch Besseres leisten zu müssen, und dann das Gefühl der Kraft, daß ich es erreichen kann. So denn mit Mut, meine Clara, an meiner Seite immer vorwärts!" So klang das erste Jahr in dieser Künstlerehe aus.

Dies Gefühl von Schaffenskraft war es auch, was ihn in den folgenden Monaten, außer der Freude an Weib und Kind, in welch letzterem er natürlich auch schon musikalischen Sinn entdeckte — „wenn sie mal unruhig ist, spielt ihr Clara vor, was sie gleich besänftigt und einschläfert" — über wachsende Sorgen und Verstimmungen hinwegtrug, die sich aus seinen immer weniger ihm zusagenden literarischen und künstlerischen Verhältnissen ergaben. Opernpläne begannen ihn schon im August zu beschäftigen — er dachte an Calderons „Brücke von Mantible" und den „wundertätigen Magus", und in dieselbe Zeit fällt die erste Beschäftigung mit dem Peri-Stoff. „Jetzt hat mich", schreibt er Anfang August, „Th. Moores „Paradies und die Peri" ganz glücklich gemacht — es läßt sich vielleicht etwas Schönes daraus machen für Musik."

Doch blieb es für den Rest des Jahres bei Anläufen. Eine „kleine Symphonie in C-moll", die er Ende Oktober „ziemlich fertig

* Pate waren Schumanns Bruder Carl, Claras Mutter, Mendelssohn und Madame Devrient (Schumanns ehemalige Wirtin).

im Kopfe" hatte, ward freilich am 10. November in der Skizze fertig, blieb dann aber liegen. Ein in derselben Zeit unternommener erster Versuch in Gesangskomposition mit Orchester: „Heines Tragödie" für Chor und Orchester ward zwar am 8. November äußerlich vollendet, dann aber mit dem Vermerk „noch nicht fertig" zurückgelegt.* Ein „Wiegenlied"**, am Weihnachtsnachmittag komponiert, war der bescheidene und doch stimmungsvolle Abschluß dieses alle Höhen und Tiefen des menschlischen und künstlerischen Daseins ihnen beiden erschließenden Jahres.

Aber auch an lauten und leisen Dissonanzen hatte es gerade in diesen letzten Monaten nicht gefehlt, die ebenso wie die Ereignisse in der ersten Hälfte des folgenden Jahres für eine Zeitlang die schöpferische Arbeit mehr und mehr zurückdrängten.

Eine kleine Enttäuschung bereitete zunächst die erste Aufführung der zweiten Symphonie, die gleichzeitig mit der der „Ouvertüre, Scherzo und Finale" in einem von Clara am 6. Dezember 1841 im Gewandhaus unter Mitwirkung von Liszt gegebenen Konzert stattfand, und in dem die beiden Schumannschen Kompositionen entschieden durch die das Publikum vollkommen gefangennehmende Teilnahme für Liszt nicht zu ihrem Rechte kamen; auch sonst leuchtete diesem Abend kein guter Stern. Clara spielte mit Liszt zusammen dessen Duo „Hexameron", — „Dies ist ein furchtbar brillantes Stück", schrieb Clara nach der Probe — außerdem u. a. seine Phantasie über Themen aus Lucia di Lammermoor. Zum Gesangsvortrag kamen Schumanns „Die beiden Grenadiere" und Herweghs Rheinweinlied für Männerchor von Liszt.

Über die Wirkung des Duo berichtet die Neue Zeitschr. f. Musik***.

* Diese handschriftlich im Nachlaß befindliche Komposition liegt der spätern Bearbeitung für eine Singstimme mit Pianoforte in den „Romanzen und Balladen" Heft IV (Op. 64) zugrunde.

** Nachmals in den „Albumblättern" (Op. 124) als „Schlummerlied" veröffentlicht.

*** 1841, 21. Dezember Nr. 50.

„Einen in der Tat beispiellosen Jubel aber rief das Duo für zwei Pianoforte hervor; alle gewohnten Schranken des Beifalls waren durchbrochen und hatten einem Taumel, einem Fanatismus Platz gemacht.“ Clara aber schreibt: „Es machte Furore, und wir mußten einen Teil davon wiederholen. Ich war nicht zufrieden, sogar sehr unglücklich diesen Abend und die folgenden Tage, weil Robert von meinem Spiel nicht befriedigt war, auch ärgerte ich mich, daß Roberts Symphonien nicht besonders ausgeführt wurden, und hatten sich diesen Abend überhaupt manche kleine Fatalitäten ereignet mit Wagen, vergessenen Noten, wackligem Stuhl beim Spiel, Unruhe vor Liszt usw. usw. Es vereinigte sich zuviel des Guten — Liszt, ein ungeheuer voller Saal (900 Menschen) — als daß nicht etwas Unangenehmes mein Vergnügen darüber hätte stören sollen.“

Es kam dazu, daß beide, so sehr sie wieder selbst den Zauber der Lisztschen Persönlichkeit empfanden und das „verzogene Kind“ wirklich lieb gewannen, doch weder mit seinem Anhang noch überhaupt seinem Verkehr in der Gesellschaft sich befreunden konnten. Die Hauptsache aber war die ihnen beiden, vor allen Dingen Clara, zum Bewußtsein kommende Verschiedenheit ihrer Kunstauffassung im höchsten Sinn. Als Virtuose versetzte er sie, wenigstens Clara, zwar nach wie vor, besonders in seinem ersten, am 13. Dezember gegebenen Konzerte, in das höchste Erstaunen —, sein Vortrag des Champagnerliedes (in der Don Juan-Phantasie) wird mir unvergeßlich bleiben“, schreibt Clara, „dieser Übermut, diese Lust, mit der er das spielte, war einzig! man sah den Don Juan vor den springenden Champagnerstöpseln in seiner ganzen Ausgelassenheit, wie ihn sich Mozart nur irgend kann gedacht haben.“ — aber seinen Kompositionen gegenüber war die Opposition auch bei ihr um so energischer: „ich kann sie nicht anders als schauderhaft nennen — ein Chaos von Dissonanzen, die grellsten, ein immerwährendes Gemurmel im tiefsten Baß und höchsten Diskant zusammen, langweilige Introduktionen usw., als Komponist könnte ich ihn beinahe hassen.“

Gleichwohl wäre wohl Schumanns Schöpferlust dieser und andrer Dämonen des Mißvergnügens im neuen Jahre Herr geworden, denn schon Anfang Januar 1842 verzeichnet das Tagebuch „Arbeiten am Text der Peri", wenn nicht das äußere Leben zu einer Unterbrechung der schöpferischen Tätigkeit gezwungen hätte.

Bei den Plänen für die Zukunft hatten vor der Verheiratung, wie wir wissen, Konzertreisen Claras in Begleitung ihres Mannes immer eine Rolle gespielt, sowohl als selbstverständliche Betätigung ihrer künstlerischen Persönlichkeit wie als Einnahmequelle zur Ansammlung eines die sorgenlose Zukunft sichernden Vermögens. Und zwar war ganz bestimmt schon für Anfang 1841 die russische Reise in Aussicht genommen. Doch hatten, sehr zu Schumanns Freude, der „mit Schrecken" daran dachte, „aus unserm kleinen warmen Nest heraus" zu müssen, die kriegerischen Verwicklungen im Orient sie bald genötigt, für das erste Jahr den Plan fallen zu lassen. Weniger in Claras Sinn: „Adieu Virtuosin!", schreibt sie im Oktober 1840 unter dem Eindruck des Scheiterns der Petersburger Reise: „Könnte ich doch nur Robert bewegen, mit mir nach Holland und Belgien zu reisen, damit ich doch nächsten Winter benutze — es ist mir schrecklich, ihm gar nichts mit meinem Talente nützen zu können, jetzt wo ich die besten Kräfte dazu habe . . . Überlege es Dir doch, mein lieber Mann! laß uns nur ein paar Winter noch benutzen — ich bin es ja auch meinem Rufe schuldig, daß ich mich jetzt noch nicht ganz zurückziehe. Es ist ein Pflichtgefühl gegen Dich und mich, das in mir spricht."

Ihr körperlicher Zustand sowie ihres Mannes schöpferische Tätigkeit ließen aber zunächst auch diese Pläne ganz zurücktreten und sie schließlich auch nicht ungern verzichten. Um so schmerzlicher aber empfand sie es, als gelegentlich eines Besuchs von Lwoff, der aufs neue für eine Petersburger Reise ihnen seine Protektion zusicherte, sie sich überzeugen mußte, daß auch für den folgenden Winter dieses

Projekt nicht ausführbar sei, weil Liszt hinkomme, „und mit diesem muß man nicht rivalisieren wollen. Wen er nicht durch seine Kunst entzückt, den bezaubert er durch seine Persönlichkeit — gewöhnlich findet aber beides statt. Das war schon längst mein Bedenken, denn, wenn ich auch wirklich durch meine Kunst befriedigte, so fehlt meiner Persönlichkeit alles, was dazu gehört, Glück in der Welt zu machen." „Petersburg" schließt sie, „schlag ich mir nun für nächsten Winter aus dem Sinn, — Kampf kostet es mich . . . jeder fragt, ob ich nicht reise — ich komme ganz in Vergessenheit, und in einigen Jahren, wenn wir vielleicht eine Reise machen wollen, wer weiß, was da Anderes in der Kunst die Leute beschäftigt."

Angesichts dieser nie ganz verstummenden Klage und Sorge und der nie ganz ruhenden Sehnsucht nach der Tätigkeit, in der und durch die sie doch erst eine Persönlichkeit geworden war, und der wieder so begreiflichen geheimen Scheu Roberts vor derartigen Wanderzügen, war es wirklich eine besonders glückliche Fügung, daß schließlich gerade Schumanns schöpferische Tätigkeit den Anlaß geben sollte, für eine Zeitlang wenigstens ihren Drang in die Ferne auch aus seinen Gedankengängen und besondern künstlerischen Interessen heraus nicht nur begreiflich sondern auch willkommen und erfreulich erscheinen zu lassen.

Am 31. März 1841 war Clara zum erstenmal wieder seit ihrer Verheiratung als Künstlerin vor der Öffentlichkeit erschienen und von dem Leipziger Publikum, wie wir wissen, mit einem Jubel ohnegleichen begrüßt worden, und an demselben Tage hatte Robert Schumann mit seiner ersten Symphonie den ersten Sieg als Schöpfer eines großen Orchesterwerkes errungen.

Die Kunde von beiden Ereignissen verbreitete sich also gleichzeitig in den musikalischen Kreisen. Und so war es nur zu begreiflich, daß das Verlangen, Clara einmal wieder spielen zu hören, zusammenfiel mit dem täglich wachsenden Interesse an der neuen Entwicklungsphase Robert Schumanns, der, nachdem er kurz zuvor erst als „der

neue Herold eines neuen deutschen Gesanges*" erschienen, nun als Orchesterkomponist neue Überraschungen bereitete, und mit dem Interesse der Wunsch, diese neue Kunst kennen zu lernen. Was war daher natürlicher, als beide Künstler zugleich einzuladen und dem Konzerte der Frau durch gleichzeitige Aufführung der Werke des Mannes den Charakter eines Schumann-Abends im doppelten Sinne zu geben.

Der erste Ruf dieser Art war von Weimar aus, schon bald nach ihrem Wochenbette, ergangen, und beide waren dieser Einladung Mitte November gefolgt. So fügte es also ein seltsamer Zufall, daß dieselbe Stätte, wo ein Jahr zuvor Clara Wieck ihre letzte Kunstreise beendet, die erste Station der Kunstreisen Clara Schumanns werden sollte. Sie spielte am 21. November in einem Konzert zum Besten des Hofkapellmusikerpensionsfonds, in dessen zweitem Teil Roberts erste Symphonie aufgeführt wurde, und am 25. bei der Großherzogin im Schloß, wobei auch eine Reihe Schumannscher Lieder gesungen wurde und, wie die Symphonie, Freude und Beifall erregte. Auch Schumann selbst äußerte sich nicht nur über die Aufführung unter Chelards Leitung, — trotzdem er bemerkt: „Ch. scheint kein Dirigent für eine deutsche Kapelle", „da heißt es, grob sein und etwas gelernt haben" — sondern auch über die übrigen Eindrücke dieser ersten gemeinsamen Künstlerfahrt durchaus befriedigt. Nicht wenig hatte dazu allerdings beigetragen das Zusammensein mit Liszt, der, während ihrer Anwesenheit dort angekommen, sie noch einen Tag länger dort festgehalten und bei dieser Gelegenheit seine Teilnahme an Claras Konzert in Leipzig am 6. Dezember zugesagt hatte.

Mit diesem Heraustreten in die größere Öffentlichkeit aber schien auch dem bisherigen beschaulichen Stilleben des Künstlerhauses mit einem Schlage ein Ende gemacht zu sein. Nicht nur, daß Liszts Anwesenheit in Leipzig der jungen Hausfrau zum erstenmal Ge-

* Blätter für Musik und Literatur 1841 Nr. 23 (Juni).

legenheit gegeben hatte, ihre Kunst auch auf diesem Gebiete zu zeigen, indem zu Liszts Ehren ein größeres Diner gegeben wurde, an dem u. a. Liszts damaliger Begleiter, Fürst Lichnowsky, von Schumann als ein „vornehmer Abenteurer“, von andern als ein „kapriziöses Frauenzimmerchen, das mit allen Tugenden und Untugenden eines solchen behaftet ist“, bezeichnet, teilnahm, sondern auch die Konzertpflichten traten plötzlich ungleich mehr in den Vordergrund.

Daß sie, erwiesene Freundlichkeit vergeltend, am 13. Dezember in Liszts eigenem Konzert mitwirkte, war selbstverständlich, und da es sich um die Wiederholung des mit solchem Beifall aufgenommenen Lisztschen Bravourstückes handelte, auch keine besondere Anstrengung. Wohl aber stellte die am 28. Dezember von David an sie gerichtete Bitte, am 1. Januar im Gewandhaus mitzuspielen, eine große Zumutung dar, da nicht nur das Klavier „drei Wochen geruht hatte“, sondern es sich auch noch um die Einstudierung von Mendelssohns G-moll-Konzert handelte. Und nicht genug damit, 10 Tage später erschien sie wieder im Gewandhause als Mitwirkende an dem Quartettabend, zunächst für das Klavierstück in Mozarts G-moll-Quartett, dann aber mit dem selbständigen Vortrag von Beethovens F-moll-Sonate (Op. 57).

Mit dem Beifall des Publikums konnte sie zufrieden sein, — er war freundlicher denn je, — sie selbst aber glaubte das Gefühl jener unbedingten technischen Sicherheit zu vermissen, das ihr früher die regelmäßige Übung gewährt hatte. Und mehr und mehr überzeugte sie sich von der absoluten Notwendigkeit, jetzt, wo die körperlichen Leiden kein Hindernis mehr bildeten, ihre ganze Kraft wieder für ihre Kunst einzusetzen und vor allem auch in der Öffentlichkeit ihren Namen und Platz zu behaupten, so schwer ihr auch der Gedanke an die dabei unvermeidliche Trennung von ihrem Kinde werden mochte. Tauchte doch gerade jetzt der Name eines neuen musikalischen Wunders auf, eines phänomenalen Klavierspielers, dessen Ruhm von Wien aus verbreitet wurde. „In Wien soll jetzt“,

schreibt sie Ende Januar 1841 an Emilie List, „ein 11jähriger Knabe sein, der soll das größte Genie sein, was seit langer Zeit geboren ist, und das wissen wir von einem, der sonst sehr schwer zu befriedigen ist. Der Knabe heißt Rubinstein und ist Klavierspieler, soll ein tiefes Gemüt und in manchem Einzelnen eine vollendete Technik haben . . . Ich möchte den Knaben wohl kennen — ein Phänomen soll es sein.“

Dienten solche Erzählungen und eigene Erfahrungen dazu, ihr immer wieder die herbe Wahrheit des Klingespruches: „Rast ich, so rost ich“ fast körperlich fühlbar zu machen, so mußte sie mit um so größerer Freude die um diese Zeit aus Bremen und Hamburg an Schumann ergehende Einladung, seine Symphonie dort aufzuführen, begrüßen, denn ebensosehr war diese Einladung an sie gerichtet, nicht als die Frau des Komponisten, sondern die Künstlerin, die man nach zweijähriger Pause wieder zu hören Verlangen trug.

Mitte Februar ward die Reise angetreten, Schumann hatte sich für fünf Wochen von der Redaktionstätigkeit frei zu machen gewußt. Der Weg führte sie über Braunschweig zunächst nach Bremen, wo am 23. Februar im „zehnten Privatkonzert“ die Symphonie zum erstenmal aufgeführt wurde, und Clara, die auch in diesem Konzert mitgewirkt, am 28. noch eine besondere „musikalische Soiree gab“, in der u. a. von einer Sängerin Lieder aus dem Liebesfrühling vorgetragen wurden. „Die Symphonie (unter Riems Leitung) ging besser, als ich nach einer Probe gedacht“, schreibt Schumann, „mit dem Beifall sind die Bremer karg . . . Clara auf dem tonarmen Flügel nach Kräften schön,“ und von der Soiree: „Mein armes Clärchen kam nicht vom Flügel weg. Nach der Fuge von Mendelssohn in C-dur war ich so zerstreut, daß ich stark mit applaudierte, so schön hatte Clara gespielt.“

Hatten sich, trotz der Lauheit des Publikums, die Reisenden es in Bremen im Kreise guter Bekannten ganz wohl sein lassen, so

hatte doch schon ein kleiner Zwischenfall bei einem nach Oldenburg unternommenen Abstecher, wo Clara am 25. ein Konzert gab, eine peinliche Dissonanz geweckt: eine Einladung zu Hofe erfolgte an Clara allein, was Schumann mit vollem Recht als eine grobe Ungehörigkeit empfand. Da Clara schließlich doch hinging und auch ganz befriedigt zurückkam, so blieb ein Stachel zurück; „Der Gedanke meiner unwürdigen Stellung in solchen Fällen ließ aber keine Freude in mir aufkommen", schreibt Schumann. Es scheint auch, als ob diese Erfahrung von vornherein auch einen Schatten auf den Aufenthalt in Hamburg, das Clara ja schon so lange dem Geliebten zu zeigen sich sehnte, geworfen hätte, obgleich Grund, als Leiter der philharmonischen Konzerte, auf Schumann als Mensch und Künstler einen sehr günstigen Eindruck machte. Über die Aufführung selbst, die am 5. März stattfand, bemerkt Schumann ziemlich lakonisch im Tagebuch: „Die Symphonie fing an und wurde sehr gut gegeben. Clara spielte erst mit großer Sorgfalt (das Konzertstück von Weber), die andern Stücke aber (Präludium und Fuge von Bach, Lied ohne Worte von Mendelssohn, Liszts Reminiscenz aus Lucia di Lammermoor), die das Instrument gar nicht hergeben wollte, mit Unlust. Das Publikum war verbindlich und sehr aufmerksam."

Auch der freundschaftlich herzliche Verkehr mit Claras alten Freunden, vor allen Avé und Harriet Parish, die in Aufmerksamkeit wetteiferten, vermochte nur zeitweilig den Horizont etwas aufzuhellen. Die Hauptursache aber war demungeachtet nicht die Verstimmung über Vergangenes sondern über Kommendes, was sich in diesen Tagen unter innern Kämpfen entschied: der Entschluß, Clara allein die Reise nach Kopenhagen fortsetzen zu lassen und selbst nach Hause zurückzukehren. Eine Konzertreise nach Kopenhagen war ja schon vor zwei Jahren geplant gewesen und erst im letzten Augenblick aufgegeben worden. Auch seitdem war, durch wiederholte Aufforderungen von dort wachgehalten, das Projekt mit andern immer wieder aufgetaucht. Es war also an und für sich

sehr begreiflich, daß in Hamburg, so nahe am Ziel, unter dem Zureden der Hamburger Freunde, der Wunsch, endlich einmal die Idee auszuführen, in Clara mehr und mehr zu einer Macht wurde, um so mehr als ihr ein instinktives Gefühl sagen mochte, daß, wenn es ihr unter verhältnismäßig so günstigen Umständen nicht gelänge, ihre künstlerische Bewegungsfreiheit auch in der Tat durchzusetzen, jeder spätere Versuch auf noch unüberwindlichere Verhältnisse stoßen werde. Und die Hindernisse waren auch hier schon groß genug.

Sie selbst schreibt über die innern und äußern Beweggründe, die sie dazu bestimmten, nach der Rückkehr an Emilie List (am 30. Mai 1842): .... „Ja wirklich ging ich allein nach Kopenhagen (d. h. ohne Robert, aber doch mit einer Dame aus Bremen), trennte mich von ihm, doch dies soll nie mehr geschehen, so Gott will. Ich will Dir die ganze Sache erklären, damit Du unsern Schritt begreifst.“ Nachdem sie dann kurz geschildert, wie sie nach Hamburg gekommen, fährt sie fort: „In Hamburg aber redete man uns außerordentlich zu, Kopenhagen zu besuchen, auch bekamen wir von daher verschiedene Aufforderungen, so daß wir uns entschlossen und zusagten, zugleich den Auftrag gaben, mein Konzert vorzubereiten.

Als nun aber die Zeit herankam, so sah Robert immer mehr die Unmöglichkeit ein, seine Zeitung noch vielleicht zwei Monate in fremden Händen zu lassen; die drei Wochen, auf die er sich eingerichtet, waren vorüber, und somit beschlossen wir, die Reise aufzugeben; ich aber überlegte mir die Sache! ich bin eine Frau, versäume zu Hause nichts, verdiene nichts, warum sollte ich nicht meinem Robert auch einmal mit meinem Talente ein kleines Scherflein spenden? konnte mir das irgend Jemand verdenken? und meinem Mann, daß er zu Haus zur Kleinen und zu seinen Geschäften ging? Ich schlug meinen Plan Robert vor, vor dem er zwar erschrak, endlich jedoch einwilligte, da ich ihm die Sache so vernünftig als möglich vorstellte. Es war gewiß für eine Frau, die so ihren Mann liebt wie ich, ein großer Schritt, doch, ich

tat es aus Liebe zu ihm, und dann ist mir kein Opfer zu groß und schwer. Dazu kam nun noch, daß ich ein liebes Mädchen fand, die mit der größten Freude sich erbot, mich zu begleiten; ein Mädchen aus einer der geachtetsten Familien in Bremen, und eine Umgebung, in der mich mein Mann gut aufgehoben wußte. Wir reisten an einem Tag von Hamburg ab, Robert nach Leipzig, ich über Kiel nach Kopenhagen — nie will ich diesen Trennungstag vergessen!" —

Sicher deckt dieses Schreiben einen Teil der Gründe auf, die, wenn die Reise nach Kopenhagen ausgeführt werden sollte, eine zeitweilige Trennung des Ehepaares bedingten. Wie es aber sichtlich bestimmt war, nach außen zu wirken und allerlei Gerede, das in nahem und fernem Freundeskreise über Claras Reise entstanden war, die Spitze abzubrechen, so sind die tieferliegenden Ursachen für Schumanns Zurückbleiben, die teils in der Oldenburger Erfahrung, teils aber in den Gesetzen seiner künstlerischen Eigenart zu suchen sind, damit noch nicht berührt. Sie kommen vielmehr, diese Darstellung ergänzend, erst zur Aussprache in dem, was Schumann während Claras Abwesenheit am 14. März darüber seinem Tagebuche anvertraute:

„Die Trennung hat mir meine sonderbare, schwierige Stellung wieder recht fühlbar gemacht. Soll ich denn mein Talent vernachlässigen, um Dir als Begleiter auf der Reise zu dienen? Hast Du, sollst Du deshalb Dein Talent ungenützt lassen, weil ich nun einmal an Zeitung und Klavier gefesselt bin? Jetzt, wo Du jung und bei Kräften bist? Wir haben den Ausweg getroffen. Du nahmst Dir eine Begleiterin, ich kehrte zum Kind zurück und zu meiner Arbeit. Aber was wird die Welt sagen? So quäle ich mich mit Gedanken. Ja, es ist durchaus nötig, daß wir Mittel finden, unser beider Talente nebeneinander zu nützen und zu bilden."

Seltsam genug erscheint freilich, wenn man vor allen Dingen gerade seine Persönlichkeit und Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse sich vergegenwärtigt, der Ausweg, auf den er jetzt verfällt: der Plan einer gemeinsamen Reise nach Amerika. Sie war übrigens schon

auf der Reise nach Bremen, „das mit Amerika wie verschwistert ist", aufgetaucht und seitdem von beiden mündlich und brieflich allen Ernstes erörtert und erwogen: natürlich war es der Gedanke des schnellen großen Erwerbes, der lockte: „Wir könnten wohl auch in Deutschland wirken. Aber was kommt heraus? Was Clara erwirbt, verliere ich an Verdienst und Zeit. So wollen wir lieber zwei Jahre an einen großen Plan unsres Lebens setzen, der uns, wenn er glücklich ausschlägt, für das ganze Leben sichert. Und dann kann ich mich ja ganz meiner Kunst ergeben, wie es mein sehnlichster, alleiniger Wunsch ist."

Wenn auch diese letzten Bemerkungen schon auf das Gebiet ungeborner und auch nie lebensfähig gewordener Zukunftsträume hinüberleiten, so dienen doch gerade auch sie dazu, einem die tiefinnerliche Erschütterung, die in beiden der von ihnen selbst als notwendig erkannte Trennungsentschluß hervorgerufen hatte, zu veranschaulichen. In beiden. Denn auch Clara hatte schon auf der ersten Reisestation die bittere Reue gepackt, und zwar mit so physischer Gewalt, daß sie das erste Konzert, daß sie in Kiel geben wollte und für das alles schon vorbereitet war, wegen Krankheit in zwölfter Stunde absagen mußte. „Das versammelte Publikum wurde fortgeschickt, und ich — bezahlte tags darauf die Unkosten 47 Mark aus meiner Tasche — schöner Anfang!" — In der Tat war das um so schmerzlicher, als, wie schon früher erwähnt, einer der Hauptbeweggründe für die Kopenhagener Reise bei Clara der dringende, ja leidenschaftliche Wunsch gewesen war, durch den Ertrag einen sehr erheblichen Zuschuß zu den Kosten des Haushalts beizusteuern. Die nächste unmittelbare Folge dieses Mißgeschicks wie der Ungunst der Elemente — ein heftiger Sturm machte ihre Abreise nach Kopenhagen unmöglich — war, daß die sonst doch an widerwärtige Zwischenfälle aller Art gewöhnte Künstlerin, in ihrem Trennungsschmerz ganz außer sich, etwas den Kopf verlor und nach einem wegen der gleichzeitigen Anwesenheit der Schweriner Oper gescheiterten Ver-

suche in Lübeck, durch ein Konzert die Wartezeit bis zum nächsten, erst in acht Tagen fälligen Dampfschiff abzukürzen und die Kosten etwas einzubringen, wieder nach Hamburg zurückkehrte. „Es war ein trüber Tag . . . mein gepreßtes Herz machte sich Luft in Tränen, die unaufhörlich flossen", heißt es im Tagebuch. Hier aber harrten neue Enttäuschungen: „an Spielen war nicht zu denken, Ostern vor der Tür, kein Mensch wollte von Musik wissen. . . . . Meine Freunde wunderten sich, daß ich trotz aller Unfälle noch nach Kopenhagen wollte, einigemal sank mir auch der Mut, ich dachte, der Himmel hätte mir all das Unangenehme geschickt, um mich von meinem Plan abzubringen, doch der Gedanke an Robert, der Wunsch, ihm auch einmal ein Scherflein durch mein Talent zu spenden . . . das ermutigte mich wieder, obgleich es mir wohl nicht anzusehen war, denn der Kummer verließ mich keine Minute, dazu kam, daß ich vom Robert, der mich doch schon in Kopenhagen glaubte, keine Nachricht bekam, seit beinah 14 Tage nichts vom Kinde wußte — oh, es war zum Verzweifeln! —"

Keine Zerstreuung wollte helfen. Trotzdem die Hamburger Freunde, Avés vor allem, ihr möglichstes taten, ihr über die unbehagliche Wartezeit hinwegzuhelfen, und trotzdem die am 18. März nach Kiel Zurückgekehrte dort im Grädenerschen Hause noch sehr freundliche und woltuende Eindrücke empfangen, bestieg sie doch am 19. abends „das so lang gefürchtete, aber herrliche Schiff Christian der Achte" mit alles eher als freudigen Gefühlen: „mir war entsetzlich zumute, als wir vom Lande abstießen; was seufzte ich nach Robert, nach der Kleinen, und fast glaubte ich, nie wieder festen Boden zu betreten."

Aber glücklicherweise blieb es so nicht, vielmehr ward der Aufenthalt in Kopenhagen, trotz der immer wieder durchbrechenden Sehnsucht nach Mann und Kind und trotz allerlei kleiner Verdrießlichkeiten und Enttäuschungen, die der alleinstehenden jungen Frau auf einem ihr gänzlich fremden Boden nicht erspart bleiben konnten,

schließlich zu einer Quelle angenehm empfundener Anregungen mannigfachster Art und lohnte auch künstlerisch und materiell die großen Opfer, die um seinetwillen gebracht waren. Während ihrer fast vierwöchentlichen Anwesenheit (vom 20. März bis 18. April) gab sie drei selbständige Konzerte, zwei im königlichen Theater am 3. und 10., davon das erste mit Unterstützung von Mitgliedern der königlichen Kapelle und einigen Gesangssolisten — das dritte am 14. April im Hotel d'Angleterre; außerdem wirkte sie mit am 6. April in einem Konzert der Musikvereinigung und in einer Wohltätigkeitsvorstellung im königlichen Theater am 17. April, nachdem sie bereits am 5. April mit großem Erfolg in einem Hofkonzert gespielt hatte.

„Ich war sehr weich gestimmt", schreibt sie nach dem letzten Auftreten, bei dem sie mit großem Enthusiasmus begrüßt und zum Schluß lebhaft hervorgerufen war, „ungern schied ich von der Stadt, wo man mir so viel Liebes erwiesen, und wo mir zu jeder Zeit soviel Auszeichnung zuteil wurde."

Das musikalische Niveau, sowohl bei den ausübenden Künstlern wie hinsichtlich des Geschmacks des Publikums, fand sie allerdings erheblich unter ihren Erwartungen. „Die Musiker sind hier reine Handwerker", heißt es nach dem Konzert der Musikvereinigung, in dem u. a. Mendelssohns Lobgesang nach vier von vier verschiedenen Dirigenten geleiteten Proben unter der Leitung eines fünften aufgeführt wurde! — „ein tüchtiger Kapellmeister wäre vielleicht im Stande, dem Unwesen ein Ende zu machen." Dabei im Publikum der italienische Operngeschmack, auch bei schlechter Ausführung, noch durchaus vorherrschend.

Es war allein aus diesem Grunde doch schon gut, daß Robert Clara auf dieser Reise nicht begleitete. Sie konnte ihm allerdings am 23. März berichten: „Du kannst Dir nicht denken, wie alle Menschen hier bedauern, Dich nicht kennen zu lernen; alles fragt mich immer nach Dir — alles kennt Deine Zeitung und, wenn auch noch nicht

Deine Compositionen, so doch Deinen Namen." Aber gerade aus dieser Äußerung, mehr noch aus den gelegentlichen Bemerkungen über das Publikum und schließlich auch aus ihrem eigenen Programmen, in denen Schumann nur einmal im zweiten Konzert mit Rückerts „Widmung" und dem Allegro aus den Novelletten vertreten ist, geht hervor, daß für Schumann hier noch in keiner Weise der Boden bereitet war.* Die Künstlerin mußte sich also diesmal, außer mit dem Beifall, mit dem klingenden Gewinn begnügen, den ein schnell für ihre Eigenart erwärmtes Publikum durch fleißigen Besuch ihrer Konzerte ihr einbrachte.**

Reicher aber war die allgemeine Anregung, die in schöner Natur ihrem innern Menschen durch den Einblick in eine eigenartige und gerade in ihrer Geschlossenheit bedeutend wirkende hochentwickelte nationale Kultur gegeben wurde. Im nordischen Museum fand sie freilich zwar „manches von Interesse" aber auch „vieles langweilig." Dagegen entzückte und begeisterte sie Thorwaldsens Kunst, der sie hier auf Schritt und Tritt begegnete, obwohl sie von Haus wenig Sinn für Plastik zu haben behauptete. Und dann vor allem die Menschen, von dem immer wieder anziehenden Treiben auf „der langen Linie" angefangen bis zu dem täglichen Verkehr mit dem Ehepaar Hejberg, mit Andersen und ihren jugendlich naiven Verehrern, den Prinzen von Glücksburg und von Hessen, die gelegentlich auf der langen Linie sie ansprachen und ein Stück begleiteten, „was", wie es im Tagebuch heißt, „viel Gespräch in dem sehr kleinstädtischen Kopenhagen verursachte".

---

* „Von Chopin werde ich hier viel spielen müssen", schreibt sie an Robert am 25. März, „er ist noch von niemand gespielt, auch Thalberg fast noch gar nicht. Ich brächte gar zu gern Deine Symphonie zur Aufführung und wollte mir auch wohl getrauen, sie einzustudieren, wenn ich nur das Orchester zu mehreren Proben vermöchte. Du mußt wissen, das Orchester ist hier noch sehr unkultiviert, wie mir scheint, und hat sogar noch nicht einmal alle Beethovenschen aufgeführt."

** Die drei Konzerte brachten nach Abzug der Unkosten: 940 Thaler 26 Groschen. Der Reingewinn der ganzen siebenwöchigen Reise nach Abzug aller Unkosten war 100 Louisdor.

Zu den interessantesten Bekanntschaften rechnete sie vor allem das Hejbergsche Ehepaar, Andersen und Gade, auf den sie sehr gespannt war, der sie aber zunächst etwas enttäuscht.

„Gade hat mich gestern besucht", schreibt sie am 24. März an Robert, „Eine kleine dickbäckige nichtssagende Erscheinung, gutmütiges Auge, dem hätte ich diese Ouvertüre nicht angesehen. Wieder ein Beweis, daß man den Menschen nicht nach seiner äußeren Erscheinung beurtheilen muß. Er hat jetzt eine Symphonie in Arbeit — ich will mir etwas daraus vorspielen lassen." Doch verlor sich dieser Eindruck bald; am 31. März schreibt sie: „Gade besuchte mich heute und schwärmte von Dir. Er kennt alles von Dir, spielt alles (nach Kräften) selbst. Er wird in meinem Konzert eine neue Ouvertüre von sich aufführen, die ganz verschieden von der ersten ist, sie ist ganz heiteren Charakters. Er gefällt mir ganz gut; ich hab ihn morgen wieder zu mir bestellt, um ihm von Dir vorzuspielen — heute hörte er die Nachtstücke."

Dagegen fühlte sie sich zu Hejbergs gleich hingezogen. „Er zeigt in seinem Äußeren", heißt es im Tagebuch, „nichts von dem, was wohl in ihm wohnt — er ist als der erste dänische Schriftsteller bekannt. Madame Hejberg möchte nicht bloß als erste dänische Schauspielerin gelten, sondern gewiß auch in Deutschland Furore machen, könnte sie hinlänglich die Sprache. Sie ist eine der lieblichsten theatralischen Erscheinungen, die ich gesehen, und als solche mir unvergeßlich, aber sie vereint damit ein liebliches Wesen, ist sehr hübsch, interessant, und auch ihre Persönlichkeit allein wäre geeignet, sie mir lieb zu machen*. Ich sah beide seltener, als ich es wünschte."

Am meisten aber interessierte sie doch Andersen, bei dem sie übrigens zu ihrem Erstaunen das Wort von dem Propheten in seinem

* Man fand in Kopenhagen allgemein, daß sie Clara gliche. Diese gab selbst zu, daß wohl etwas Wahres daran sei, „wir haben eine Figur und ähnliche Gesichtszüge", schreibt sie an Robert, „sie ist aber hübsch", setzt sie hinzu, „während ich häßlich bin."

Vaterlande wieder einmal bestätigt fand; sie war geneigt das auf sein persönliches Auftreten zurückzuführen. „Andersen", heißt es im Tagebuch, „besitzt ein poetisches kindliches Gemüt, ist noch ziemlich jung, sehr häßlich." „Er ist der häßlichste Mann, den es nur geben kann", hatte sie an Robert nach dem ersten Sehen geschrieben, „sieht sehr interessant dem ohngeachtet aus .... An sein Wesen kann man sich nur nach und nach gewöhnen .... im ganzen aber ist er eine geistvolle Erscheinung."

Ein Nachklang dieser freundlichen Berührung war die Widmung fünf Schumannscher Lieder (Op. 40) an Andersen, wie in andrer Richtung die Widmung von Claras Liederheft Op. 13 an die Königin von Dänemark einem aufrichtigen Dank für gütige Förderung Ausdruck geben sollte. Als eine besondere Liebenswürdigkeit hatte Clara es empfunden, daß sie nicht nur ganz kurz vor ihrer Abreise am 16. April noch in kleinerem Kreise der Königin vorzuspielen geladen war, sondern daß diese, die ihr zum Abschied selbst aus ihrem kleinen Wintergarten abgeschnittene Blumen überreichte, sie auch noch am Morgen ihrer Abreise in einer Abschiedsaudienz empfing und sie freundlich einlud, bald wiederzukommen.

Sicher sagte Clara dies freudigen Herzens zu, denn im Grunde hatte es ihr doch in Kopenhagen ausgezeichnet gefallen, wenn auch die Trennung von ihren Lieben und nicht zum wenigsten einige von trübster Stimmung zeugende Briefe ihres Mannes ihr zwischendurch manche schwere Stunden bereitet und manche Träne gekostet hatten. Berichtet sie doch selbst, daß ihr getreuer und aufopferungsfähiger Freund Ohlsen, als er eines Tages wieder einmal unter so einer Trübung zu leiden hatte, geseufzt habe: „Kommen Sie ja nicht wieder zu uns, ohne Ihren Robert!"

Dieser aber hatte inzwischen in seiner Einsamkeit dem Tagebuch anvertraut: „Es war doch einer meiner dümmsten Streiche, Dich von mir gelassen zu haben." Wenn er vielleicht anfangs gehofft hatte, in der Stille die Sammlung zu neuem Schaffen zu

finden, so mußte er sich bald überzeugen, daß die Einsamkeit nur dem ein Freund ist, der sich ihr völlig ergibt, und daß Ruhe und Sehnsucht schlecht miteinander unter einem Dache hausen. „Miserables Leben" — heißt es in den Tagebuchnotizen, die er an den Rand von Claras Aufzeichnungen geschrieben: „Viel im Kontrapunkt und in der Fuge geübt diese Zeit über". . . . . „Trübsinnige Zeit. An Componieren war nicht zu denken." 14 Tage später.

Tieferen Einblick in herbe Zwiespaltsstimmung des Einsamen gewährt eine Stelle aus einem Brief an Clara vom 1. April. Bezugnehmend auf ihren Wunsch, seine Symphonie in Kopenhagen aufzuführen, schreibt er: „Wegen der Aufführung in Kopenhagen dank ich Dir, mein Clärchen; aber mach Dir ja keine Mühe damit. Du kannst Deine Zeit besser gebrauchen. Und was kommt am Ende dabei heraus? In 10 Jahren geben sie sie ohnehin — das weiß ich. Die Welt kann doch nicht bei Beethoven stehen bleiben. Also thue nichts dafür, wenn es sich nicht ganz leicht, wie von selbst, so fügt. Ordentliches gearbeitet habe ich nicht; versucht vieles. Du nimmst jetzt all meine Gedanken fort. Nicht ein einfaches Liedchen hab ich zustande bringen können. Ich weiß nicht, was mit mir ist. Da seh ich Dich nun, wie Du mir Trost zusprichst und sagst: „Lieber Robert, man kann nicht in jedem Jahre 3 Symphonien schreiben usw. usw." Weißt Du, gestern vorm Jahr war unser Konzert — ein schöner Abend. Heute vorm Jahr zankten wir uns. Das hat aber nur Gutes zu bedeuten, weil es der Lügentag, der 1. April, war. Heute sollte ich Dich auch anführen. Vielleicht gelingt mir's noch."

Jedenfalls aber bezog sich das nicht etwa auf heimlich reifende schöpferische Arbeit. Vielmehr mußten auch die nächsten Wochen teils das Studium Mozartscher und Haydnscher Quartette in der Partitur, teils vielfältige Lektüre, hin und wieder ein genußreicher Theaterabend, den ihm das Gastspiel der Schröder-Devrient verschaffte, zuweilen auch Besuche der Freunde oder durchreisender

Fremder Zerstreuung gewähren. Am 18. April notiert er nach langer Pause „Richard Wagner, der aus Paris kam."

Am selben Tage hatte Clara, wie wir wissen, Kopenhagen wieder verlassen, und damit näherte sich auch die Trennungszeit der beiden ihrem Ende. Am 20. gab sie noch in Kiel das im März durch ihre Krankheit vereitelte Konzert, mit viel Applaus aber „vor wenig Leuten". Dagegen mußte ein für Hamburg noch in Aussicht genommenes Konzert wegen der vorgerückten Jahreszeit aufgegeben werden. So kam sie schließlich noch schneller heim, als erwartet war. Am 25. April nachmittags fuhr Schumann der von Hamburg aus den Wasserweg benutzenden Clara nach Magdeburg entgegen: „wie ein Bräutigam froh und ängstlich zugleich". Dort fügte allerdings noch ein tückischer Dämon ein Verfehlen, „doch nicht lange wartete ich", schreibt Clara, „als sich Roberts Arme auftaten, in die ich sofort hineinflog."

Am 26. April kehrten beide wieder nach Leipzig zurück. „Solch ein Wiedersehen entschädigt doch für alle erlittenen Sehnsuchtschmerzen — auch Robert schien sehr glücklich und führte mich dann zu Haus, wo ich alles bekränzt vorfand, ferner hatte Robert mich mit einem schönen Teppich beschenkt. Doch das Schönste war sein lieber Blick, den ich wieder in mir aufnehmen konnte, und die roten Bäckchen meines Engelchens, die ich wieder küssen konnte."

Mit diesem Jubelruf einer glücklichen Frau und Mutter schließt Clara ihren Reisebericht. Von Roberts Hand aber stehen bedeutungsvoll und hoffnungsvoll am Rande die Worte: „Nun kommen wieder bessere Tage."

Er behielt recht. Zwar warf die Schreckenskunde vom Hamburger Brande, die sie wenige Tage nach Claras Rückkehr erreichte, zunächst einen Schatten in die Feiertagsstimmung der Wiedervereinigten, und durch ein von Clara mit David und dem Gewandhausorchester zum Besten der Abgebrannten schnell veranstaltetes Konzert kam auch gleich in das äußere Leben mehr Unruhe, als ihnen jetzt

gerade erwünscht sein mochte, aber das innere Gleichgewicht vermochten weder diese Vorgänge noch die anschwellende Flut der auf der Durchreise im Schumannhause vorsprechenden und zuströmenden Kunstfreunde ernstlich zu erschüttern.

Und während Clara sich zunächst ihren häuslichen Pflichten widmete und, abgesehen von der früher schon erwähnten Liederkomposition zu Roberts Geburtstag, ihre musikalische Tätigkeit auf das Studium Mozartscher und Haydnscher Quartette, die sie mit Robert der Reihe nach durchnahm, beschränkte, regte in ihm sich der Schaffensdrang stärker als je. „Der ganze Juni", schreibt er, „war ein lieber Monat, bis auf ein paar Schwärmtage und -Nächte ...... Doch war ich auch fleißig in einer neuen Gattung und habe zwei Quartette für Violinen in A-Moll und F-Dur beinahe ganz fertig gemacht und auch aufgeschrieben." Diesen beiden gesellte sich im Juni schon ein drittes — das in A-Dur —* hinzu, so daß noch, ehe sie im August einen lang geplanten Erholungsausflug nach Böhmen unternahmen, am häuslichen Tische einer der Freunde hübsch einen Trinkspruch ausbringen konnte auf diese „drei Kinder, kaum geboren und schon vollendet und schön." Clara stimmte zuversichtlich ein, obwohl davon zu ihren Ohren bisher nur vereinzelte „erlauschte" Klänge gedrungen waren. Als aber dann Robert sie zu ihrem Geburtstag mit einer häuslichen Aufführung der 3 Quartette überraschte, fand sie ihre Erwartungen doch wieder übertroffen: „meine Ehrfurcht vor seinem Genie, seinem Geiste, überhaupt vor dem ganzen Componisten steigt mit jedem Werk ... Da ist alles neu, dabei klar, fein durchgearbeitet und immer quartettmäßig."

Für sie selbst aber bedeutete diese neue Schaffensphase ihres Mannes auch wieder einen bedeutsamen Abschnitt in ihrer eigenen künstlerischen Durchbildung, weil ihr dadurch das Verständnis für Quartettmusik überhaupt eigentlich erst erschlossen wurde: „Jetzt

* Mit den beiden vorigen zusammen Op. 41.

erst", schreibt sie im November unter dem Eindruck einer (auch diesmal nichtöffentlichen) Wiederholung des ersten Quartetts: „Jetzt erst fange ich an, Gefallen an Quartettmusik zu finden, denn bis jetzt muß ich offen bekennen, langweilte mich diese Musik meistens, ich konnte das Schöne nicht herausfinden."

Auch hier also wieder die Erfahrung, daß gerade die Berührung und Verschmelzung mit dem stärkeren schöpferischen Genius ihres Mannes für sie nicht nur kein Hemmnis oder eine Unterdrückung ihrer Eigenart bedeutete, sondern wie sie gerade auf dem Wege der intensivsten geistigen Erfassung des Einen sich erst durcharbeiten konnte und mußte zur tiefsten Erfassung künstlerischer Arbeit im höchsten Sinne überhaupt.

Schon aber waren, als Clara jene Worte schrieb, diese drei Quartette nicht mehr die jüngsten Kinder. Bereits in den letzten September- und ersten Oktoberwochen hatte sich dazu als Viertes gesellt das Quintett in Es-Dur*, das an demselben Tage, wo die Wiederholung des ersten Quartetts stattfand, zum erstenmal probiert und einige Tage darauf (6. Dezember) im Voigtschen Hause zuerst von Mendelssohn gespielt wurde.

Und damit nicht genug: ehe das Jahr zu Ende ging, entstanden im November und Dezember außerdem noch das vierte Quartett in Es-Dur für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncello** und ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncello."***

Leider wurde die Freude an der Arbeit der letzten Monate beiden schließlich stark getrübt durch einen Zustand von „Nervenschwäche", wie Schumann es selber nennt, eine Folge der vorausgegangenen Überanstrengung, der ihn zwang, die schöpferische Tätigkeit

* Op. 44. Nach Schumanns handschriftlichem Vermerk im Exemplar der Handausgabe „Skizziert Leipzig 23.—28. September".

** Op. 47. Nach Schumanns handschriftlichem Vermerk: „Skizziert 25.—30. Oktober 1842".

*** Op. 88. Später als „Phantasiestück für Pianoforte, Violine und Violoncello" bezeichnet.

einstweilen ruhen zu lassen. Mit dieser erzwungenen Muße drängten sich auch andere ungebetene Gäste in den Feiertagsfrieden des Künstlerhauses: Alltagssorgen, mehr als das, ernstliche Sorgen um die Zukunft. Denn, wie sie nun einmal ihr Leben eingerichtet hatten, ruhte doch, trotzdem Clara geradezu unter dem „schrecklichen" Gedanken litt, daß ihr Mann „gezwungen sei zu arbeiten, um Geld zu verdienen", auf seinen Schultern die Last des Erwerbes, und in dem Augenblick, wo seine schöpferische Tätigkeit, wenn auch nur vorübergehend, erlahmte, tauchte die gebieterische Notwendigkeit auf, andere Einnahmequellen für den wachsenden Hausstand zu erschließen.

Unter diesen Umständen schien es wirklich eine glückliche Fügung zu sein, daß durch die für Ostern 1843 unter Mendelssohns Leitung ins Leben gerufene Musikschule für Schumann sich die Möglichkeit einer einträglichen und dabei seinen Neigungen in dieser Form durchaus entsprechenden Tätigkeit auf musikpädagogischem Gebiet eröffnete. Bot sie doch die Gewähr, daß auch für die Zukunft bei vorübergehenden Hemmungen der produktiven Tätigkeit der Meister nicht auf einmal ganz in der Arbeit überhaupt zu feiern gezwungen sei. Denn trotzdem man diesmal der Krankheit durch Claras „liebevollste Pflege" über Erwarten schnell Herr geworden,* so daß Schumann schon zu Beginn des Jahres 1843 sich den neuen Pflichten und den neuen Plänen wieder zuwenden und widmen konnte, mußte man bei seiner Konstitution doch auf Rückfälle immer gefaßt sein.

Über die neuen Pflichten berichtete Schumann selbst Ende Juni im Tagebuch: „Die Musikschule macht uns allen Arbeit und Sorge, aber auch Freude. Ich habe den Klavierunterricht nur ad interim übernommen und will mir späterhin eine andere Stellung bilden. Die Zahl der Schüler beträgt jetzt gerade 40."

* Im Tagebuch ist hier eine Lücke. Claras Eintragungen schließen mit dem November. Die nächste Aufzeichnung ist von Schumanns Hand, datiert am 17. Februar (während Claras erstem Besuch bei dem Vater in Dresden), in der die Hauptereignisse der vergangenen Monate nur ziemlich summarisch erwähnt werden.

Glücklicherweise aber füllten diese Pflichten, so gewissenhaft und eifrig er, wie seine Aufzeichnungen über seinen Unterricht beweisen, sich ihnen widmete, die Lust und die Kraft des Wiedergenesenen nicht aus. „Die Peri und die Musikschule nahm meine ganze Zeit im vergangenen Vierteljahr in Anspruch", schreibt er Ende Juni.

Wie wir wissen, hatte er schon seit dem August 1841 den Stoff als für die Komposition hervorragend geeignet ins Auge gefaßt und offenbar seitdem nie mehr aus seinem Gedankenkreise verloren. Im Januar 1842 berichtet das Tagebuch von Arbeit am Text der Peri. Dann aber hatte die Reise nach den Hansestädten mit andern Plänen auch diese Arbeit ins Stocken gebracht; mehr als ein Jahr verging, ehe die Massen wieder in Fluß kamen. Die Leichtigkeit aber, mit der sich dann alles in noch nicht vier Monaten gestaltet, läßt darauf schließen, daß auch in der Zwischenzeit wenigstens die Arbeit am Text nie ganz geruht haben kann.

Am 23. Februar* 1843 wurde, nachdem zunächst im Januar und in der ersten Hälfte des Februar die durch die Krankheit liegen gebliebenen „Variationen für 2 Pianoforte, 2 Celli und Horn"**, zum Abschluß gebracht waren, mit der Arbeit an der Peri begonnen.

* So schreibt Schumann ausdrücklich im Tagebuch. In seinem Handexemplar der Partitur hat er dagegen vermerkt: „Skizziert und instrumentiert Leipzig am 20. Februar—16. Juni 1843".

** Op. 46. „Andante mit Variationen für 2 Klaviere." Wegen der Schwierigkeiten der Ausführung hatte er, wie Clara im Tagebuch schreibt, sich nachträglich entschlossen, die Variationen nur für zwei Klaviere zu setzen. In dieser Gestalt erlebte das Stück, das in der ursprünglichen Form zuerst im März 1843 in einer Gesellschaft bei Härtels probiert worden war, die erste öffentliche Aufführung durch Mendelssohn und Clara in einem Konzert der Viardot-Garcia am 18. August 1843. Der Eindruck wurde leider beeinträchtigt durch einen während des Spielens entstandenen Feuerlärm (unter demselben Mißgeschick hatte übrigens auch an diesem Abend ein junger Debütant aus Österreich zu leiden, der 12 jährige Joseph Joachim). Eine Aufführung in der ursprünglichen Gestalt erfolgte durch Brahms und Clara in Wien d. 28. Nov. 1868 in einem Konzert Claras. In ursprünglicher Gestalt herausgegeben wurden sie nachmals von Clara Schumann im Supplementsband der kritischen Ausgabe der Werke.

Mitte März schon durfte Clara ausnahmsweise zum erstenmal die Schöpferfreude an dem werdenden Werk mitgenießen, indem Robert ihr den ersten Teil aus der Skizze vorspielte. „Mir dünkt es das Herrlichste", schreibt sie in zitternder Freude, „was er je geschrieben, er arbeitet aber auch mit Leib und Seele daran, mit einer Glut, daß mir zuweilen bangt, es möchte ihm schaden, und doch beglückt es mich auch wieder." Ende März war der erste Teil vollendet; Ende April, trotz empfindlicher Störungen durch die Redaktionstätigkeit und die mit dem 5. April eröffnete Musikschule — „ich habe keinen Begriff", schreibt Clara, „wie man 8 Schüler auf einmal unterrichten kann" — auch der zweite. Am 25. Mai, am Himmelfahrttag, spielte Schumann die eben vollendete Skizze des dritten Teils Clara vor und entzückte sie damit aufs höchste: „die Musik ist himmlisch wie der Text, welch ein Reichtum an Gemüt und Poesie ist darin!" Und am 16. Juni ward, wie Schumann wieder selbst im Tagebuch berichtet, die Peri ganz fertig „nach vielen Tagen angestrengter Arbeit. Das war eine große Freude für das Schumannsche Paar."

„Einige Oratorien von Löwe ausgenommen", fügt er hinzu, „die aber meistens einen didaktischen Beigeschmack haben, wüßte ich in der Musik noch nichts Ähnliches. Ich schreibe und spreche nicht gern von meinen eigenen Arbeiten; mein Wunsch ist, daß sie Gutes wirken mögen auf der Welt und mir ein liebendes Andenken bei meinen Kindern sichern."

Der ganze Schumann! in seiner strengen Bescheidenheit, seinem sachlichen Stolz und zugleich der eigentümlich innigen Zurückbeziehung des künstlerischen Schaffens auf den engsten Kreis der Familie, die wenige Monate vorher (am 25. April) durch die Geburt des zweiten Kindes, Elise, zur Freude der Eltern bereichert worden war.

Aber das Ereignis des Jahres war und blieb die Peri. Ihr, der Arbeit am Klavierauszug, galt in den nächsten Monaten Claras ganze — jetzt durch die wachsenden häuslichen Pflichten und

Sorgen — mehr als je beschränkte künstlerische Muße. Ihr galten die Sorgen, aber von ihr kamen auch die Freuden und Lichtblicke des im übrigen durch vielfältigen Besuch von Bluts- und Kunstverwandten, mehrfache Reisen Claras nach Berlin und Dresden unruhig bewegten Sommers und Herbstes. Besonders je näher die erste Aufführung in Leipzig rückte, griff mehr und mehr und nur zu begreiflich eine fieberhafte Stimmung Platz. Und besonders schmerzlich empfanden es beide, daß der Beginn der Proben nicht nur mit dem, wie man damals meinte, nur vorübergehenden Scheiden Mendelssohns von Leipzig zusammenfiel, sondern daß auch gerade in diesem Zeitpunkt Konzertverpflichtungen Clara wiederholt nach Dresden riefen, die ihr allerdings Gelegenheit gaben, bei der ersten Aufführung von Roberts Quintett am 20. November und der Variationen für 2 Klaviere am 30. mitzuwirken, aber sie doch in einen peinlichen Zwiespalt mit sich selber brachten.

Ein drastisches Dokument jener fiebernden Stimmung auf beiden Seiten ist ein kurzes Briefchen Roberts vom 23. November mit der dringenden Bitte, „morgen Abend“ zurückzukommen: „ich mag keine Probe ohne Dich halten, es ist, als fehlte mir der gute Genius dabei.“ Auf der Rückseite trägt er aber den amtlichen Vermerk „war bei Ankunft dieses Briefes nach Leipzig abgereist.“ Ihre Sehnsucht hatte sie eben schon einen Tag früher zurückgetrieben. Trotzdem mußte sie gerade bei der entscheidenden Orchesterprobe fehlen, die ja auch Schumanns Debüt als Orchesterdirigent bedeutete und deshalb allein schon Anlaß zu besonderer Erregung war. Er selbst schrieb aber befriedigt unter dem ersten Eindruck: „Vortrefflich ist's gegangen, und ich denke, Du wirst Ehre einlegen mit Deinem Alten. Sie waren alle recht warm, und ich wurde ordentlich begeistert beim Dirigieren.“ Andere, die im übrigen genau so unter dem Zauber des Kunstwerkes an sich standen, hörten allerdings mit geschärftem Ohr weniger Gelungenes. So Livia Frege, die Sängerin der Peri, die über dieselbe Probe Clara eingehend berichtete und bei aller An-

erkennung, daß es für eine erste Orchesterprobe „recht gut gegangen", und der Betonung der allgemeinen Begeisterung doch die Chöre, vor allem die Einsätze der Soprane, „durchaus noch nicht gut" fand: „Könnte sich nur Ihr lieber Mann einmal entschließen, ein wenig zu zanken und auf größere Aufmerksamkeit zu dringen, dann ging's gewiß gleich."

Clara selbst hörte erst am Morgen der (zum Besten der Musikschule veranstalteten) Aufführung in der Generalprobe Orchester und Chor zusammen und begeisterte sich an der „herrlichen Instrumentation": „Wie glücklich ich am Abend (4. Dezember) war — es läßt sich gar nicht mit Worten sagen. Der Beifall war groß, enthusiastisch aber war er bei der zweiten Aufführung, welche am 11. stattfand. Schon bei dem Hervortreten wurde Robert empfangen und fand auf dem Dirigierpult einen schönen Lorbeerkranz, was ihn einigermaßen konsternierte, doch aber freuen mußte. Nach jedem Teil wurde er hervorgerufen. Am schönsten sang die Frege die Peri; nach der einen Arie der Jungfrau (die Frau Fr. für die verreiste eigentliche Inhaberin dieser Partie mit übernommen) konnte das Publikum sich nicht enthalten, ihr den lautesten Beifall zu spenden. Auch Herr Schmidt, Kindermann sowie der ganze Chor leisteten das Schönste, alles sang mit Leib und Seele — Ich tat's für alle! Habe ich mir je eine schöne Stimme gewünscht, so war es jetzt! Was hätte ich darum gegeben, die Peri singen zu können.

Vielleicht die größte Freude bereitete aber Clara das Ereignis, das die unmittelbare Folge des Triumphes der Peri war, der Brief ihres Vaters, in dem er selbst ihrem Manne die Hand zur Versöhnung bot; denn daß er das tat, war nicht nur eine persönliche Genugtuung für den geliebten Mann, sondern es lag darin zugleich ein naives Zugeständnis seiner endlich errungenen künstlerischen Herrscherstellung, das schlagender und überzeugender war als selbst der einstimmige Beifall unparteiischer Kenner.

In der Tat schienen sie nun wirklich, auf die Höhe des Lebens

gehoben, den endlichen Lohn der Treue, der Treue gegen sich selbst und gegen die höchsten Ideale, als Menschen und Künstler einzuernten, aber

Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.

Und so mußten auch sie gerade in diesen, von höchster Daseinsfreudigkeit durchstrahlten Wochen sich bewußt werden, daß „dem bösen Geist die Erde gehört", „nicht dem Guten", daß auch sie trotz alledem im Bann jener „falschen Mächte" standen,

„Die unterm Tage schlimmgeartet hausen,
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt."

„Wir verbrauchen, mehr als wir verdienen", hatte Schumann schon Anfang des Jahres sich selbst im Tagebuch gestanden, und aus dieser Einsicht heraus Clara bereits im Sommer versprochen, im nächsten Winter „gewiß etwas Großes" unternehmen, d. h. mit ihr wieder eine große Kunstreise antreten zu wollen. Mitten in der Unruhe und Aufregung der Periproben, in Claras Abwesenheit, zwischen Unterhandlungen mit Härtels über die Übernahme der Redaktion ihrer „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" hatte dieses Projekt plötzlich greifbare Gestalt angenommen, war diesmal auf seine Initiative* die Ausführung der so oft aufgeschobenen Reise nach Rußland für die ersten Monate des folgenden Jahres beschlossen worden. Und während ihn die letzten Arbeiten an der Partitur der Peri, Clara die Feile des Klavierauszugs, dazwischen die verschiedenen Aufführungen bis zum letzten Augenblick in Atem erhielten, wurde, nachdem die Kinder schon einige Tage zuvor in die Obhut der Schneeberger Verwandten gegeben waren, am 25. die Reise über Berlin angetreten. So schwer der jungen Mutter der

* Wobei allerdings Mendelssohn, auf Claras Veranlassung, den geheimen Spiritus rector abgab. Vgl. unten S. 84 f.

Abschied von ihren Lieblingen wurde — Briefe und Tagebücher bezeugen es — so war doch tatsächlich für sie diese Fahrt die Erfüllung eines lang gehegten Herzenswunsches, nicht bloß um ihrem Manne materielle Sorgen abzunehmen und fern zu halten, sondern auch aus dem sehr begreiflichen Drang, sich künstlerisch wieder einmal zu betätigen. Für Schumann lag die Sache anders, ihn riß die Reise aus seiner stillen schöpferischen Tätigkeit — „Ein paar Opernpläne beschäftigen mich ... Eine Oper soll das Nächste sein, und ich brenne darauf“, heißt es Ende November im Tagebuch — heraus, in eine Region von Zerstreuungen und Aufregungen, die, da er nur als passiver Zuschauer daran teilnahm, dem Menschen nichts boten und dem Künstler geradezu etwas nahmen, sein kostbarstes Gut: die Möglichkeit der Sammlung zu eigener Schöpferarbeit. Wenn trotzdem diesmal die Anregung dazu — jedenfalls die letzte — von ihm ausging, so war wohl außer der von ihm als notwendig erkannten Rücksicht auf die Finanzen der Wunsch mit bestimmend, auf diese Weise für eine längere Zeit von der ihm immer lästiger werdenden Redaktionsarbeit sich zu befreien. Aber auch die Vorstellung, er könne während der Reise, bei der ja in Rußland selbst Aufenthalte von längerer Dauer vorgesehen waren, Muße für seine Arbeit finden, scheint ihm nicht fern gelegen zu haben. Letzteres sollte sich dann freilich als eine sehr verhängnisvolle Täuschung erweisen.

Über die Erlebnisse der Reise selbst mögen zunächst die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen berichten.

Clara an ihren Vater*.

Dorpat, den 20. Februar 1844. Dienstag.

Längst schon, lieber Vater, drängte es mich, Dir zu schreiben, und immer ging es nicht, denn Du mußt wissen, ich habe jetzt 5 Concerte hinter einander gegeben, um jedoch nichts zu vergessen, will

* Verstümmelt und in fehlerhafter Anordnung bereits abgedruckt bei Kohut, Fr. Wieck S. 157 ff. Hier nach dem Original.

ich ganz von vorn anfangen, ich denke, es interessirt Dich ja wohl Alles.

In Berlin blieben wir zwei Tage und fanden besonders bei Mendelssohns die freundlichste Aufnahme, die glücklich waren, Leipziger Luft in ihrer Nähe zu fühlen. Mendelssohn beschenkte mich mit 6 Liedern ohne Worte (worunter die beiden Dir schon bekannten), die er mir dedicirt, und Madame Mendelssohn schenkte mir Pulswärmer von Pelz, die mir schon viel genutzt haben und dabei allerliebst aussehen (das ist für die Mutter). Wir reisten Sonnabend Abend von Berlin mit der Mallpost (die bequemste, in der ich je gefahren) ab, und kamen Montag Abend in Königsberg an, wo wir die freundlichste Aufnahme fanden, eine garstige Stadt, aber um so nettere Leute; ich gab Freitag und Sonnabend Concert im Theater und hatte volle Häuser, stand aber von der Kälte entsetzlich aus, denn das Haus ist groß und nicht geheizt. Sonntag reisten wir nach Tilsit ab, wo wir den Abend bei dem Postmeister Nernst (eine höchst liebenswürdige Familie) verbrachten; ich spielte viel, trotzdem daß ich noch nach dem am Vorabend gegebenen Concert in Königsberg die halbe Nacht packte und früh 5 Uhr aufgestanden und den ganzen Tag gefahren war. Montag früh 3 Uhr standen wir wieder auf, und um 4 Uhr ging es ab nach der Grenze. Noch muß ich Dir erzählen, in Königsberg war ein Pianofortemacher, auf dessen Instrumenten ich gespielt hatte (Marty hieß er); dieser borgte uns seinen Schlitten bis an die Grenze (von hier an ging Alles mit Schlitten — schon auf der Hälfte nach Königsberg fanden wir Schlittenbahn), wo wir denn mit Extrapost fuhren, was vortrefflich ging. An der Grenze Tauroggen hatte uns Nernst schon in der Mallpost Plätze nach Riga bestellt, die gleichfalls sehr schön und bequem war und nur zwei Sitze im Innern hat. In Königsberg hatten wir vom russischen Consul Brief an den Zolldirektor (einen sehr artigen Mann) erhalten und fanden die honetteste Behandlung. Die Koffer wurden wie an jeder andern Grenze nur geöffnet, ein wenig hineingesehen und wieder zugemacht. Die Noten haben sie gar nicht angesehen. In Tauroggen selbst fanden wir ein schönes Posthaus und ein ganz delicates Frühstück; ferner waren wir von dem Consul an einen Beamten an der Grenze empfohlen, der uns Alles mit dem Paß,

Gepäck ꝛc. besorgte. So kamen wir ganz bequem nach Riga — aber, wie garstig ist diese Stadt! auf der Post angekommen, fanden wir weder Fiaker noch Jemand, der unser Gepäck übernahm; wir mußten uns einen großen Bauernschlitten, der auf dem Hofe stand, nehmen, die Koffer hinein und uns darauf setzen und kamen so vor Stadt London an, nachdem wir uns mit Mühe durch hunderte von Bauernschlitten, die da zu Markt waren, und durch lauter ganz kleine Gäßchen hindurch gewunden hatten. Dort hieß es, es sei kein einziges Zimmer da, als im 3. Stock hinten hinaus, das furchtbar aussah. Wir setzten uns wieder auf unsere Koffer und fuhren nach Stadt Petersburg, da bekamen wir ein Zimmer, eine Kammer hinten hinaus, wo es aber so schmutzig war, daß man sich gar nicht niedersetzen konnte; Robert lief gleich fort zu Herrn v. Lutzau, dem wir von David empfohlen waren. Dieser hatte uns in Stadt London die besten Zimmer bestellt, was wir jedoch nicht geahnt hatten, und führte uns nun wieder dorthin zurück. Du kannst Dir denken, welch unangenehmen Eindruck Riga auf uns machte. Wir fanden auch hier freundliche, gefällige Leute, konnten uns jedoch nie recht behaglich fühlen. Mit dem Concert machte es sich nicht gleich, dann ging es aber um so schneller hintereinander. Denke dir: Sonntag ging es nach Mitau (die Hauptstadt von Curland, wo im Winter der ganze curländische Adel versammelt ist und nur für Bälle, Concerte und wieder Bälle lebt.

Mitau ist 3 Stunden zu fahren, von Riga aus, und eine allerliebste kleine Stadt, wo aber viel Kunstsinn herrscht (alle Künstler haben hier Concert gegeben) und weit mehr Bildung als in Riga. In Riga ist gar kein Kunstsinn (einige wenige Leute abgerechnet), und, wie mir schien, überhaupt keine feine Bildung. Ich gab Sonntag in Mitau, Montag und Dienstag in Riga, Mittwoch wieder in Mitau und Donnerstag das letzte Concert in Riga. Das waren strapaziöse Tage, dabei immer das hin und her fahren, packen ꝛc., ich gab aber alle Concerte allein, ohne alle Unterstützung, was ich nun immer thun werde, es ist das beste. In Riga fand ich ein wunderschönes Pianoforte von Wirth — das Pianoforte in Dresden von Wirth kann Dir keine Idee davon geben; diese Instrumente sind die schönsten englischer Bauart, die ich noch gesehen, von oben bis unten den herrlichsten Klang, weich und doch wieder so

kräftig! mein Mann, den schwer ein Pianoforte befriedigt, war gleich beim ersten Griff entzückt von diesem Ton. Ich freue mich, in Petersburg solch schöne Instrumente zu haben. Von Riga hierher zu kommen, hielt schwer, denn es gehen nur wöchentlich zwei Posten, und die sind schon Wochen vorher besetzt, und hat man wirklich Platz, so gehen immer noch die, welche von der Grenze kommen, vor. Extrapost wollten wir nicht fahren, das ist sehr unangenehm, so nahmen wir uns denn eine Extra-Diligence bis Petersburg, wo wir einen Conducteur bis Petersburg mit haben und uns um gar nichts zu kümmern brauchen, 5 Tage können wir hier bleiben, was wir auch thun wollen. Dorpat ist eine sehr hübsche Stadt, von viel mehr Bedeutung hinsichtlich der Bildung als Riga, von vielem Kunstsinn und sehr freundlichem Ansehen. An dem Professor v. Brocker fanden wir einen sehr angenehmen Mann, der unser Concert besorgt hat und uns gleich seine Equipage zu Gebot gestellt hat, was sie übrigens hier zu Lande Alle gleich thun; ein Jeder, der nur irgend kann, hat hier seinen Schlitten und Pferde. Man ist außerordentlich gastfrei und vorzugsweise gegen Künstler. Morgen gebe ich das erste und Freitag das zweite Concert, Sonnabend geht es dann ab nach Petersburg, wo wir Montag früh einzutreffen gedenken, eigentlich Sonntag Abend, wir wollen jedoch eine Nacht unterwegs schlafen, um bei Tage in Petersburg einzufahren; Du mußt wissen, daß man auf jeder Station ein schönes Posthaus findet, wo man die Nacht bleiben und essen und trinken kann, was man will, und so soll es bis Petersburg gehen. Die Reise ist keineswegs so beschwerlich und schrecklich, als wir geglaubt. Überall spricht man deutsch — hier ist Alles deutsch, erst 10 Meilen vor Petersburg geht das Russisch los. Von der Kälte haben wir bis jetzt vermittels unserer Pelze und Pelzdecken gar nicht gelitten, obgleich wir schon 2 Tage bei 12—15° Kälte reisten. Die Häuser sind hier alle warm, eine gleiche Temperatur durch alle Zimmer, was einem wohl thut. Dorpat scheint eigentlich erst recht nördlich, denn erst hier spüren wir wirkliche Kälte — heute Morgen hatten wir 23 Grad Kälte.

Jetzt will ich Dich auf einige Tage verlassen — Sonnabend schreibe ich noch über die Concerte hier.

Einige, besonders für Marie interessante Aventüren sind mir noch

eingefallen: über 3 Flüsse, größer als die Elbe, sind wir zu Wagen und Schlitten auf dem Eise gefahren, auf der Düna bei Riga halten die Bauern ihren Holzmarkt; mitten auf dem Fluß stehen hunderte von Schlitten, mit Holz beladen, man geht wie auf der Straße, als müßte das so sein, wir sind auch eine halbe Stunde darauf spazieren gefahren. In den Wäldern sind viel Wölfe hier, sie halten sich viel auf der Landstraße und sehen den vorüberfahrenden Reisenden ganz ruhig zu; bis jetzt haben wir noch keinen gesehen, doch Jeder, der von hier nach Petersburg fährt, begegnet auch einigen, worauf ich mich sehr freue.

Einige interessante Bekanntschaften haben wir gemacht in dem Professor Friedrich Rückert in Berlin, Jacobi in Königsberg und Rector Uhlmann von hier, der jetzt in Riga lebt.

Gestern waren wir in dem Liphardtschen Haus, wo der alte Liphardt früher wohnte und seine Quartettabende hatte. Sein Sohn bewohnt es jetzt. Morgen wollen wir auf seinen Landsitz fahren, wo es fürstlich eingerichtet sein soll. Er ist der reichste Mann in Livland; jedes Kind bekommt 500,000 Thaler als Erbtheil, also doch auch die David.

Heute ist das Concert; ich habe den Universitätssaal bekommen, was eine große Seltenheit ist, da er gar nicht für Concerte bestimmt ist. Es klingt nicht sehr gut darin, doch um der Ehre willen ist es mir sehr lieb, daß ich ihn habe. Addio für jetzt! —

Dienstag d. 27. Febr.

Drei brillante Concerte habe ich, seit ich Dir zuletzt schrieb, gegeben, einen Enthusiasmus erregt, der toll war — ich kenne kein enthusiastischeres, dabei kunstsinnigeres Publikum als das hiesige. Gestern Abend war das dritte Concert, nach welchem mir ein Sängerchor* eine schöne Serenade brachte, wo sie unter Anderm auch ein Quartett meines Mannes sangen. Robert hatte sich sehr stark erkältet, so daß er nun seit 6 Tagen zu Bett gelegen hat und heute zum ersten Male wieder aufgestanden ist. Den zwei letzten Concerten

* Es war der aus der ›Fraternitas Rigensis‹ gebildete Männerchor, der Mendelssohns „Wer hat dich, du schöner Wald“, Schumanns „Träumende See“ und „Minnesänger“ vortrug; an ihrer Spitze der damalige junge Dorpater Student der Philologie Julius Otto Grimm. Vgl. F. Smend i. d. Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, IX. Jahrgang. März 1904. S. 80.

hat er gar nicht beiwohnen können, natürlich konnten wir auch nicht fort, hoffen aber nun Donnerstag abreisen zu können. Die Reise nach Petersburg von hier soll furchtbar sein! 10 Meilen vor Petersburg gehen die Gruben an, wo man seekrank dabei wird. Ich wollte, wir hätten es überstanden; Dorpat ist voll von liebenswürdigen Leuten, meistens sind es Adlige, die wir kennen gelernt, die aber auch wirklich so freundlich gegen uns sind, daß man manchmal nicht weiß, was man sagen soll. Jeden Tag (seit 6 Tagen) schicken sie uns abwechselnd Mittagsessen, gekochtes Obst, gute Bouillon, Wein, Eau de Cologne usw. (Du mußt wissen, daß hier die Gasthäuser sehr schlecht sind, Essen kaum zu genießen, und Vieles gar nicht zu haben, ausgenommen guter Thee und guter Kaffee, Letzterer die Portion 8 Groschen. Das schlimmste sind nun auch die schlechten Betten, Bettdecken kennt man hier gar nicht; man hat nur ganz dünne Steppdecken, schläft aber allerdings in warmen Zimmern. Mein Mann hat sich doch seine Krankheit durch Erkältung in der Nacht zugezogen — wir sind ja so dünne Decken nicht gewohnt, ausgenommen im heißesten Sommer, und hier haben wir Tag für Tag 20 Grad Kälte.) Ich muß Dir einige Züge der hiesigen Damen mittheilen, damit Du siehst, wie freundlich sie hier sind. Gestern vor dem Concert schickte eine fremde Baronin, die von der Krankheit Roberts gehört, Gelee, ein Gebäck, 2 Rebhühner, frisch gebraten, mit der Bitte, dies anzunehmen, da wir es ja in unserm schlechten Gasthof nicht bekommen könnten. [Am] Abend im Concert erzählte ich einer Dame, daß wir so schlechte schmutzige Betten haben, und daß mein Mann sich sein Unwohlsein hauptsächlich in der Nacht geholt. Um 10 Uhr kommt ein Bedienter, bringt 2 schöne mit Federn gefüllte Kopfkissen und eine wunderschöne große Steppdecke . . ." [Das Ende des Briefes ist verloren.]

Trotzdem Roberts Zustand auch in den folgenden Tagen noch Beschwerden und Sorgen verursachte, ward doch am 1. März die Weiterreise nach Petersburg angetreten, während deren Schumann sich entschieden erholte, und wo sie am 4. März glücklich eintrafen.

Über die dortigen Erlebnisse berichtet ein Brief* Schumanns an Wieck:

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 265 S. 236 f.

St. Petersburg, den 1. April 1844.

Lieber Vater,

Ihren freundlichen Brief beantworten wir erst heute, da wir Ihnen doch auch gern über den Erfolg unseres hiesigen Aufenthaltes berichten wollten. Wir sind nun vier Wochen hier. Clara hat vier Concerte gegeben und bei der Kaiserin gespielt; wir haben ausgezeichnete Bekanntschaften gemacht, viel Interessantes gesehen, jeder Tag brachte etwas Neues — so ist denn heute herangekommen, der letzte Tag vor unserer Weiterreise nach Moskau, und wir können, wenn wir zurückblicken, ganz zufrieden sein mit dem, was wir erreicht. Wie viel habe ich Ihnen zu erzählen, und wie freue ich mich darauf. Einen Hauptfehler hatten wir gemacht; wir sind zu spät hier angekommen. In einer großen Stadt will es viele Vorbereitungen; Alles hängt hier vom Hof und der haute volée ab, die Presse und die Zeitungen wirken nur wenig. Dazu war Alles von der italienischen Oper wie besessen. Die Garcia hat ungeheures Furore gemacht. So kam es denn, daß die beiden ersten Concerte nicht voll waren, das dritte aber sehr, und das vierte (im Michaelistheater) das brillanteste. Während bei andern Künstlern, selbst bei Liszt, die Theilnahme immer abgenommen, hat sie bei Clara sich immer gesteigert, und sie hätte noch vier Concerte geben können, wenn nicht die Charwoche dazwischen gekommen und wir doch auch an die Reise nach Moskau denken müssen.

Unsere besten Freunde waren natürlich Henselt's, die sich unserer mit aller Liebe angenommen, dann aber und vor Allem die beiden Wielhorsky's, zwei ausgezeichnete Männer, namentlich Michael eine wahre Künstlernatur, der genialste Dilettant, der mir je vorgekommen, — beide höchst einflußreich bei Hof und fast täglich um Kaiser und Kaiserin. Clara, glaube ich, nährt eine stille Passion zu Michael, der, beiläufig gesagt, übrigens schon Enkel hat, d. h. ein Mann über die 50 hinaus, aber frisch und ein Jüngling an Leib und Seele. Auch an dem Prinzen von Oldenburg (Kaisers Neffe) hatten wir einen sehr freundlichen Gönner, wie an seiner Frau, die die Sanftmuth und Güte selbst ist. Sie führten uns gestern selber in ihrem Palais herum. Auch Wielhorsky's erzeigten uns eine große Aufmerksamkeit, indem sie uns eine Soiree mit Orchester gaben, zu der ich meine Symphonie einstudiert hatte und

dirigirte. Ueber Henselt mündlich; er ist ganz der Alte, reibt sich aber auf durch Stundengeben. Zum Oeffentlichspielen ist er nicht mehr zu bringen; man hört ihn nur beim Prinzen von Oldenburg, wo er auch einmal in einer Soiree die zweiflügeligen Variationen von mir mit Clara spielte.

Kaiser und Kaiserin sind sehr freundlich mit Clara gewesen; sie spielte dort gestern vor 8 Tagen im engen Familienkreise zwei ganze Stunden lang. Das Frühlingslied von Mendelssohn ist überall das Lieblingsstück des Publikums geworden; Clara mußte es in allen Concerten mehrmal wiederholen; bei der Kaiserin sogar 3 mal. Von der Pracht des Winterpalastes wird Ihnen Clara mündlich erzählen; Herr von Ribeaupierre (der frühere Gesandte in Constantinopel) führte uns vor einigen Tagen darin herum; das ist wie ein Märchen aus „Tausend und Einer Nacht".

Sonst sind wir ganz munter; auch von den Kindern haben wir die besten Nachrichten.

Nun denken Sie sich meine Freude: mein alter Onkel* lebt noch; gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hier war ich so glücklich, den Gouverneur aus Twer kennen zu lernen, der mir sagte, daß er ihn ganz gut kenne. Ich schrieb also gleich hin und empfing vor Kurzem von ihm und seinem Sohn, der Commandeur eines Regimentes in Twer ist, die herzlichste Antwort. Nächsten Sonnabend feiert er seinen 70jährigen Geburtstag, und ich denke, daß wir da gerade in Twer sind. Welche Freude für mich und auch für den alten Greis, der nie einen Verwandten bei sich gesehen.

Vor dem Weg nach Moskau hat man uns bange gemacht; im Übrigen, glauben Sie uns, es reist sich in Rußland nicht schlimmer und besser als irgendwo, eher besser, und ich muß jetzt lachen über die fürchterlichen Bilder, die mir meine Einbildung in Leipzig spielte. Nur theuer ist es sehr (hier in Petersburg zumal), z. B. Wohnung täglich 1 Louisd'or, Kaffee 1 Thlr., Mittagessen 1 Dukaten usw. usw.

Wir denken wieder über Petersburg zurückzukommen (ohngefähr in 4 Wochen), nach Reval zu Land zu reisen, von da mit dem Dampfschiff nach Helsingfors und über Abo nach Stockholm, und dann wahrscheinlich die Canaltour nach Kopenhagen und in unser

* Bruder seiner Mutter, Regimentsarzt Dr. Schnabel.

liebes Deutschland zurück. Anfang Juni, hoffe ich gewiß, sehen wir Sie wieder, lieber Papa, und vorher schreiben Sie uns noch oft, vor der Hand immer nach Petersburg mit Henselt's Adresse. Henselt schickt uns die Briefe nach.

Alwin* hat uns mehrmals geschrieben, es scheint ihm ganz leidlich zu gehen; in Reval werden wir wohl das genauere erfahren. — Molique ist gestern wieder nach Deutschland zurück; die russische Reise hat ihm wohl kaum die Kosten gebracht; es geschieht ihm recht, dem nichts recht ist, der über Alles raisonnirt und dabei ein so trockner Gesell ist.

Die hiesigen Musiker haben sich alle höchst freundlich gegen uns gezeigt, namentlich Heinrich Romberg**; für ihre Mitwirkung im letzten Concert lehnten sie alle Entschädigung ab; es wurde uns dabei nichts zugemuthet, als sie sämmtlich in Wagen abholen zu lassen zum Concerte, was wir denn mit größter Zufriedenheit thaten. Sehr viel, so sehr viel hätte ich Ihnen noch zu schreiben; aber wir haben heute noch viel zu präpariren zu der Moskauer Reise; so nehmen Sie denn das Wenige liebreich auf. Grüßen Sie Ihre Frau und Kinder herzlich von Clara und mir und behalten Sie mich lieb.

R. S.

P. S.

Heute ist ein kleines Jubiläum für mich — Sie wissen wohl — der 10. Geburtstag unsrer Zeitschrift. Von den Beilagen senden Sie wohl einiges nach Leipzig; bitten Sie aber, daß nichts verloren gehen möge. Noch eine Bitte; schreiben Sie doch an Wenzel ein paar Worte, er möge sich, wenn er in Zeitungen etwas allgemein Interessantes oder mich besonders Interessierendes findet, die Nummern der Blätter merken und für mich aufnotieren, man bekommt hier fast gar keine Zeitung zu sehen. Die Gedichte*** würden wohl auch Freges interessieren."

Am 2. April verließen die Reisenden Petersburg und langten, nachdem sie bei Roberts Verwandten in Twer das Osterfest ver-

---

* Alwin Wieck lebte in Reval.

** Konzertmeister in Petersburg.

*** Vgl. S. 71 und 74.

bracht hatten, am 10. April, sehr erschöpft von den Strapazen der Reise, in Moskau an, das für die nächsten 4 Wochen ihren Aufenthaltsort bilden sollte. Der erste Eindruck der Stadt enttäuschte sie zunächst etwas, „er ist nicht so, wie man ihn sich denkt". Dagegen machte der Kreml, zu dem Robert gleich nach der Ankunft sich auf den Weg machte, und die Aussicht von dort auf beide den tiefsten Eindruck. „Dieser Anblick ist nicht zu beschreiben, man glaubt, man müsse in Constantinopel sein, so ganz eigentümlich orientalisch ist diese Stadt mit ihren unzähligen Türmen." Solange sie dort waren, war er fast täglich das Ziel ihrer Spaziergänge, die ihnen auf Schritt und Tritt eine neue Welt mit orientalischem Charakter erschlossen. „Sehr auffallend waren uns die Bäuerinnen (es war doch Osterwoche, wo alles vom Land hereinkommt, um sich zu belustigen) mit seidenen Kasaweiken, mit dem schönsten Pelz besetzt, und darunter z. B. ein ordinäres Kattunkleid." Aber so interessant sich die alte Zarenstadt im festlichen Treiben der Osterwoche auch darstellte, die Reisenden selbst sollten doch sehr bald sich überzeugen, daß es besser gewesen wäre, in einer frühern Jahreszeit schon einzutreffen, denn die eigentliche Saison war schon vorüber, und wenn sie die dadurch im Vergleich zu dem unruhigen Treiben in Petersburg gebotene Einschränkung des geselligen Verkehrs auch als eine angenehme und notwendige Erholung empfanden, so war der durch den Saisonschluß ebenfalls bedingte, verhältnißmäßig spärliche Besuch der Konzerte weniger erfreulich. Dagegen war die ganze Art, wie namentlich die Adelsgesellschaft ihnen entgegenkam und Claras Kunstleistungen aufnahm, ihnen im Gegensatz zu frühern Erfahrungen mit den Hof- und Adelskreisen sehr sympathisch und entschädigte sie für leere und halbleere Säle in den Konzerten. Eine Matinee, die sie am 2. Mai für etwa 30—40 Personen gaben, und in der, gegen den Ortsgebrauch, auch die Damen der höchsten Adelsgesellschaft erschienen, gab außerdem erwünschte Gelegenheit, das Publikum mit Schumanns Quintett (das im Konzert wegen der

Größe des Saales nicht hatte gespielt werden können) und den Variationen bekannt zu machen, die, nach dem Beifall zu schließen, mit Verständnis aufgenommen wurden.

Im übrigen waren diese Moskauer Wochen mehr der Erholung und dem Studium von Land und Leuten gewidmet, heute in einem Besuch der russischen Oper, wo Glinkas Oper „Alles für den Zaren“ gegeben wurde, über die Schumann schrieb: „Der erste Akt mit viel artiger Musik, namentlich hübsches Terzett, — meistens national anklingenden Weisen — die Instrumentation schwach, und das Blech zu vorherrschend. Im übrigen entschieden glücklich organisierte musikalische Natur. Die zweite Hälfte der Oper war in jeder Beziehung lahm und alles dramatischen Fortganges baar“ — morgen in dem Besuch eines russischen Klosters: „bunte Farben überall — Bäume und Gräber im Innern des Hofes. Wir stiegen auf die Plattform der einen Kirche, wo wir eine wunderschöne Aussicht über Moskau mit seinen unzähligen Kuppeln und Türmen hatten. Besuch beim Abt, einem jovialen Mann, der uns mit Thee bewirtete und uns dann noch mit Ansichten von Simonoff (des Klosters) beschenkte. Um 6 Uhr ging es in die Vesper. Der Gesang der Mönche ist ganz eigener Art, piano, mit hohler Stimme und sehr eintönig — sie singen 5—6 Stunden immer dasselbe. Die Composition ist zum Theil barbarisch, zum Theil kindisch, voll von Oktaven und Quinten. Robert entwischte nach zweistündiger Marter durch diesen Gesang (der aber berühmt ist, eben wegen des eigentümlichen Klanges), ich folgte ihm bald.“ Ein andermal galt es einen langen Besuch im großen Findelhaus, das, da musikalische Genüsse damit nicht verbunden waren, ihnen entschieden besser gefiel.

Während aber so die Reisenden Moskau und Umgegend mit staunenden, sinnenden Augen durchstreiften und nur gelegentlich den Überreichtum fremdartiger Eindrücke durch die Lektüre der Vossischen Zeitung, die sie in einer kleinen Konditorei mit Vergnügen entdeckt hatten, auszugleichen und zu mildern sich bestrebten, erwachte

immer stürmischer die Sehnsucht nach Hause. Am 8. Mai ward die Rückreise nach Petersburg angetreten; diesmal ging die Fahrt in den grünenden Frühling hinein, und Petersburg grüßte nun im Sommerkleid. Zehn Tage später wurde in Kronstadt das Schiff bestiegen, das sie nach Swinemünde führte. Über letzte Petersburger Eindrücke berichtet die Nachschrift Schumanns zu einem von Clara an ihren Vater gerichteten Briefe:

Schumann an Fr. Wieck.*

Petersburg, Mitte Mai 1844.

Der Himmel verspricht zu morgen eine schöne Fahrt, das Wetter ist wundervoll und alles Grün schon heraus. Wahrhaft zauberisch sind hier die hellen Nächte; man braucht schon jetzt den Abend nicht mehr Licht zu brennen.

Gestern hatten wir noch einen interessanten Tag; früh [?] in Zarskoj-eSselo, wo wir mit H. Romberg und Graf Wielhorsky hinfuhren, und abends bei der Großfürstin Helene, die uns zu sich eingeladen hatte. Clara spielte wundervoll. Die Großfürstin war (nach Henselts Aussage) gegen uns, wie sie nie gegen Künstler sich gezeigt; übrigens eine wahrhaft königliche Frau, die schon vielen Männern den Kopf verrückt, dabei höchst klug und unterrichtet; wir sprachen viel davon, ob nicht in Petersburg ein Conservatorium zu gründen ginge, und sie hätte uns wohl gern gleich hier behalten.

Die Reise nach Schweden haben wir aufgegeben; es zieht uns zu sehr nach der Heimat und zu unsern Kindern zurück. Ende des Monats hoffen wir, Sie, lieber Papa, doch gewiß in Leipzig zu sehen? Wir werden uns auf der Rückreise nur in Swinemünde aufhalten, um nach der Insel Rügen hinüberzufahren. Einstweilen noch einen poetischen Gruß aus Moskau, den ich mir Ihnen persönlich zu übergeben nicht getraue. Es ist versteckte Musik, da zum Componieren keine Ruhe und Zeit war.

Herzliche Grüße an Ihre Frau und Kinder, möchten wir uns alle glücklich wiederfinden.

Ihr R. S.

---

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 266 S. 239.

Wenn wir das Ergebnis der in den vorangehenden Briefen in ihren Hauptzügen geschilderten gemeinsamen Künstlerreise zusammenfassen, so springt als das Bedeutsamste zunächst in die Augen, daß sie außer einer Fülle rein menschlicher Anregungen beiden durch den Einblick in die halb orientalische Kultur des Zarenreiches eine immer wieder als Bereicherung ihres Innenlebens empfundene Erweiterung ihres geistigen Horizonts bescherte, die sie sich in diesem Umfange doch nicht hatten träumen lassen. Schumanns Reisenotizen und die auf ihnen fußenden Tagebuchaufzeichnungen seiner Frau legen für die Schärfe der Beobachtung und die wachsende Treffsicherheit der Urteile der Reisenden ein ungemein beredtes Zeugnis ab, das es bedauern läßt, daß in diesem Rahmen ein näheres Eingehen darauf nicht möglich ist. Als zweites: eine für Clara nach den Erlebnissen der letzten Jahre doppelt wertvolle Bestätigung und Bekräftigung ihres künstlerischen Ansehens, ihrer Bedeutung als einer mit keiner andern zu vergleichenden und zu verwechselnden künstlerischen Individualität; ein Erfolg, um so schwerwiegender, als er auf einem ganz fremden, in mancher Hinsicht sehr spröden Boden, einer ihren Kunstidealen widerstrebenden Geschmacksrichtung zum Trotz, Schritt für Schritt mühsam erkämpft werden mußte. Als drittes: der endlich einmal dem Aufwand idealer Bestrebungen entsprechende erfreuliche materielle Ertrag, so daß auch dieser Zweck der Reise als erreicht angesehen werden konnte. Als viertes: etwas in dem Grade kaum erwartetes und darum um so mehr beglückendes, nämlich die den musikalischen Kreisen Rußlands auf einmal aufgegangene Erkenntnis, daß Dr. Robert Schumann nicht bloß der „hochverdiente Redakteur der neuen Leipziger Zeitschrift für Musik, die auch in Petersburg eifrig gelesen wird", „der wesentliche Bearbeiter und Beförderer der neuen romantischen Richtung" sei, wie ihn die St. Petersburger Zeitung zunächst noch beim Publikum glaubte einführen zu müssen, sondern ein großer Tonsetzer, unter den Lebenden nur mit dem ihnen seit lange vertrauten Mendelssohn vergleichbar. Der Bahnbrecher zu

dieser Erkenntnis war das Quintett, das überraschend schnell verstanden und gewürdigt wurde.

Aber eben diese Reise wurde gerade für Schumann noch in ganz anderm entgegengesetztem Sinn bedeutungsvoll. Es ward schon angedeutet, daß, wenn er gehofft hatte, auf ihr, seinen Redaktionsgeschäften entrückt, Muße zu schöpferischer Arbeit zu finden, er eine schmerzliche Enttäuschung erfuhr; vielmehr sah er sich in dieser geschäftigen Unruhe zu einer tatenlosen Muße verdammt, die gleich nachteilig auf sein körperliches und geistiges Wohlbefinden einwirkte. Bereits in Dorpat hatte ihn, wie wir aus Claras Briefen hörten, ein plötzlicher Krankheitsanfall — rheumatische Beschwerden mit Angsterscheinungen, aus denen die Ärzte, wie es scheint, nichts zu machen wußten — in trübste Melancholie versenkt, und diese Melancholie blieb auch mit wechselnden körperlichen Begleiterscheinungen — in Moskau heftige Schwindelanfälle — auf der ganzen Reise seine Begleiterin. Immer wieder ist in seinen Notizen davon die Rede, und die Versuche, ihrer auf langen einsamen Wanderungen Herr zu werden, waren jedenfalls nur von vorübergehendem Erfolg. Es ist nicht ganz klar, ob persönliche Erfahrungen im Verkehr mit der Gesellschaft, hervorgerufen durch die unter allen Umständen heikle Situation, daß er diesen Leuten zunächst nicht als Robert Schumann, sondern als der Mann von Clara Wieck gegenübertrat, also Kränkungen seines Ehr- und Selbstgefühls, von denen gelegentlich in seinen Aufzeichnungen die Rede ist, diese Zustände hervorriefen, oder ob aus dieser Stimmung heraus sich erst eine Überempfindlichkeit entwickelte, die harmlose Ungeschicklichkeiten schwerer nahm, als sie wert waren. Für letzteres spricht, daß Clara offenbar in den meisten Fällen von diesen Dingen keine Ahnung hatte. Gelegentlich einer Moskauer Abendgesellschaft heißt es in ihren Tagebuchaufzeichnungen (die sie erst nach der Rückkehr nach Deutschland aus der Erinnerung mit Hilfe von Schumanns kurzen Notizen zusammenstellte) einmal: „Robert schreibt hier: „Kränkungen kaum zu

ertragen und Claras Benehmen dabei!“ ich weiß von nichts, es scheint mir aber jetzt bei Durchlesung der Notizenblätter, daß ich oft Roberts Unwillen erregt habe, in böser Absicht gewiß nicht.“ Sicher aber hat Schumann unter diesen Stimmungen auf der ganzen Reise schwer gelitten, um so mehr, als er, wie aus dieser Äußerung Claras hervorgeht, sich nicht durch Aussprache zu erleichtern imstande war, sondern wirkliche oder vermeintliche Kränkungen in sich hineinfraß. Die Musik ruhte ganz, dagegen suchte sich seine bedrängte Phantasie gerade in den dunkelsten Stunden im dichterischen Schaffen einen Ausweg, ein Feld der Betätigung. „Morgens dichtete Robert immer“, schreibt Clara im Moskauer Tagebuch, „und dann führte unser Weg immer nach dem Kreml, der Roberts Phantasie immer von neuem erweckte.“

Die so entstandenen Dichtungen, fünf an der Zahl, — es sind dieselben, die er im Briefe an den Schwiegervater so ungemein bezeichnend als „versteckte Musik, da zum Componieren keine Zeit und Ruhe war“, bezeichnete, — haben eine innere Einheit nicht nur dadurch, daß sie alle aus historischen, durch den Anblick des Kremls geweckten Erinnerungen erwachsen sind, sondern auch darin, daß die beiden ersten, die sich mit dem stolzen Glockengießer Iwan Walikii und seiner beim Guß verunglückten Glocke beschäftigen, in eine eigentümlich symbolische Beziehung zu dem frevelhaften Stolz des andern Glockengießers Napoleon und dem Schicksal, das ihn in Moskau ereilte, gebracht werden. Man kann sie nicht ohne schmerzliche Erschütterung lesen, diese in der Form wie im Inhalt eine merkwürdige Hilflosigkeit, einen auffallenden Mangel eigentlicher Gestaltungskraft verratenden Zeugen dunkelster Stunden. Erscheinen sie jetzt doch wie Vorboten der Schatten, die zehn Jahre später für immer über sein Leben Macht gewannen.

Der 30. Mai fand die Familie, Eltern und Kinder, wieder in der Inselstraße vereint. „Wir konnten uns noch lange gar nicht recht wieder an Leipzig gewöhnen“, schreibt Clara im Tage-

buch*, „alles kam uns so öde, so leer vor, trotzdem wir doch in unsrer alten Häuslichkeit wieder waren und unsre Kinder wieder hatten. Dazu kam Roberts immerwährendes Unwohlsein, was eigentlich die ganze Reise dauerte, doch immer zurückgehalten war.“

Trotzdem schien zunächst zu weitern Besorgnissen kein Anlaß, ja, ungeachtet des körperlichen Unbehagens schien der Heimatsboden und die Ruhe der Häuslichkeit Schumanns Schaffenslust und Kraft günstig zu beeinflussen. Opernpläne tauchten wieder auf: Byrons Korsar, den ihm Dr. Marbach bearbeiten sollte. Vor allem aber trat jetzt eine ganz neue Arbeit in den Vordergrund: die Komposition der Schlußszenen des zweiten Teils des Faust. Auf seinem Dorpater Krankenlager hatte er sich mit beiden Teilen des Faust eingehend beschäftigt, und wohl schon in diesen Tagen war der Plan entstanden, der dann aber infolge der Reiseunruhe nicht zur Ausführung kam. Im Juli brachte ein unerwarteter Besuch von Andersen Anregung, aber auch die kleine Enttäuschung, daß der Kopenhagener Freund die ihm von Livia Frege vorgesungenen Schumannschen Kompositionen seiner Lieder und Beethovens Es-dur-Sonate ziemlich gleichgültig aufnahm. Im übrigen verging auch dieser Monat noch in guter Stimmung, die auch durch nachträgliche Skrupel, die sich Schumann wegen der, wie er meinte, zu voreiligen Niederlegung seiner Redaktion machte, nicht merklich getrübt wurde. Anfang August begannen beide (Clara zum erstenmal) den Unterricht an der Musikschule und rüsteten sich auf einen stillen arbeitsreichen Winter, da der ursprüngliche Plan einer Kunstreise nach Belgien, Holland und England mit Rücksicht auf neue Mutterhoffnungen Claras aufgegeben werden mußte.

Da erkrankte Schumann Mitte August ernstlich; trotzdem fuhr er bei vorübergehender Besserung fort, am Faust zu arbeiten, den er auch bis zum Schlußchor vollendete, aber, wie es im Tagebuch heißt, „mit Auf-

* Diese Eintragungen aus der zweiten Hälfte des Jahres 1844 stammen erst aus dem Februar 1845, da im November 1844 das Tagebuch Juni—November 1844 verloren gegangen war.

opferung der letzten Kräfte.“ Ein völliger Zusammenbruch folgte, „eine gänzliche Abspannung der Nerven, die ihm jede Arbeit unmöglich machte.“

Unglücklicherweise fiel damit zeitlich eine öffentliche Kränkung oder jedenfalls etwas, was er und die Seinigen so auffaßten, zusammen: die Erwählung Gades zum Dirigenten der Gewandhauskonzerte für den Winter 1844/45. Obwohl Schumann selbst, so wie die Dinge lagen, schwerlich den Posten zu übernehmen geneigt gewesen wäre, empfand er doch, und wohl nicht mit Unrecht, es als einen Mangel an Aufmerksamkeit, daß man, ohne vorher auch nur bei ihm anzufragen, einen Ausländer an das durch Mendelssohns Abwesenheit verwaiste Dirigentenpult berufen hatte.

Eine Mitte September zur Zerstreuung unternommene Reise in den Harz verfehlte ihren Zweck vollständig; unmittelbar nach der Rückkehr verschlechterte sich der Zustand mehr und mehr, so daß er zuletzt förmlich zum Liegen kam, „kaum über das Zimmer ohne größte Anstrengung gehen konnte.“ Nach einer fehlgeschlagenen Kur mit Karlsbader Salz, die den nervös Überreizten noch mehr schwächte, ward endlich Ende September der Entschluß gefaßt, auf einige Wochen nach Dresden zu gehen. „Wir hofften“, schreibt Clara, „die andre Gegend, andre Menschen sollten wohltätig auf Robert wirken.“

Am 3. Oktober erfolgte die Abreise. „Die Fahrt war schrecklich, Robert dachte, es nicht überstehen zu können.“ Und in Dresden selbst, vielleicht nicht zum wenigsten infolge gutgemeinter Versuche Wiecks, der Schumann „gewaltsam herausreißen wollte“, ward es immer schlimmer. „Es vergingen nun 8 schreckliche Tage“, heißt es im Tagebuch: „Robert schlief keine Nacht, seine Phantasie malte ihm die schrecklichsten Bilder aus, früh fand ich ihn gewöhnlich in Tränen schwimmend, er gab sich gänzlich auf.“ Der homöopathische Arzt verordnete fleißige Bewegung und Enthaltung von jeder Arbeit. Zu letzterer war er ohnehin außerstande, und das Gehen ward ihm sehr schwer. Sturzbäder, die der Patient, wie es scheint, sich selbst verordnete, wirkten nur vorübergehend woltuend. Bisher hatte man

im Hotel gewohnt; da der Kranke sich aber nicht entschließen konnte, nach Leipzig zurückzugehen, siedelten sie nach 8 Tagen in ein Privatlogis über, das zunächst nur als eine Übergangsstation für einen geplanten mehrwöchigen Besuch bei Schumanns Bruder Carl in Schneeberg gedacht war. Die Erkrankung des ältesten Töchterchens aber und eine gleichzeitig eintretende leise Besserung in Schumanns Befinden zeitigten Mitte Oktober den neuen Entschluß, überhaupt ganz — zunächst allerdings nur für den Winter — nach Dresden zu übersiedeln. Am 17. Oktober ward in der Waisenhausstraße Nr. 35 eine hübsche Parterrewohnung gemietet und Mitte Dezember bezogen. Die Zwischenzeit füllten, abgesehen von den Umzugssorgen und -Geschäften, ein mehrtägiger Besuch in Maxen bei Serres, mancherlei Geselligkeit in Dresden, was alles Schumanns allmählich sich bessernder Zustand gestattete, auch einige Konzertreisen nach Halle und Leipzig aus. Am 29. November war noch einmal die Leipziger musikalische Gesellschaft, Mendelssohn an der Spitze, im Härtelschen Hause vereint. Die ersten Künstler, unter ihnen auch der junge Joachim, vereinigten sich zur Wiedergabe von Mendelssohns Oktett; Livia Frege sang, und Clara spielte mit Mendelssohn zwei Stücke aus dem „Sommernachtstraum“, „das erste in einem Tempo, daß mir Sehen und Hören verging.“

Am 5. Dezember spielte Clara im Gewandhauskonzert zum erstenmal das Es-dur-Konzert von Beethoven, „nach langem Bestreben und Wünschen“ nicht ohne Befangenheit, „denn es ist das schwerste Konzert, welches ich kenne, es verlangt die größte Ausdauer und durchaus geistige Auffassung“, heißt es im Tagebuch. „Das Publikum“, fährt sie fort, „nahm mich enthusiastisch auf, was mich doppelt freute, als es gewiß zum Teil auch Anhänglichkeit an das alte Vaterlandskind war.“

Am 8. Dezember, einem Sonntag, gab das Ehepaar Schumann seinen Freunden eine Abschiedsmatinee, in der Roberts Es-dur-Quartett, zum erstemnale gespielt, großen Beifall erntete, und in

der Clara mit der Beethovenschen C-dur-Sonate, trotzdem sie kaum die Finger vor Kälte rühren konnte, schloß.

Am 13. erfolgte der Abschied von Leipzig, „nicht ohne Tränen", heißt es im Tagebuch, „obgleich mich eigentlich wenig mehr, als daß es mein Geburtsort, fesseln konnte."

Wohl jeder, der aus eigener Willkür oder aus innern und äußern zwingenden Gründen seinen Wohnort wechselt, wird geneigt sein, sich das Scheiden dadurch leicht zu machen, daß er die Schattenseiten und Nachteile der alten Heimat zugunsten der neuen betont, daß er sich und andern einzureden versucht, das, was man hier aufgäbe, werde dort reichlich aufgewogen.

Lag es in diesem Falle auch so? oder war Leipzig wirklich für die Scheidenden nie etwas mehr gewesen als Claras Vaterstadt? Diese Fragen drängen sich heran und heischen Antwort, in dem Augenblick, wo Robert und Clara Schumann aus dem Musikleben Leipzigs scheiden, in dessen Mittelpunkt sie fast ein Jahrzehnt gestanden hatten. Und sie sind nicht beantwortet mit dem Hinweis auf Schumanns Krankheit und auch nicht mit dem auf seine Verstimmung über die Wahl Gades zum Statthalter Mendelssohns. Denn diese beiden Tatsachen erklären wohl den plötzlichen äußern Abbruch, nicht aber werfen sie ein Licht auf die innern Beziehungen Robert und Clara Schumanns zum Leipziger Musikleben in der ersten Hälfte der vierziger Jahre und damit auf die innern Gründe ihrer Loslösung. Um diesen nachzugehen, bedarf es vielmehr einer wenn auch noch so gedrängten Überschau der Faktoren, die in diesem Zeitraum teils dauernd teils vorübergehend im Musikleben Leipzigs eine Rolle gespielt haben. An erster Stelle gedenken wir hier natürlich Mendelssohns.

So wie er in diesen Jahren das musikalische Leben, nicht nur in Leipzig, sondern in Deutschland überhaupt, unbedingt beherrscht, für die musikalische Geschmacksrichtung der Tonangeber ist, so ist er auch für Schumann und seine Frau, wenn auch in etwas anderm Sinne

ein Zentrum geistiger Anregung und zugleich ein Gegenstand persönlicher Verehrung gewesen, der außerhalb jedes Vergleiches mit andern stand. Und wenn daher Schumann gelegentlich als einen der Gründe ihres Fortgangs von Leipzig angibt: „seit Mendelssohn von Leipzig weg ist, will es uns auch musikalisch nicht mehr behagen", so war das eher zu wenig als zu viel gesagt. Denn Schumanns Verhältnis zu Mendelssohn beruhte, so hoch er den Künstler in ihm schätzte, doch vor allem auf einer aus freudigster Überzeugung hervorgewachsenen bedingungslosen Bewunderung der ganzen Persönlichkeit. „Liebe und Verehrung", schreibt er 1841 * nach einem längern Zusammensein mit Mendelssohn, „sind die beiden Gefühle, die, so oft man mit ihm verkehrt, für ihn rege werden. Ein Politikus ist er auch; doch ist das nur der hundertste Teil seines vielgestaltigen Wesens."

Es ist ungemein einleuchtend, das gerade eine Natur wie die Robert Schumanns, der es so schwer ward, den Dissonanzen des Lebens gegenüber sich das innere Gleichgewicht zu wahren, die wundervolle Harmonie der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Mendelssohns, deren Zauber sich keiner der Zeitgenossen entziehen konnte, wie eine moralische Genugtuung empfand und den Verkehr mit ihm als einen ästhetischen Genuß ohnegleichen. Genugtuung, daß höchste Künstlerschaft und ideale Menschlichkeit doch in einem Menschen rein und friedlich miteinander hausen könnten, und Genuß, die Wirkungen dieser Harmonie an sich und andern zu beobachten. „Er erschien", schreibt er nach seinem Tode, „wie jenes Wunderbild, immer, stets um einige Zoll höher, als man sich selbst fühlte"**. Alles, was er an sich schmerzlich vermißte, fand er in Mendelssohn und freute sich neidlos, daß es jedenfalls einer hätte. Er notiert einmal 1846 in seinen Tagebuchblättern, Mendelssohn

* Tagebuch 14.—21. März 1841.

** Brief an Laurens vom 23. April 1848. Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 315 S. 282.

habe behauptet, „es gäbe keinen ästhetisch gebildeten Menschen". Das, was er aber in Mendelssohn bewunderte, war wohl eben der ästhetisch gebildete Mensch im höchsten Sinne des Worts.

Es will sicher viel sagen, kann aber nach dem eben Bemerkten nicht mehr befremdlich erscheinen, daß in dem Zusammenleben zweier schöpferischer Geister von so ausgesprochener Eigenart in jahrelangem Verkehr kaum je ein Mißton angeklungen hat, trotzdem es im beiderseitigen Freundes- und Bewundererkreise nicht an Elementen fehlte, die kleine unvermeidbare Reibungen zu großen Staatsaktionen aufzubauschen sowohl Lust als Begabung hatten. Über Intrigen einer Mendelssohnclique fallen wohl in spätern Jahren gelegentlich scharfe Äußerungen, über Mendelssohn selbst nie; die zwei oder drei Ausnahmen, die aus momentaner Reizbarkeit*, trüber schwarzseherischer

* Mir ist aus diesen Jahren nur ein Fall bekannt, wo es zwischen Mendelssohn und Schumann wirklich eine Verstimmung gegeben hatte, die, wie fast immer in solchen Fällen, aus Mißverständnissen entstand, und diese wieder waren hervorgerufen, was ebenfalls für derartige Konflikte zwischen großen Naturen typisch ist, nicht so sehr durch persönliche Meinungsverschiedenheiten, als durch Klatschereien und Hetzereien der „guten Freunde". Es handelt sich um Vorfälle gelegentlich der Aufführung von Schumanns C-dur-Symphonie unter Mendelssohn im November 1846. Ungünstige Eindrücke, die Schumann bei der Probe von den Leistungen des Orchesters empfangen und auch ausgesprochen, gaben den Nährboden für eine einstweilen latente Gereiztheit und Nervosität auf beiden Seiten. Die Symphonie ging am Abend selbst trotzdem gut und fand auch großen Beifall, hätte aber vielleicht noch mehr Eindruck gemacht, wenn nicht das Publikum durch ungewöhnlich viel vorangegangene Instrumentalmusik schon etwas ermüdet gewesen wäre; und das wieder wäre, nach Ansicht der „Freunde", zu vermeiden gewesen, wenn Mendelssohn nicht die lange Tellouvertüre hätte wiederholen lassen. Davon blieb bei Schumanns ein Stachel zurück. Wirklich peinlich aber ward die Sache erst durch einige sehr taktlose gehässige Anremplungen Mendelssohns im Leipziger Tageblatt, mit denen Schumanns, die gerade von Mendelssohns „herrlicher" Leitung an dem Abend sehr befriedigt waren, natürlich nicht das geringste zu tun hatten, die aber wieder bei Mendelssohn, der sich aus dem Hinterhalt hämisch angegriffen sah, eine Gereiztheit hervorriefen, die sich nicht gegen Schumann richtete, aber doch bei den weitern Verhandlungen über eine zweite Aufführung unter seiner Leitung eine Gewitteratmosphäre erzeugte, die in einer Reihe von kleinen nervösen „Mißverständnissen" auf beiden Seiten sich entlud. Der Klatsch der beiderseitigen guten Freunde tat das übrige, und das Ergebnis war eine

Stimmung sich erklären verschwinden und verhallen unter den zahllosen immer wiederkehrenden spontanen Äußerungen wandellosen Vertrauens.

Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Äußerung Schumanns aus dem Frühling 1843*: „Mit Mendelssohn hab ich manche trauliche Stunde verlebt. Die äußern Ehren, die ihm alle geschehen, haben ihn nur zugänglicher, bescheidener gemacht. Er mag wohl auch fühlen, daß er jetzt auf dem Gipfel des Ruhmes steht, daß er sich kaum steigern kann. Drum hab ich manchmal einen Zug von Trauer an ihm gespürt, den er sonst nie hatte. Wie freue ich mich, der schönen blühenden Zeit anzugehören, wie wir sie jetzt haben. Überall regt es sich für das Gute in der Musik; die Teilnahme des Publikums ist außerordentlich; noch Vieles wird von hier ausgehen."

Diese Äußerung erscheint charakteristisch auch insofern, als man die gehobene Stimmung, die aus den letzten Worten spricht, in unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang mit Mendelssohn bringen möchte, den Schumann als den „höchsten Kritiker, der das klarste Auge von allen lebenden Musikern habe",** verehrte. Und wie ein Nachklang dieser und ähnlicher Stunden berührt daher auch Claras Wort im Tagebuch*** nach Mendelsohns Tod: „Sein Verlust ist für Robert doppelt unersetzlich, denn er war es ja, dem Robert als Künstler am nächsten stand, mit dem Robert am liebsten seine Emp-

durch die Nervosität des Dirigenten nicht ganz auf der Höhe stehende Wiederholung und eine auf beiden Seiten noch eine Weile nachzitternde Unbehaglichkeit. Ich erwähne diese Sache an dieser Stelle nur, um biographischen Kärrnern dadurch ein für allemal diesen „Stoff", wenigstens für Betrachtungen aus der Maulwurfsperspektive, untauglich zu machen und gerade an diesem Beispiel zu zeigen, wie viel nötiger als jedem gewöhnlichen Sterblichen den Großen das Gebet ist: „Herr, bewahre mich vor meinen Freunden!"

* Tagebuch 1843. 17. Februar.

** Tagebuch 1842. Oktober.

*** 5. November 1847.

findungen und Ansichten über die Kunst austauschte, dessen Unterhaltung immer so schön und erfrischend auf den Geist wirkte."

Wenn ich die persönliche Verehrung Schumanns für Mendelssohn als Idealtypus eines Künstlers so stark betone, so darf das natürlich nicht so verstanden werden, als ob er ihn als künstlerische Individualität nicht in gleichem Maße zu würdigen vermocht hätte. Wer Schumanns Schriften kennt, weiß, daß das Gegenteil der Fall war. Ja, die Würdigung der Eigenart des mitstrebenden und voranstrebenden Zeitgenossen ist sicher eher da gewesen als jene Bewunderung für den Universalmenschen. Aber auch das ist wohl sicher, daß, je stärker Schumanns eigene künstlerische Individualität zur schöpferischen Betätigung drängte, er eines gewissen Gegensatzes zu Mendelssohn sich bewußt wurde, und zwar gerade um der Eigenschaft willen, die ihn am Menschen Mendelssohn am meisten anzog, weil sie ihm selber versagt war. Er vergleicht Mendelssohn gern mit Mozart, stellt ihn jenem als ebenbürtig an die Seite. „Das Lächeln um die Lippen hat niemand schöner als er", sagt er einmal von Mendelssohn und von seinem Spiel „Ich denke mir oft, Mozart müsse so gespielt haben.*" „Er ist der Mozart des 19. Jahrhunderts", heißt es bei der Besprechung von Mendelssohns D-Moll Trio**, „der hellste Musiker, der die Widersprüche der Zeit am klarsten durchschaut und zuerst versöhnt. Und er wird auch nicht der letzte Künstler sein. Nach Mozart kam ein Beethoven." Diese Perspektive deutet sehr fein und doch scharf die Grenzlinie an, an der Schumanns und Mendelssohns Individualitäten sich trennten; man muß sich nur klar darüber sein, daß es sich bei dieser Gegenüberstellung Mozart-Beethoven, bei dem ganzen Vergleich überhaupt, nicht so sehr um eine Werteinschätzung als um eine Temperaments-, vielleicht richtiger Charakterbestimmung, handelt.

* Schriften II S. 146. (1837.)
** Schriften II S. 280. (1840.)

Wenn dem gegenüber Mendelssohns Stellung zu Schumann nicht so klar übersehbar und vor allem nicht mit so vielen direkten Zeugnissen belegbar ist, so darf man den Grund dafür wohl zum Teil darin suchen, daß letzterer eben nicht wie jener eine öffentliche kritische Tätigkeit ausübte. Aber es kommen doch auch noch andre Gründe allgemeiner und persönlicher Natur in Betracht. Vor allem, daß für den schwer sich erschließenden und leicht mißtrauenden Schumann Mendelssohn in seiner vornehmen Lauterkeit ein unschätzbares Gut bedeutete, während Mendelssohn, so hoch er Schumanns künstlerische Bedeutung und die Vorzüge seines Charakters einschätzen mochte, doch dank seinem glücklichen Temperament und seiner auf den Höhen des Lebens im bunten Wechsel bedeutender Ereignisse und bedeutender Menschen sich bewegenden Laufbahn auf eine so ausschließliche Hingabe an einen noch so Bedeutenden weit weniger Gewicht legen mußte als jener. Ungemein charakteristisch ist in dieser Beziehung der Schluß eines Briefes von Schumann an Mendelssohn aus dem September 1845*: „Bald schreibe ich Ihnen wieder — überhaupt könnten wir es einander nicht von Zeit zu Zeit auch ohne hinreichenden Grund? Wäre unsre Freundschaft Wein, so wäre es jetzt schon ein guter Jahrgang (heute vor 10 Jahren Rosenthal), vielleicht denken sie wie ich und schreiben mir bald einmal wieder." Mendelssohn aber schrieb nie „ohne hinreichenden Grund." Wer so vielen gibt, kann dem einzelnen nur wenig geben. Wenn Schumann das nicht so empfand und in den Stunden ihres Beisammenseins immer das Gefühl innigsten vertrautesten Verkehrs hatte, so mochte das wohl einerseits an der glänzenden geselligen Begabung Mendelssohns, anderseits aber wohl auch daran liegen, daß Mendelssohn in diesen Augenblicken wirklich mit ganzer Seele sich dem Ebenbürtigen gab und erschloß.** Doch

* Vgl. Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 278. S. 249. Der Brief ist dort unvollständig und ohne diesen Schluß abgedruckt.

** So erklärt sich sehr einfach auch die Tatsache, die wohl manchem Leser der

es kam wohl noch etwas hinzu. Ein Zweifel an der freundschaftlichen Gesinnung Mendelssohns gegen Schumann ist ausgeschlossen, aber sie war, auch von den oben schon erwähnten Verschiedenheiten ihrer Stellung abgesehen, durchaus andrer Natur als die, die Sch. ihm entgegenbrachte. Bei Schumann war es Herzenssache, bei Mendelssohn wohl mehr, wenn nicht ausschließlich, Verstandessache. Er respektierte Schumann, aber eigentlich sympathisch war er ihm wohl nie. Und so stand er auch offenbar zu Schumanns Musik. Er nahm sie mit dem Verstand in sich auf, würdigte sie rein objektiv als vornehmste Kunstleistung und scheute keine Mühe, mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit für sie einzutreten und dem jüngern Freunde und in gewissem Sinne Rivalen die Wege zu bahnen, aber seinem persönlichsten Kunstempfinden blieb sie wohl fremd.

Und daß es so sei, das hat, wie oft in ähnlichen Fällen, die Frau wohl früher und stärker empfunden als der Mann, ohne daß aber je darunter ihre persönliche Verehrung für Mendelssohn, das Vertrauen in seine selbstlose Freundschaft gelitten hätte. Im Gegenteil, zwischen Clara und Mendelssohn entwickelte sich gerade, seit sie Schumanns Frau geworden, mehr und mehr ein gegenseitiges, diesmal wirklich auf Sympathie beruhendes persönliches Vertrauensverhältnis, das sich in jeder Lebenslage, in Scherz und Ernst bewährte und in manchen schweren Tagen und Stunden, wo sie von quälenden Sorgen um Robert und ihre gemeinsame Zukunft gepeinigt und doch in heiliger Scheu, den Geliebten damit in seiner Schöpferwirksamkeit zu stören, ihr den Mut gab, sich an Mendelssohn um Rat und Trost zu wenden. So in jenen schweren Herbstwochen des Jahres 1843, wo sie angesichts Roberts Unfähigkeit, zu einem Entschluß wegen

„Familie Mendelssohn" aufgefallen ist, daß in den Briefen Mendelssohns aus den Jahren, in denen er, wie wir aus Schumanns Tagebüchern wissen, in nahem freundschaftlichem Verkehr mit Schumann stand, Schumanns Name kaum erwähnt ist.

der längst geplanten Reise zu kommen, sich nicht anders zu helfen wußte, als indem sie Mendelssohn in ihre Sorgen einweihte. „Mein Mann“, schreibt sie am 9. Dezember an M., „spricht jetzt ernstlich von unsrer Reise, worüber ich sehr glücklich bin, ich weiß aber auch, wem ich dies zu danken habe. Wenn ich an den Morgen denke, wo ich in Verzweiflung zu Ihnen kam, schäme ich mich und denke, ich muß Ihnen recht kindisch erschienen sein, doch werde ich nie vergessen, wie freundlich und geduldig Sie mich anhörten, und mit welcher Vertrauen erweckenden Teilnahme Sie allen meinen Wünschen entgegenkamen.“

Tatsächlich hat auch Mendelssohn von Anfang an keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne ihr in der herzlichsten und ritterlichsten Form, sowohl im häuslichen Kreise wie beim gemeinsamen öffentlichen Auftreten und in der Gesellschaft, seine freundschaftliche Sympathie und seinen großen Respekt vor ihrer Künstlerschaft, der zweifellos bei ihm spontaner Ausdruck innerster Überzeugung war, zu bekunden, sie immer, ohne daß es irgendwie den Anschein von etwas Gewolltem gehabt hätte, als in jeder Beziehung ebenbürtig zu behandeln. Was das bei Mendelssohns Ansehen und gerade in den schweren Konflikten zwischen Künstlertum und Hausfrauenpflichten, die Clara in diesen Jahren durchzukämpfen hatte, für sie die Stärkung ihres Selbstvertrauens, die Verschärfung ihres künstlerischen Verantwortungsgefühles, bedeuten mußte, liegt auf der Hand. Wenn sie trotzdem, und trotzdem Mendelssohn, namentlich in den ersten beiden Jahren, in zwanglos freundschaftlichem Verkehr bei ihnen aus und ein ging — er war ja auch der Pate des ersten Kindes —, bei ihm nie ganz ein Gefühl von leiser Scheu überwinden konnte, das sie andern Künstlerfreunden, z. B. nachmals Bendemann, gegenüber nicht kannte,* so lag das wohl vor allem darin, daß für ihre eigenste Kunst ihr Mendelssohn seit

* Sie äußert sich über diesen Unterschied im Verkehre mit Bendemann und Mendelssohn gelegentlich im Tagebuch kurz vor Mendelssohns Tod.

Jahren das höchste, unerreichbare künstlerische Ideal gewesen war und es auch blieb. Bezeichnend ist eine Szene aus dem ersten Jahr ihrer Ehe im März 1841. Mendelssohn ist eines Abends gekommen, um mit ihr sein neu komponiertes Duo, das in ihrem ersten Konzerte als Clara Schumann gespielt werden sollte, zu üben: „Wir spielten es, es mißfiel ihm, und er geriet in einen komischen Zorn, weil er sich einiges schöner gedacht." Dann setzt sich Mendelssohn ans Klavier und spielt einige Lieder ohne Worte, darunter ein Volkslied, einzig schön. Aber die einsame junge Frau ist unfähig mit zu genießen, weil sie den Abstand zwischen dieser Kunst und ihrer eigenen wie einen Schmerz empfindet: „ich sah Roberts freudestrahlenden Blick dabei, und es war mir so schmerzlich, daß ich fühlen mußte, dies ihm nie bieten zu können. Ich schämte mich später meiner Tränen, die ich im Beisein Mendelssohns vergossen, doch konnte ich nicht anders."

Mit welcher Liebenswürdigkeit und welcher Feinfühligkeit aber Mendelssohn ihr über solche Kleinmutsanwandlungen hinwegzuhelfen, ja ihnen vorzubeugen wußte, beweist eine hübsche Episode aus dem März 1846 in Dresden. In einer großen Gesellschaft bei Bendemanns, in der das Ehepaar Schumann und Mendelssohn anwesend sind, wird Mendelssohn gebeten, die F-moll Sonate von Beethoven zu spielen. Er erklärt sich bereit, zugleich aber, daß er den letzten Satz nicht spielen könne, den müsse Frau Schumann spielen. Diese, die seit 7 Wochen keine Taste angerührt hat, erklärt ihrerseits, davon könne keine Rede sein. „Er setzte sich ans Klavier", heißt es nun im Tagebuch, „drohte mir aber, nach dem Adagio aufzuhören und es von mir abhängig zu machen, ob die Leute den letzten Satz hören sollten oder nicht. Er spielte bis zu den letzten Akkorden, auf dem zweiten verminderten Septimenakkord blieb er lange liegen, und als ich nicht kam, stand er auf und wiederholte abermals, er könne den Satz nicht — somit zwang er mich, ihn zu spielen, und, trotzdem mir der Schreck in alle Glieder gefahren, ging es doch so leidlich." „Ich bin überzeugt", schließt sie, „es war nur Galanterie von ihm,

denn er beweist mir immer Aufmerksamkeiten, wo er es nur kann."

Alles in allem, man begreift vollkommen, wie durch Mendelssohns Fortgang Leipzig, wenn nicht jeden, so doch den Hauptreiz für Schumanns verlieren und ihnen dadurch ihre eigene Loslösung aus diesen Verhältnissen leichter und natürlicher vorkommen konnte. Denn einen solchen idealen, die höchsten menschlichen und künstlerischen Lebensansprüche von Mann und Frau gleich befriedigenden Freundesverkehr, wie sie ihn an Mendelssohn gehabt hatten, vermochte ihnen kein Ort der Welt sonst zu bieten. Und da schien es am Ende ziemlich gleichgültig, ob man am Orte blieb oder einen andern wählte.

Aber wenn Schumann in demselben Briefe, in dem er Mendelssohns Fortgang als einen der Hauptgründe ihres Scheidens von Leipzig bezeichnete, gleichzeitig betonte: „Doch bleibt Leipzig für Musik noch immer die bedeutendste Stadt, und ich würde jedem jungen Talente raten, dahin zu gehen, wo man so viel und soviel gute Musik hört", so sollten beide in der Folge nur zu bald erfahren, daß sie diesen Punkt, die Bedeutung Leipzigs als Zentralstelle des musikalischen Lebens in Deutschland, doch bei der Verlegung ihres Wohnsitzes von dort nicht genügend als Faktor für ihr eigenes Behagen gewürdigt hatten, und daß, so sehr sie beide neben Mendelssohn die Veranlassung dieser Blüte waren, sie mit der in ihren Persönlichkeiten ruhenden anregenden Kraft nicht auch gewisse am Boden haftende, durch die Überlieferungen und durch die Lage des Orts gegebene, dieser Kunstentwicklung günstige Elemente einfach an einen andern Ort mitnehmen konnten. An erster Stelle die Fülle von interessanten und bedeutenden, werdenden und gewordenen künstlerischen Individualitäten, die die günstige Lage und vor allem das Konzertleben Leipzigs jahraus jahrein nach Leipzig brachte, die, wie sie dort Anregung suchten und fanden, auch ihrerseits doch immer wieder frisches, junges pulsierendes Leben

hineinbrachten, auch wenn vielleicht die Eindrücke, die sie im persönlichen Verkehr hinterließen, nicht immer freundlich und sympathisch waren. Ich erinnere nur an Liszts früher schon erwähnten Besuch im Dezember 1841, an Ole Bulls vielfach an Liszt erinnerndes Auftreten ein Jahr früher, der bei näherer Bekanntschaft als Mensch wie als Künstler entschieden viel von seinem Nimbus einbüßte.

Vor allem aber ist hier Berlioz zu nennen, auf den Schumann in seinem Rückblick auf das Musikleben Leipzigs im Winter 1839/40* besonders nachdrücklich aufmerksam gemacht, und dessen Fehlen in dem Repertoire der Abonnementskonzerte er als eine entschiedene Lücke gerügt hatte, der nun im Februar 1843 in einem Konzert zum Besten der Armen mit dem Offertorium aus dem Requiem, einer Romanze mit Orchesterbegleitung (L'absence) und der Ouvertüre von König Lear zum erstenmale vor dem Leipziger Publikum erschien und den Streit der Fachleute, ob er ein „verjüngter Beethoven" oder nur ein genialer Effekthascher sei, in die Kreise der Konzertbesucher hineintrug. Schumann, in dem Bestreben, dem von ihm so hochgeschätzten Manne eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, hatte in seinem Hause eine Aufführung seines Quintetts und zweier Quartette veranstaltet, ohne jedoch viel Dank damit zu ernten, zu Claras großer Verstimmung: „Er ist kalt", schreibt sie entrüstet, „teilnahmlos, grämlich. Kein Künstler, wie ich ihn liebe — ich kann mir nicht helfen. Robert ist andrer Meinung und hat ihn ganz in sein Herz geschlossen, was ich nicht begreifen kann. Was seine Musik betrifft, so stimme auch ich dem Robert bei, sie ist voll des Interessanten und Geistreichen, aber", setzt sie hinzu, „es ist doch nicht die Musik, wie sie mir Genuß schafft, ich habe keine Sehnsucht nach mehr." (Übrigens hatte sie wegen Krankheit das Konzert selbst versäumen müssen.)

Um so sympathischer berührte beide sowohl die Musik wie

* Schriften I S. 251.

die Persönlichkeit Gades, der ja, für Clara ein alter Bekannter beim ersten Sehen (Jan. 1844), auch Schumanns Herz sofort gewann. Es war in der Tat eine tragische Ironie, daß gerade dieser Mann, dessen Kommen mindestens ebensoviel auf Schumanns Entschluß, Leipzig zu verlassen, einwirkte wie Mendelssohns Scheiden von dort, eigentlich in allem und jedem berufen erschien, am ersten Schumann den Verlust Mendelssohns verschmerzen zu lassen: daß die Berufung dieses Fremden Schumann aus seinem natürlichen Nährboden herausriß. Denn das war und blieb Leipzig; nicht weil es der Heimatboden war, den fand er ja schließlich in Dresden auch, sondern weil für ihn, mehr noch wie die Anregung von außen, der Kontakt mit der festgefügten Organisation eines großen Orchesters, wie sie das Gewandhaus bot, und einer in besten Traditionen geschulten und doch dabei für neue Eindrücke durchaus zugänglichen Hörerschaft, wie sie das damalige Publikum der Gewandhauskonzerte in einem maßgebenden Bruchteil darstellte, geradezu eine Lebensfrage war. Und mochten ihn mit der Gesellschaft wie mit den übrigen Musikern Leipzigs, David nicht ausgenommen, scheinbar nur ziemlich lockere Bande verknüpfen, so war er in ersterer doch jetzt immer des Entgegenkommens und des Verständnisses sicher, auf das er seiner Bedeutung nach Anspruch erheben durfte, und war ihm vor allem in dem Orchester, in dem Quartett des Gewandhauses, ein vielleicht nicht immer leicht zu behandelndes, aber doch höchst geschicktes und für die schwierigsten künstlerischen Aufgaben verwendbares Organ bereit, dessen Dasein wieder ganz unwillkürlich auf den Inhalt und die Richtung seiner schöpferischen Tätigkeit zurückwirken mußte.

Und diese Heimatstätte der großen musikalischen Bewegung, die sich vor allem in den Namen und den Persönlichkeiten Mendelssohns und Schumanns konzentrierte, die mit Schumanns „Neuer Zeitschrift" ihr Programm und in seiner und Mendelssohns schöpferischer Arbeit des letzten Jahrzehnts ihre Erfüllung erhalten

hatte, sie war auch die Heimatstätte Claras. Nicht weil sie hier geboren war. Aber hier hatte sie sich nach schweren Lehrjahren unter dem Regiment ihres Vaters, unter den Augen und im Hause ihres Mannes, im Bunde mit dem genius loci aus einer vornehmen Virtuosin zu einer selbständigen künstlerischen Persönlichkeit entwickelt und durchgearbeitet.

Die neue Heimat mußte sehr viel zu bieten haben, wenn sie nur einigermaßen den Verlust dessen aufwiegen sollte, was sie in der alten zurückließen.

Zweites Kapitel.

Stilles Reifen.

1844—1850.

„Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut, der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.“ Es mag paradox erscheinen, daß ich diese schmerzliche Betrachtung eines in die Verbannung ziehenden Mannes gewissermaßen als Motto vor einen Lebensabschnitt setze, bei dem es sich nur um einen Ortswechsel innerhalb derselben Landesgrenzen, um zwei nur wenige Meilen auseinanderliegende Städte handelt, die miteinander vertauscht werden, zwischen denen man im Laufe eines Tages, wenn es sein muß, mehr als einmal hin und her fahren kann, und außerdem um zwei Bildungszentren, die, jedes in seiner Art, weit über den Umkreis der politischen Grenzen hinaus gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Anregungen gespendet haben. Und doch wird jeder, der die besondern Kulturgrundlagen beider Städte und die daraus sich ergebende allgemeine geistige Atmosphäre einer jeden auch nur oberflächlich kennt, es begreifen, daß für bestimmte Individualitäten, man könnte sogar sagen Berufsarten, die Verlegung des Wohnsitzes aus der einen in die andre ein Wandern in die Fremde bedeuten konnte. Hier eine reiche Handelsstadt, die aber infolge ihrer jahrhundertelangen Verbindung mit einer der innerlich lebendigsten deutschen Hochschulen und einer eigentümlichen Zuspitzung ihrer Haupthandelsinteressen auf ideelle Kulturfaktoren — Buchhandel und Buchdruck — immer eine gewisse aristokratische Sonderstellung unter den übrigen deutschen

Handelsemporen eingenommen hatte, und die die künstlerischen Bestrebungen ihrer intelligenten und geistig regsamen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten mit großer Kraft und großem Erfolg, aber auch mit einer gewissen Einseitigkeit auf musikalischem Gebiet zu einer Höhe zu steigern gewußt hatte, die ihr unbedingt, nicht nur was die Kunstleistungen sondern auch was die Genußfähigkeit und das künstlerische Verständnis anbetraf, die Führerrolle in Deutschland, wenn nicht in Europa, gab. Dort eine Residenzstadt, mit dem Stempel eines sinnenfreudigen Fürstengeschlechtes, das seit Jahrhunderten, oft mit Hintansetzung nächster landesväterlicher Pflichten, auf die künstlerische Ausgestaltung des äußern Lebens, alles dessen, was mit den Sinnen aufgenommen und mit den Sinnen genossen werden kann, zu seiner Freude und zur Freude seiner Untertanen sich eine Wohnstätte geschaffen hatte, die in ihren immer geschmackvollen Formen eines feinen Stilgefühls beim ersten Sehen jedes Maler- und Künstlerauge entzücken muß. Ein auch durch den landschaftlichen Reiz noch begünstigtes Anregungszentrum von unvergleichlichem Zauber, für Kunstgenuß nicht minder wie für Kunstschöpfung. Aber schließlich doch immer eine Residenz, d. h. eine Gesellschaft, in der erst der Hof und dann die Beamtenschaft kommt, und die, selbst ohne es zu wollen, unwillkürlich eine Neigung hat, auch das Künstlerische in ihrem Sinn zu regieren, und die mit der äußern Machtstellung, die die Geburt oder das Amt verleihen, ganz naiv, wie der Soldat seinen Marschallsstab im Tornister, auch künstlerischen Geschmack und Urteil mitererbt oder mitverliehen erhalten zu haben glaubt. Daher eine, wenn auch oft nur rein äußerliche, Blüte der Kunst, der Kunstbestrebungen, der Künstler, für die in jenen Regionen gerade Interesse und jedenfalls vermeintliches Verständnis vorhanden ist, und dagegen eine, von der Zahl und Bedeutung der künstlerischen Individualitäten hier wie dort ganz unabhängige Nichtachtung und äußere Verkümmerung, Verstockung der künstlerischen Interessen, die keine Sonne bekommen, die gerade auf der Schattenseite sind. Und in Dresden war die Musik

in jener Zeit auf der Schattenseite. Sowie es keinem Maler damals eingefallen wäre, von Dresden nach Leipzig zu übersiedeln, so hätte es keinem Musiker einfallen sollen, Leipzig mit Dresden zu vertauschen, jedenfalls keinem Musiker, der nicht von vornherein den Willen und die Kraft mitbrachte, durch Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit sich einen Platz zu erwerben, sich, wenn es sein mußte, die Daseinsbedingungen für seine schöpferische Tätigkeit zu schaffen und den Kampf mit der Gleichgültigkeit und Kleinlichkeit, mit dem Zopf, mit dem Philistertum, ebenso unter den Kunstgenossen wie in den höchsten Regionen des Publikums, mit den schärfsten Waffen zu führen.

Aber selbst wenn Schumann nicht ein schwerkranker Mann gewesen wäre, als er nach Dresden kam, und wenn er nicht auch die nächsten Jahre noch unter dem lähmenden Bann dieser Krankheit gestanden hätte, er wäre dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen, seit er die Schreibfeder mit der Notenfeder vertauscht hatte. Die fröhliche siegreiche Kämpferstimmung, die aus den Blättern der Zeitschrift uns entgegenklingt und -jubelt, war ja nur wie ein Vorfrühling seiner künstlerischen Entwicklung überhaupt gewesen. In ihr machte sich zuerst der werdende Schöpfergeist Luft, für sich selber nicht minder wie für andre. Mit dem völligen Durchbruch seiner künstlerischen Persönlichkeit zur schöpferischen Arbeit aber verstummte er ganz von selbst. Nicht etwa, daß er den Kampf mit dem Philistertum als sein eigentliches Lebenselement nicht mehr empfunden hätte wie früher, er führte ihn nur jetzt mit andern Waffen, durch seine Musik. Aber während er früher vom Schreibtisch aus mit der Feder weiter nichts brauchte als Tinte, Papier und Druckerschwärze, um zu treffen, zu schlagen und zu siegen, so brauchte er jetzt, um sich Gehör zu verschaffen, eines großen Aufgebotes von Mitstreitern, von in seinem Sinne wirkenden, seine Absichten durch ihre Mitwirkung erst in Tat umsetzenden Künstlern. Dieses Unterschiedes war er sich in Leipzig aus früher erwähnten Gründen nicht bewußt geworden, in Dresden aber sofort.

Der Dresdener musikalische Geschmack war noch nicht auf den Leipziger Ton gestimmt, weder im Publikum noch, was viel schlimmer war, bei den Musikern. Und um diese Umstimmung vorzunehmen und die widerstrebenden Finger in die richtige Lage zu bringen, dazu bedurfte es derber Fäuste und harter Worte. Beide aber waren Schumann versagt. Und so war denn in der Tat die Übersiedelung nach Dresden wohl in jeder Beziehung ein schwerer Fehler, den beide auch bald als solchen einsahen und bereuten, ohne aber sich entschließen zu können, ihn wieder rückgängig zu machen.

Wenn trotzdem in diesen Jahren beider künstlerische Tätigkeit nicht erlahmte, sondern sich in aufwärtssteigenden Bahnen, wenn auch für Clara wohl in etwas langsamerm Tempo als in den ersten Jahren ihrer Ehe, bewegte, so lag das in erster Linie an der Kraft und Ursprünglichkeit ihrer durch keine Hemmnisse zu unterdrückenden künstlerischen Naturen, dann an der verständnisvollen Resonanz ihrer Eigenart in einem kleinen, geistig vielseitig angeregten Freundeskreise und nicht zum wenigsten auch an den Anregungen, die ihnen auf Claras Kunstreisen und vor allem aus der andauernden Teilnahme an allen bedeutenden Vorgängen des Leipziger Musiklebens kamen; aber die Leute, die in Dresden Musik machten und Musik hörten, waren unschuldig daran. Für diese blieben beide, vor allem aber Robert, so groß auch der Bekanntenkreis war, den sie vorfanden, vom ersten bis zum letzten Tage Fremde, die man wohl bis zu einem gewissen Grade respektierte, denen man aber wirklich näher zu treten, gar kein Bedürfnis verspürte.

„Wie vieles“, schreibt Clara kurz vor dem Abgang nach Düsseldorf*, „liegt von Robert da, was wir noch nicht gehört! es ist schrecklich! Die Teilnahmlosigkeit der Künstler geht so weit hier, daß nicht einmal Einer nur danach fragt, was Robert etwa arbeitet.. Solch eine Natur hier und solche Menschen!“ Und das war nicht

* Tagebuch 1850. 26. April.

etwa nur der Niederschlag im Laufe der Jahre erfahrener persönlicher Enttäuschungen, der sich zu einer solchen Klage und Anklage verdichtet, sondern nur das Ergebnis einer die höchsten Anforderungen an sich und andre stellenden künstlerischen Kritik, wie sie drei Jahre früher konstatiert: „Dresden ist ein nicht unmusikalisches Nest." Ein Urteil, das auch auf derselben Seite des Tagebuchs durch die am folgenden Tage (1. November) unter Schneiders Direktion in der Singakademie stattfindende Aufführung von Mendelssohns Elias einen schlagenden Beleg erhielt; „den ersten Teil hörten wir", heißt es, „denn die Besetzung der Solis und die dünne ärmliche Begleitung am Klavier war so schlecht, daß wir es nicht länger aushalten konnten. So ist es denn auch gewiß besser, man behält sich ein Urteil über dies Werk vor, bis man es einmal ordentlich gehört."

Es ist auch nicht die Verstimmung über technisch Minderwertiges oder Mißlungenes, die das Urteil bestimmt, wenn sie auch gelegentlich einmal darüber klagen, sondern der unkünstlerisch kleinliche Geist, der allem, auch wo das Material nichts zu wünschen übrig läßt, den Stempel aufdrückt, und der, wie sie mit Schmerz konstatiert, auch auf die weniger Widerstandsfähigen unter ihren Freunden bei längerm Verweilen in dieser Atmosphäre eine nachteilige Wirkung ausübt. So, wenn im Jahre 1845* Freund Hiller, der ihr sonst für die Dresdener zu gut erscheint, Mozarts D-Moll Sonate nach ihrem Empfinden, „doch nicht mit dem Respekt spielte, als man es von einem guten Künstler verlangen kann", während das Orchester nach beiden Kadenzen beinahe gänzlich umwarf. „Mir fiel Mendelssohn unwillkürlich immer ein", schreibt sie, „mit welcher Liebe und Meisterschaft dieser solche Werke jederzeit exekutiert." Oder im Jahre 1849** in Leipzig nach einer Probe des Schumannschen Quintetts, wenn sie

* Tagebuch 1845. 9. Dezember.
** Tagebuch 1849. 14. Januar.

schreibt: „ich erlabte mich ordentlich an dem kräftigen Spiel Davids.“

Nirgendwo aber machte sich der Gegensatz zwischen dem künstlerischen Empfinden und Urteil in allen musikalischen Fragen, der zwischen Dresden und Leipzig bestand, schärfer und empfindlicher bemerkbar als in dem Dresdener Kreise, auf den sie, von außen gesehen, an erster Stelle zu weitern Anknüpfungen angewiesen waren: in Claras Vaterhaus. Schon sehr bald entwickelte sich vielmehr gerade auch in musikalischen Dingen zwischen Wiecks und dem Schumannhause eine gewisse (später auch öffentlich in die Erscheinung tretende) Spannung, die sich teils aus der Temperamentsverschiedenheit zwischen Schumann und Wieck, teils aber auch aus den verschiedenen Gesichtswinkeln erklärte, unter denen der geschäftskundige Musikpädagog und der ganz in seinen schöpferischen Plänen aufgehende Meister ihre Aufgaben erfaßten. Und in letzterer Beziehung war Clara natürlich mit ihrem Manne so einig, daß dieser Kontrast auch von vornherein die Wiederherstellung eines innerlichen Verhältnisses zu ihrem einstigen Lehrer ausschloß. Hatten doch in der Zwischenzeit, und vor allem in den Jahren ihrer Ehe mit Schumann, ihre Anschauungen über Kunst und Künstlerschaft eine Erweiterung und Vertiefung erfahren, die wohl nie die Dankbarkeit und die Einsicht in die Verdienste, die sich ihr Vater um sie erworben, auszulöschen, aber ebensowenig sie darüber zu täuschen imstande waren, daß nur noch die Pietät die Künstlerin mit ihrem ersten Lehrer verband. Vielleicht mochte auch Wieck nicht unberührt von dem Dresdener genius loci geblieben sein. Charakteristisch ist jedenfalls, daß schon der erste Versuch zu gemeinsamer Kunstübung, in dem von Wieck Anfang 1845 vornehmlich zur Pflege von Kammermusik in seinem Hause eingerichteten „Kränzchen“, ihr diesen grundsätzlichen Gegensatz sehr stark zum Bewußtsein brachte. Daß Wieck da eine zwar an und für sich sehr begabte Schülerin mit einer durchaus unfertigen Leistung hervortreten ließ, schien ihr unbegreiflich und

„ganz gegen seine frühern Ansichten, die immer waren, nur das vorzuführen, was (mochte es auch noch so leicht sein) in seiner Art vollendet ist.“ Und diese Tatsache, daß sie, und vielleicht auch er, jetzt mit andern Ohren hörte und mit andern Maßstäben zu messen schien, mußte natürlich, je länger desto mehr, auch bei bestem Willen auf beiden Seiten, eine gewisse Atmosphäre des Unbehagens erzeugen.

Vor allem erfüllte sie mit einiger Sorge die Zukunft ihrer Stiefschwester Marie, die eben jetzt von ihrem Vater in die Öffentlichkeit eingeführt wurde, und deren Leistungen sie unwillkürlich mit ihren eigenen in demselben Alter verglich: „Sie hat alles, was ein Unterricht wie der von Vater ausrichten kann“, schreibt sie im Februar 1845, „doch es fehlt ihr der Spiritus, mir kommt ihr Spiel immer maschinenmäßig vor, immer unlustig, und dann fehlt es ihr auch noch sehr an Kraft und Ausdauer. Ich hatte wohl auch keine Lust als Kind, spielte ich aber vor, oder gar öffentlich, so kam doch immer ein Animus in mich; was mir aber vorzügliche Sorge machte, war, daß es ihr noch an mechanischer Fertigkeit fehlt, und bedenken muß man, daß das Publicum seit der Zeit, wo ich als Kind reiste, ganz andre Ansprüche an Leistungen von Kindern zu machen gelernt hat; was jetzt Kinder oft leisten, ist ja eminent, und das ist bei Marie nicht der Fall — sie spielt gut, aber nicht ausgezeichnet. Bewunderungswürdig ist die Ausdauer des Vaters, mit welcher er es soweit gebracht, und darum wünschte ich ihm so sehr, daß er vollen Lohn dafür fände, was aber jetzt noch nicht möglich ist.“ Da dieses Urteil sich auch für die nächste Zeit nicht änderte und eher noch verschärfte, Wieck aber entgegengesetzter Meinung war und blieb, so war dadurch schon für allerlei Reibungen und Verstimmungen mehr als hinreichend gesorgt, zumal auch über die Begabung und die Konzertreise andrer Schülerinnen es nicht an Meinungsverschiedenheiten auch in der Folge fehlte.

Dabei ist es bezeichnend, daß Clara direkt in der Seele ihres Vaters unter der Möglichkeit öffentlicher Enttäuschungen und Niederlagen litt. „Was ich diesen Abend ausgestanden", schreibt sie im November 1846 bei dem Debüt einer seiner Lieblingsschülerinnen, Minna Schulz, „läßt sich nicht sagen, denn mir tat der Vater in seiner Aufregung und Sorge so sehr leid — für ihn war es keine Kleinigkeit, und ich glaube gewiß, solch eine Spannung hatte er nie ertragen. Und ein andermal nach der Lektüre einer ungünstigen Rezension, wo die Schülerin und auch ihr Vater „arg mitgenommen waren": „es betrübte mich um Vaters halber, weil ich weiß, wie viel er auf Zeitungsartikel gibt." „Unerwartet", setzt sie hinzu, „kam es mir übrigens nicht, denn der Vater hatte zu früh in den Zeitungen Lärm schlagen lassen, die Erwartungen waren sehr gesteigert und konnten jetzt noch nicht befriedigt werden. Wartete doch der Vater noch einige Jahre mit ihr und setzte ihr nicht jetzt schon große Dinge in den Kopf — es ist für sie, wie für ihn, schlimm, denn jetzt wird er sich noch immer in seinen Hoffnungen getäuscht sehen, was mir sehr wehe tut, denn für seine viele Mühe verdiente er den Lohn, den er sich verspricht." Wieck aber war für derartige schonende Fürsorge alles eher als empfänglich, ließ sich vielmehr durch den Widerspruch zu geradezu grotesken, an Größenwahn grenzenden Übertreibungen fortreißen, die eine sachliche Diskussion überhaupt ausschlossen. So, als er 1846, mit Schumanns gleichzeitig in Wien, deren Einladung, seine Schülerin bei ihnen in einer musikalischen Soiree singen zu lassen, um ihr dadurch Gelegenheit zu geben, vor einer Gesellschaft aller musikalischen Autoritäten Wiens ihr Können zu zeigen, in der schroffsten Form ablehnte und in großem Ton erklärte, „daß er in der Welt nur zwei Autoritäten kenne, die seien Nicolai (Otto, damals in Wien) und Meyerbeer. Ersterer habe schon über sie entschieden, letzterer werde es noch tun." „So beleidigend diese Antwort für Robert war", fügt Clara hinzu, „so dauerte mich der Vater, daß ich abermals sehen mußte,

wie verblendet er ist . . . Mich machte das Erstaunen über seine Antwort, den Robert aber die Vernunft stumm."

Unter diesen Umständen war es schließlich nur ein Glück zu nennen, daß allmählich, besonders nach den Erlebnissen der Wiener Reise, der Verkehr zwischen Schumanns und dem Wieckschen Hause sich auf einige in mehrmonatlichen Pausen stattfindende steife Besuche beschränkte, so schmerzlich Clara darunter litt, und so sehr sie den Wunsch hegte, durch „Aussprechen" die Spannung zu mildern. Denn sie mußte selbst immer wieder die Erfahrung machen, daß solche Aussprachen, wenn sie einmal erfolgten, die Sache nicht verbesserten, weil beide Teile eben in verschiedenen Welten lebten, und infolgedessen die Wirkung nur so lange vorhielt, als bis durch irgend eine Klatscherei guter Freunde von angeblichen mißfälligen Urteilen über die Leistungen der Wieckschen Schülerinnen das Mißtrauen und der Zorn des Alten sofort wieder aufloderte und er dann seinerseits zu einer Heftigkeit sich fortreißen ließ, gegen die sie wehrlos waren. Ist es doch bezeichnend, was Clara am Schluß einer solchen, ihrer Meinung nach klärenden Aussprache im April 1848 schrieb: „Vieles sprachen wir zusammen, manches, worüber wir uns freilich nie vereinigen werden (Musikalisches betreffend)!" Und ebenso bezeichnend, daß drei Monate später Wieck ostensibel seiner Tochter Marie und seiner Schülerin Minna Schulz den Besuch der Übungen von Schumanns Chorgesangverein untersagte.*

Auch mit den übrigen Freunden und Bekannten aus früherer Zeit wollte sich aus ähnlichen Gründen kein recht inniger und befriedigender Verkehr bilden. Weder mit Claras alter Freundin

* Die weitern Phasen dieses Entfremdungsprozesses, der sich in den folgenden Jahren des Dresdener Aufenthalts leider noch erheblich verschärfte, hier zu verfolgen und zu protokollieren, erscheint müßig. Nur die Tatsache an sich durfte nicht totgeschwiegen werden, denn sie bildet die notwendige Ergänzung zu dem Charakterbilde Friedrich Wiecks und seiner Tochter.

Sophie Kaskel, jetziger Gräfin Baudissin, trotzdem sie ja musikalische Interessen miteinander gemein hatten, noch mit dem Serreschen Ehepaar auf Maxen, die wie immer hilfsbereit und freundlich blieben, aber doch, in eigene, oft schrullenhafte Pläne eingesponnen, für das, was ein Künstlerpaar wie diese beiden ihnen hätten ins Haus bringen können, keinen rechten Blick mehr hatten. Ebensowenig wie ihr Hausfreund, der ebenfalls seit Claras Kindertagen wohlbekannte Kraegen, „ein guter Kerl“, dessen Besuch aber auch „für drei Monate reichte.“ Mit Becker, dem getreuen Freunde und Helfer in der Not, ward freilich ein freundnachbarlicher Verkehr immer unterhalten, der namentlich später durch das Interesse für seine talentvollen Kinder neue Nahrung erhielt, aber auch mit ihm war ein Verständnis in musikalischen Dingen, wie sich schon in Leipzig gezeigt hatte, je länger desto mehr, schwierig. Er konnte nicht mehr Schritt halten mit seinen jüngern Freunden.

Aber während so die Berufsgenossen und die alten Bekannten so gut wie ganz versagten und jedenfalls sich unfähig erwiesen, ihnen in Dresden, von den Reizen der immer wieder bewunderten Landschaft abgesehen, ein Gefühl von Heimat und Behagen zu erwecken, wurden sie jedenfalls in einer Hinsicht dafür doch reichlich entschädigt durch neue Beziehungen, die sie bald mit den Kreisen der in Dresden regierenden Kunst knüpften, und die, mit den Jahren immer fester werdend, zu Freundschaften erstarkten und, spätere Trennungen überdauernd, ihnen bis ans Lebensende ein ungetrübter Quell reicher Freude werden sollten.

Am 24. Oktober 1847 schreibt Clara im Tagebuch: „Abends bei Bendemanns, wo ein kleiner aber angenehmer Kreis beisammen war. Ich spielte Einiges. Bendemann interessiert sich besonders sehr für Roberts Kompositionen und gibt sich viel Mühe, sie ganz zu verstehen, was mich immer sehr freut; auch Hübner ist ein aufmerksamer Zuhörer. So sind hier die kunstsinnigsten

Leute diese Nichtmusiker, die mir aber lieber sind als alle die Dresdener Musiker zusammen."

„Bendemann muß man lieb gewinnen", hatte sie schon im Januar 1845 nach dem ersten Besuch geschrieben, „durch sein bescheidenes und dabei so künstlerisches Wesen, dabei hat er etwas so gemütliches und Vertrauen einflößendes, daß man zu wahrer Verehrung für ihn, ebenso als Mensch wie als Künstler, hingerissen wird."

Selten hat ein unter dem ersten Eindruck gefälltes Urteil so den Nagel auf den Kopf getroffen, ein Urteil, das durch eine mehr als vierzigjährige Freundschaft eine glänzende Bestätigung finden sollte. Eduard Bendemann, ein Jahr jünger als Schumann, damals in frischester, jugendlicher Manneskraft, als schaffender Künstler höchstes Ansehen genießend, eine seltene Vereinigung von feinster Geistes- und Herzensbildung, empfänglich für künstlerische Interessen auf allen Gebieten, in seiner zwanglosen vornehmen Liebenswürdigkeit entschieden etwas an Mendelssohn erinnernd, aber schlichter, innerlicher als dieser; und neben ihm seine Frau, die Tochter Schadows, für jeden, der sie gekannt hat, unvergeßlich, der Typus einer für die höchsten geistigen Interessen empfänglichen und verständnisvollen, idealen Lebensgenossin eines Künstlers, aus klaren guten Augen ernst in die Welt schauend, sind in der Tat in diesen Jahren im Verein mit Rudolf Hübner und seiner Frau, der Schwester Bendemanns, als anregende und jeder Anregung ihrerseits zugängliche Gefährten und Freunde für das Schumannsche Paar der Lichtpunkt in dem sonst an freundlichen Eindrücken nicht eben reichen Kunst- und Gesellschaftsleben Dresdens gewesen, wovon Claras Tagebuch fast auf jeder Seite Zeugnis ablegt. Ihnen gesellte sich als Sammelpunkt behaglicher und geschmackvoller Geselligkeit das Haus des königlichen Leibarztes Gustav Carus. Und wie sie den Freunden in ihrer Musik und in der Möglichkeit, an dem innersten Kunstleben zweier in ihrer Art so bedeutenden und eigenartigen Naturen,

wie Clara und Robert, teilzunehmen, eine große Bereicherung ihres Daseins brachten, so war es natürlich, daß auch sie wieder von dort vielfach Anregungen empfingen und im Austausch der Meinungen neue und weitere Ausblicke in das Gebiet der bildenden Künste, Fühlung mit den dort sich regenden Bestrebungen und Kräften und dadurch auch wieder persönliche Fühlung mit andern Künstlern, wie Rietschel, Reinick und Ludwig Richter, gewannen; letztere nahm freilich nie so intimen Charakter an, wie die zu Bendemanns und Hübners, was sich wohl daraus erklärt, daß sowohl Reinick wie Richter, ähnlich und mehr noch wie Schumann selbst, sich dem eigentlichen Gesellschaftsleben fern hielten; aber sie trugen doch auch das ihre dazu bei, sie über ihren engsten Kunstinteressenkreis hinauszulocken. Namentlich bot der Verkehr mit Bendemann in dieser Beziehung für den von jeher ja auf eine universalische Bildung hinstrebenden Robert großen Genuß.

„Abends“, notiert er sich z. B. im Frühling 1846, „ziemlich langer Besuch von Bendemann. Wir sprachen vieles über Malerei, und ich hörte wie immer mit Ehrerbietung zu. Ich frug, ob er glaube, daß den Raphaelschen Madonnen vielleicht Originale zum Grunde lägen, ob darüber etwas Historisches schon bekannt sei, usw. Bendemann verneinte dies durchaus, sicherlich wären es Ideale seiner Phantasie, wie denn seine Madonnen sehr leicht zu erkennen wären; nur von der Madonna della Sedia sage man, daß sie nach dem Leben gemalt sei, ebenso von seiner Geliebten, Fornarina, diese sei aber auch nicht eigentlich schön. — Der ideale Zug geht durch die ganze italienische Schule. — Von A. Dürer spricht Bendemann immer mit großer Begeisterung; ich lernte durch seine Gefälligkeit die „47 Handzeichnungen“ von ihm (zu einem geistlichen Buche) kennen .... es sind originelle, zum Teil tiefsinnige Sachen, oft auch wunderliche. Man sieht, der Gedanke der Illustration ist ein sehr alter.“

Ein paar Wochen später. „Ich frug Bendemann, ob es Maler

gäbe, die aus der Phantasie gut zu treffen verständen? Gewiß meinte er, aber das Naive fehlt allemal bei einem solchen Bilde."

Man spürt deutlich, wie gern sich der eine Meister bei dem andern Meister in die Lehre gibt, wozu, abgesehen von dem persönlich menschlichen Vertrauen und Freundschaftsgefühl, wohl auch das Großzügige in Bendemanns eigener Kunstübung beitrug, für das Schumann, je älter er wurde, und je mehr sein eigenes Schaffen ihn auf diese Bahnen wies, auch bei Beurteilung von Dichtungen und Kunstwerken eine entschiedene Vorliebe bekundete. Charakteristisch ist z. B., daß ihm jetzt Geibel nur noch als ein Dichter für den Toilettentisch der Damen erscheint, während er mit ehrfürchtiger Scheu zu Hebbel aufblickt. Ausstrahlungen solcher Gespräche über Kunst und Künstler aber glaubt man auch in der Folge in gelegentlichen Urteilen auch Claras über Gemälde zu hören, sie hat eben bei den Malern sehen gelernt.

Aus den letzten Jahren ihres Dresdener Aufenthalts sind noch die freundlich-geselligen Beziehungen zum v. d. Pfordtenschen Hause und dem seines Ministerkollegen Oberländer zu erwähnen, ohne daß diese aber sich zu der Intimität des Bendemann-Hübnerschen Verkehrs entwickelt hätten. Auch zu Eduard Devrient fanden sich erst im letzten Jahre (seit 1849) persönliche Beziehungen, die teils durch gemeinsame musikalische Interessen und Sympathien (Abscheu vor Meyerbeer), teils literarische Berührungen geknüpft und erhalten wurden; hier hörten sie z. B. zuerst von „einem jungen genialen Dichter Otto Ludwig", auf den Clara gleich „gewaltig spekulierte" wegen eines Operntextes! Im übrigen blieben sie aber Dresdener Schriftstellerkreisen eigentlich ebenso fremd wie den autochthonen Musikern. Nur Auerbach machte in den letzten Jahren eine Ausnahme, aber auch hier beschränkte sich der Verkehr auf gelegentliche Besuche und Einladungen. Er hatte ihnen gleich beim ersten Sehen 1846 mit seinen „heitern lebendigen Augen", die auf ein „glückliches Gemüt" schließen ließen, einen sympathischen Eindruck gemacht,

der dann allerdings durch eine wenige Monate darauf erfolgende Vorlesung seiner „Frau Professorin“ trotz „Geist und Gemüt“, die Clara auch hierin fand, etwas abgeschwächt wurde, denn sie dauerte 4 Stunden, und Clara ging vorm Schluß weg, während Robert in Vorahnung der Strapazen ihr überhaupt ferngeblieben war.

Diese Vorlesung fand statt im Hause Ferdinand Hillers, der, wenn bisher von den Dresdener Musikern als einer für Schumanns eigentlich nicht existierenden oder jedenfalls in ihrem persönlichen Leben keine Rolle spielenden Menschenklasse die Rede war, in diese Kategorie nicht so ohne weiteres mit hineingezogen werden darf, wie er ja denn auch nicht zu den Eingebornen gehörte, und der denn auch im damaligen öffentlichen Musikleben Dresdens (mit alleiniger Ausnahme Johann Schneiders, und dieser auch nur in seiner Eigenschaft als Orgelspieler,) die einzige Persönlichkeit war, mit der das Schumannsche Ehepaar wirkliche Fühlung zu haben vermochte. „Der Einzige hier, mit dem man ein ordentliches Wort über Musik sprechen konnte“, heißt es bei seinem Scheiden im Oktober 1847. Gewiß stand Hiller ihnen näher als die andern, näher wegen seines musikalischen Bildungsgangs, seiner musikalischen Ideale, näher auch wegen vielfacher gemeinsamer persönlicher Beziehungen und Freundschaften. Aber es ward schon angedeutet, daß sie gerade an Hiller jenen erstarrenden Einfluß der Dresdener musikalischen Atmosphäre zu spüren vermeinten, der ihnen so bedenklich und beklagenswert erschien. Eine gewisse Oberflächlichkeit in der technischen Ausübung seiner Kunst als Spieler wie als Dirigent, einen gewissen Mangel an Ehrfurcht vor dem Großen, an jener strengen Sachlichkeit in allem, was mit der Kunst zusammenhing, die sie an Mendelssohn bewunderten und die für sie selbst oberstes Gesetz war, alles das empfanden sie doch, gerade je mehr sie von ihm Besseres gewohnt waren und ihm Besseres zutrauten, in ihrem Verhältnis zu ihm als ein Hindernis, als eine Schranke, die allerdings im äußern Verkehr wohl nie zutage getreten ist.

Dergleichen herbe und natürlich auch nie ganz auszugleichende Dissonanzen, die sich aus dem Wesensunterschied der beiderseitigen Charaktere und der dadurch bedingten Gedanken- und Willensrichtung ergaben, verhinderten sie aber doch nicht die guten und liebenswürdigen Eigenschaften Hillers, die namentlich auch im persönlichen Freundschaftsverkehr in guten und bösen Tagen wohltuend empfunden wurden, anzuerkennen; und auch dagegen waren sie nicht blind, wie doch Hiller sich bemühte, dem Zopf zum Trotz in das Musiktreiben Dresdens neues Leben hineinzubringen, wozu er mit seiner liebenswürdigen, weltmännischen Art ja zunächst weit eher berufen erschien als sie beide.

„Man will hier Abonnementskonzerte einrichten", schreibt Schumann an Mendelssohn am 24. Sept. 1845*, „doch zweifle ich, ob sie zustande kommen. Mit der Kapelle ist nichts anzufangen und ohne sie auch nichts. Der Zopf hängt ihnen hier noch gewaltig. So will die Kapelle in Extrakonzerten nie Beethovensche Symphonien spielen, weil das ihrem Palmsonntagkonzert und Pensionsfond schaden könnte."

Wenn diese Abonnementskonzerte nach Überwindung sehr vieler Schwierigkeiten, die sich zum Teil aus den Persönlichkeiten des vorbereitenden Komitees ergaben, schließlich zustande kamen und damit tatsächlich ein etwas frischerer Zug in das Musikleben Dresdens hineinkam, so hat daran Hiller, vor allem in seiner Eigenschaft als Dirigent, ein entschiedenes Verdienst, das trotz einiger gerade dadurch zwischen ihm und Schumanns hervorgerufener Differenzen von ihnen mit großer Entschiedenheit anerkannt wurde. Und wenn mit Hillers Weggang auch diese Konzerte ihr Ende erreichten, so war das wohl nicht bloß ein rein äußerliches Zusammentreffen, obgleich auch unter seiner Leitung der Besuch, nach vielversprechenden Anfängen, sehr schnell nachgelassen hatte und von Jahr zu Jahr zurückgegangen

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 279. S. 250.

war. Lebensfähig schien eben neben der Oper und den Abonnementskonzerten der kgl. Kapelle im Theater kein größeres ständiges Unternehmen in dem damaligen Dresden zu sein. Und in der königlichen Kapelle wieder vermißten viele gerade das, was die Abonnementskonzerte des Komitees bieten wollten und bis zu einem gewissen Grade auch während der Zeit ihres Bestehens geboten hatten: den lebendigen Pulsschlag der besten und neuesten Bestrebungen der zeitgenössischen Musik.

Angesichts der durchaus absprechenden Urteile über die im Musikleben Dresdens Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts tonangebenden und führenden Männer, über diese Zopfträger, denen ein tüchtiger Zopf das Merkmal der Klassizität war, — Urteile, wie sie immer wieder in den Schumannschen Briefen und Tagebüchern aus dieser Zeit wiederkehren, — wird vielleicht manchem, der sich darauf besinnt, daß zu derselben Zeit neben dem Urtypus des Dresdener musikalischen Zopfes, Reißiger, noch ein andrer den Dirigentenstab in der königlichen Kapelle schwang, auf den diese Ehrentitel sicher nicht zutreffen, die Frage und der Name auf die Lippen treten: und Richard Wagner?

Mußten sie sich nicht eigentlich hier im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, den Zopf, zusammenfinden? oder waren etwa ihre positiven musikalischen Ideale doch zu verschieden, um auch nur eine vorübergehende Waffenbrüderschaft zuzulassen? Oder handelte es sich gar schon um eine offene Gegnerschaft von so ausgeprägter Form, daß sie auch gesellige Berührungen auf neutralem Gebiet unmöglich machte?

Keine dieser Fragen kann unbedingt bejaht, ebensowenig aber auch unbedingt verneint werden.

Aber das ist wohl sicher: wenn sie beide in dieser Zeit, obwohl sie sich ihres persönlichen Gegensatzes gegen die andern wohl bewußt waren und also eines gewissen Gefühles der Solidarität in ihrer Ausnahmestellung nicht entbehrten, doch nicht den Grundsatz des ge-

trennt Marschierens und vereint Schlagens gegenüber dem gemeinsamen Gegner befolgten, so ist das — jedenfalls soweit Schumann in Frage kommt, — weniger aus grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten in künstlerischen Dingen als aus einer persönlichen Antipathie zu erklären.

Den Mann von Geist und von Ideen, den er aus seinen Gesprächen und Schriften von poetischer Kraft, den er aus seinen Texten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, erkannte Schumann in Wagner durchaus an und bewunderte ihn bis zu einem gewissen Grade; dem Musiker aber, dem Komponisten wie dem Dirigenten, erkannte er nur bedingungsweise eine gewisse, aber in seinen Augen auf Abwege führende Originalität zu und rechnete ihn daher auch nicht im strengsten Sinne für voll; der Mensch jedoch in seinem ganzen Auftreten war ihm von jeher unsympathisch, und daher ging er ihm schließlich doch lieber aus dem Wege.

„Montag, den 17. März", heißt es in Schumanns Aufzeichnungen aus dem Jahre 1846*, „im großen Garten zufällige Begegnung mit R. Wagner. Er besitzt eine enorme Suade, steckt voller sich erdrückender Gedanken; man kann ihm nicht lange zuhören. Die 9. Symphonie von Beethoven, die am Palmsonntag gegeben wird, wollte er durch eine Art Programm mit Stellen aus Goethes Faust dem Publikum näher zu bringen suchen. Ich konnte ihm deshalb nicht beistimmen."

Dazu vergleiche man die Äußerung in dem Briefe an Rietz vom 2. Januar 1849**, in dem er für Äußerungen Rietz' über die Genovefa dankt: „Ich weiß nichts Schöneres als solchen Ideenaustausch. Hier kann man nichts dergleichen haben. W[agner] ist ein poetischer und

---

* Sie sind enthalten in einem kleinen Heftchen, das Aufzeichnungen aus den Jahren 1846, 1847 und 1850 enthält, in das Schumann u. a. auch die schon früher erwähnten Bemerkungen über Mendelssohn und Bendemann eingetragen hat.

** Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 336. S. 298.

überdem gescheuter Kopf; aber über das eigentlich Musikalische sucht er in seinem Urteil hinwegzukommen."

Seine Leistungen als Dirigent begegnen gelegentlich lebhaftem Widerspruch; von einer Aufführung des Fidelio im August 1848 heißt es, er habe die Tempi völlig vergriffen, und von der Aufführung der 9. Symphonie am 1. April 1849 lautet nach dem Zugeständnis „teilweise schön aufgeführt" das Endurteil mit einem sehr entschiedenen aber: „nur die Tempis von Wagner meist vergriffen und sehr oft der Charakter, der doch durchgängig den Stempel der höchsten grandiosesten Leidenschaft und Tiefe an sich trägt, durch triviale Ritardandos verkleinert. Wie ist es möglich, daß ein Orchester ein vollkommenes Ganze geben kann, wenn der Dirigent selbst die Werke noch nicht einmal begriffen!"* —

Freilich ist damit nicht gesagt, daß dies Urteil Claras sich in allem mit dem ihres Mannes deckte. Denn über Richard Wagner waren sie nun einmal verschiedener Meinung. Während Schumann bekanntlich den Tannhäuser mit großer Wärme anerkannte, — „Tannhäuser von Wagner" wünscht ich, daß Sie sähen", heißt es in dem Briefe an Dorn vom 7. Januar 1846**. „Er enthält Tiefes, Originelles, überhaupt 100 mal Besseres als seine frühern Opern — freilich auch manches musikalisch-Triviale. In Summa,

---

* Übrigens wird gelegentlich doch auch der Dirigent gewürdigt; so heißt es am 16. April 1848 nach einer unter Reißiger in den Tempis vollkommen vergriffenen Aufführung des Elias: „Die 8. Symphonie von Beethoven wurde unter Wagner sehr gut ausgeführt und wirkte allgemein erfrischend."

** Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 285. Dieser Brief — was sehr charakteristisch ist — ist, nachdem er die Oper gehört, geschrieben, während der an Mendelssohn am 22. Okt. 1845 (Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 281. S. 251) mit dem Urteil „er kann wahrhaftig nicht vier Takte schön, kaum gut hintereinander wegschreiben und denken .... Die Musik ist um kein Haar besser als Rienzi, eher matter, forcierter", nur nach der Partitur urteilt. Nach der Aufführung schreibt er am 12. Dez. 1845 an Mendelssohn: „ich muß manches zurücknehmen, was ich ihnen nach dem Lesen der Partitur darüber schrieb; von der Bühne stellt sich alles ganz anders dar. Ich bin von Vielem ganz ergriffen gewesen".

er kann der Bühne von großer Bedeutung werden, und wie ich ihn kenne, hat er den Mut dazu." „Das Technische, die Instrumentierung finde ich ausgezeichnet, ohne Vergleich meisterhafter gegen früher" — schreibt Clara im November 1845: „Am 22. waren wir endlich auch im Tannhäuser; Robert war lebhaft interessiert für diese Oper, er findet sie einen großen Fortschritt gegen den Rienzi, in Hinsicht der Instrumentation sowie musikalisch. Ich kann mich mit Robert nicht einigen, für mich ist diese Musik gar keine — ein großes dramatisches Leben spreche ich jedoch Wagner keineswegs ab. Am besten ich schweige über Wagner, denn ich kann einmal nicht gegen meine Überzeugung sprechen und fühle doch für diesen Komponisten durchaus kein Fünkchen Sympathie."*

Daß im Anfang trotzdem auch gesellige Beziehungen zwischen Schumann und Wagner bestanden haben, geht u. a. aus einem Briefe an Mendelssohn aus dem November 1845** hervor, wo Wagner als Teilnehmer an regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünften mit Bendemann, Hübner, Hiller, Reinick und Rietschel genannt und berichtet wird, daß er sie dort mit seinem neuen Operntext, dem Lohengrin, überrascht habe. Für Schumann war das übrigens eine doppelte Überraschung, da der Stoff sich mit einem ihn seit mehr als Jahresfrist beschäftigenden Stoffe aus dem Artuskreise nahe berührte: Vielleicht erklärt sich daraus auch die Zurückhaltung des eigenen Urteils: „Den meisten gefiel der Text ausnehmend, namentlich den Malern." Clara aber muß doch, als 3 Jahre später (am 22. Sept. 1848 bei einer Festaufführung gelegentlich des 300 jährigen Jubiläums der königlichen Kapelle) Wagner mit dem Finale aus seinem Lohengrin „fast durchfiel", während eine Ouvertüre Reißigers enthusiastischen Beifall erntete, dies mit einem „leider" konstatieren, wenn

* Daß in spätern Jahren sich Schumanns Urteil über Wagner als Musiker wieder mehr dem Claras näherte, beweist übrigens der Brief an C. v. Bruyk am 8. Mai 1853. Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 433. S. 372.

** Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 284. S. 255.

sie auch betont: „Es war ein Unsinn von ihm, ein Stück aus einer Oper, die niemand noch kennt, herauszureißen und so vereinzelt hinzustellen.“

So blieb es also bei gelegentlichen Begegnungen, bei momentanen und auch, jedenfalls soweit Schumann in Betracht kam, nicht unfreundlichen Anregungen, aber ein lebendiger Kontakt ward nicht erzielt, wohl auch von keiner Seite ernstlich gewünscht.

Dagegen hat ein andrer, der nachmals ein Hauptbannerträger Wagners ward, als ein Werdender in jenen Jahren im Schumannhause, wenn auch nur besuchsweise, freundliche Aufnahme und Interesse für seine Bestrebungen gefunden. „Dieser Tage“, heißt es im Oktober 1848, „besuchte mich auch der junge Herr v. Bülow — und spielte mir Mendelssohns D-Moll Variationen vor; er hat bedeutende Fortschritte gemacht und spielte ganz vortrefflich, musikalisch, nur schien mir sein Anschlag zuweilen etwas hart und fehlt seinem Spiele noch der poetische Hauch.“ und einige Tage später: „Herr v. Bülow besuchte uns heute wieder und spielte uns ein Notturno von Chopin sehr hübsch und die C-Moll Sonate von Beethoven. Letzteres aber noch nicht mit dem rechten Verständnis, nicht breit und grandios genug, wie ihm denn überhaupt das Leben, der Geist fehlt. Etwas, denke ich, wird sich das noch finden, wenn er erst zum Manne heranreift.“

In einem Briefe Schumanns an Mendelssohn vom 22. Okt. 1845*, in dem er ihm das Zustandekommen der Abonnementskonzerte und das grenzenlose Erstaunen der königlichen Kapelle darüber mitteilt, schreibt er triumphierend im Hinblick auf die bisherigen Dresdener musikalischen Zustände, zugleich aber auch mit einem sehnsüchtigen Rückblick auf die Nachbarstadt: „alle Jahre eine Symphonie von Beethoven und dazu Verzierungen der Kapelle ad libitum — das

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 281. S. 252.

geht nicht mehr. Werden uns die Leipziger manchmal unterstützen? Wir bauen sehr darauf, wir hoffen es sehr."

In der Tat war man, nicht nur für den Anfang sondern auch in der Folge, so sehr auf diese Unterstützung von auswärts angewiesen, daß dies wohl mit einer der Gründe gewesen ist, daß diese Konzerte nicht so recht in Dresden wurzelfest werden konnten. Anderseits boten ja auch wieder diese Requisitionen fremder Kräfte den Mitwirkenden wie dem Publikum manche erwünschte Gelegenheit, neue Musik und neue Musiker kennen zu lernen.

So brachte gleich das erste Konzert des Jahres 1845, allerdings nicht programmmäßig, sondern infolge einer Erkrankung Claras, die sie im letzten Augenblick zur Absage zwang, den Dresdenern die Bekanntschaft einer schleunigst von Leipzig requirierten Ersatzkraft, die man sich gern gefallen ließ. „Am 9. November", schreibt Clara, reiste der Vater nach Leipzig, um statt meiner den kleinen Joachim* zum Dienstag zu holen, da ich das Spiel absagen mußte", und am 11. „Der kleine Joachim gefiel sehr. Joachim spielte ein neues Violinkonzert von Mendelssohn, das wundervoll sein soll." Es spricht sich in dieser Requisition des „kleinen Joachim" für ein Konzert, das durch sein Programm und seine Ausführung einen neuen Ton anschlagen, Epoche machen sollte, sicher ein sehr großes Vertrauen aller Beteiligten aus, das sich ja auch auf tatsächliche Beweise der Künstlerschaft im vergangenen Jahre stützte. Es ist aber vielleicht nicht uninteressant zu erfahren, daß noch einige Jahre später Clara Augenblicke hatte, wo sie ernstlich daran zweifelte, ob dieser mittlerweile zu dem ehrwürdigen Alter von 19 Jahren herangereifte Geiger wirklich eine große Zukunft habe; und zwar war es gerade das Mendelssohnsche Violinkonzert, was diesen Zweifel in ihr wachrief. „Wir musizierten", schreibt sie am 1. Juni 1850, „abends bei uns

---

* Vgl. auch dazu die Briefe Schumanns an Mendelssohn vom 9. Nov. 1845. Briefe N. F. Nr. 282. S. 253.

mit Joachim; ich spielte mit ihm eine Bachsche Sonate, dann spielte er Mendelssohns Konzert; so entzückt aber alle von ihm sind, so will er uns doch gar nicht erwärmen! Sein Spiel ist vollendet, alles schön, das feinste Pianissimo, die höchste Bravour, völlige Beherrschung des Instrumentes, doch das, was einen packt, wo es einem kalt und heiß wird, das fehlt — es ist weder Gemüt noch Feuer in ihm, und das ist schlimm, denn ihm steht keine schöne künstlerische Zukunft bevor, technisch ist er vollkommen fertig, das andre, wer weiß, ob das noch kommt?! — Er ist übrigens ein lieber, bescheidener Mensch, und eben deshalb tut mir's doppelt leid, daß ich von ihm als Künstler nicht mehr entzückt sein kann."

Man traut seinen Augen nicht. Dies Urteil, dies Prognostikon von Clara Schumann über Josef Joachim!

Aber schon einige Tage später erkannte sie, daß selbst eine Clara Schumann bisweilen ihren Ohren nicht trauen dürfe; am 15. Juli schreibt sie: „Joachim spielte Roberts 2. Quartett wunderschön, mit herrlichem Ton und einer außerordentlichen Leichtigkeit, und heute bereute ich in meinem Innern, was ich neulich über ihn gesagt."

So aber wie diese beiden Namen in der Geschichte der deutschen Musik des 19. Jahrhunderts miteinander fortleben, dürfen jetzt wohl diese beiden Urteile in der Öffentlichkeit nebeneinander stehen, ohne daß sie im Leser etwas andres als ein leises Gefühl der Genugtuung erwecken darüber, daß der traditionelle Schlummer des guten Vater Homer nicht lediglich eine berechtigte Eigentümlichkeit alter Herren ist, sondern auch bei sehr klugen jungen Frauen zuweilen vorkommen kann.

Tatsächlich zogen übrigens die Bestrebungen zur Hebung des musikalischen Niveaus in Dresden von der Nähe Leipzigs keineswegs den Vorteil, den man davon erwartet hatte. Der Dresdener kam zwar sehr oft nach Leipzig, aber der Leipziger verhältnismäßig selten nach Dresden, und auch dann nicht, um Musik zu machen.

So galt ein Besuch Gades im August 1846 lediglich Erholungszwecken, um so mehr genossen ihn beide Schumanns. „Eine schöne kräftige Natur", schreibt Schumann in seinen Notizen*, „Ich habe in meinen Ansichten selten mit jemand so gut harmoniert als mit Gade. Seine Verabscheuung der Meyerbeerschen Musik**". „Gade", heißt es nach einem Abendbesuch Gades im September 1847, „den man, sein Talent abgerechnet, schon lieb haben muß."

Wenn heute die Alten, die um 1844 jung waren, von dem erzählen, was damals klang und sang in Deutschland, und wenn man sie dann fragt über diesen und jenen Träger großer Namen, die heute noch Klang haben, ob er denn wirklich so vollendet gewesen, wie man sagt, da wird man sicher, je nachdem man einen aus dem Mendelssohnschen oder dem Lisztschen Lager fragt, oft sehr verschiedene Urteile zu hören bekommen.

Aber bei einem Namen werden sie alle ohne Ausnahme zugleich still und froh, die Augen leuchten auf, und es ist, als lauschten sie in die weite Ferne auf einen süßen Ton, als schlüge da unten in dunkeln Gebüschen über den moosbewachsenen Stufen sonniger Jugendpfade eine Nachtigall. Sie haben sie auch damals so genannt; die „schwedische Nachtigall" haben sie sie genannt, Jenny Lind.

Und wer eine Künstlerlaufbahn in diesen Jahren Schritt für Schritt begleitet, der kommt auch früher oder später zu einer Stelle, wo er stehen bleiben muß und lauschen mit dem, den er begleitet, denn es ist, als legte jener ihm die Finger auf die Lippen: horch, hörst du nicht. Das ist sie, da singt Jenny Lind.

---

* S. oben S. 107 Anm.

** Diese Abscheu nahm bekanntlich bei Schumann mit den Jahren eher noch zu als ab. Um nur eins herauszuheben: Über eine Aufführung des Propheten im Februar 1850 in der Dresdener Oper schreibt Clara im Tagebuch: „Robert zischte zu vielen Malen bedeutend, es ist aber auch eine gottlose, Robert sagt, wie mir sehr richtig scheint, unmoralische Musik, sie muß jeden Menschen, der einen natürlichen reinen Sinn und ein unverdorbenes Gemüt hat, anwidern."

Wenn einem, der alle übrigen Singvögel genau kennt, der aber zufällig noch nie eine Nachtigall hörte, eines Tages jemand mit der Nachricht ins Haus stürmt: alles, was du bisher gehört hast, ist nichts; singen, wirklich singen kann nur die Nachtigall, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß der so stürmisch Angesprochene gegen diese angeblich einzig gültige Sängerin, zu deren Gunsten er alle seine bisherigen Singfreunde für wertlos erklären soll, einen leisen Widerwillen faßt. Und ganz ähnlich ging es in der Tat Clara, als ihr Vater eines schönen Februartages des Jahres 1846 von Weimar in einem Zustand wildester Exaltation heimkehrte und, in das stille Wochenbettzimmer seiner Tochter hineinstürmend, über das Haupt der Wehrlosen den Strom seines Enthusiasmus ergoß. „Nun gibt es keine mehr als die Lind; alles muß Lindsch werden, die Minna (Wiecks Schülerin) muß Lindsch singen, die Marie ebenso spielen, mit einem Worte, er ist außer sich!", bucht sie halbbelustigt im Tagebuch, fährt dann aber doch nachdenklich fort: „Meine Sehnsucht, die Lind zu hören, ist groß — nichts ist mir auch unangenehmer, als immer von jemand sprechen zu hören, den man nie gesehen noch gehört hat, man bekommt zuletzt eine Abneigung gegen die Person, und hier würde es doch ein Unrecht sein." Wenige Wochen später (am 12. April) bot sich die erwünschte Gelegenheit. Jenny Lind sang in Leipzig, und Clara fuhr auf dringendes Zureden der Ihrigen hinüber.

Ihre Stiefmutter begleitete sie, während Wieck mit seiner Schülerin Minna Schulz, die „Lindsch" singen lernen sollte, schon tagelang dort auf der Lauer gelegen hatte auf die Lind. Ihrer aber harrte noch eine besondere Überraschung: „Mein erster Gang", schreibt sie im Tagebuch, „war wegen der Billets zu Mendelssohn, der uns denn auch gleich zwei schöne Plätze verschaffte; er wurde bald zerrissen wegen der Billets. Er stürzte gleich, als ich kam, auf mich los mit dem Verlangen, im Konzert einmal statt seiner zu spielen, und führte sein Bitten so konsequent fort, daß ich mich end-

lich doch bewegen ließ, was dumm von mir war, denn es versetzte mich in peinliche Unruhe und störte mir daher den ruhigen Genuß.“ Dann aber über den Eindruck selbst: „Die Lind ist ein Gesanggenie, wie sie in langer Zeit oft kaum einmal wiederkehren. Ihr Erscheinen ist gleich das erstemal einnehmend und ihr Gesicht, wenn auch nicht schön, so scheint es doch so, weil ein wunderschönes Auge das ganze Gesicht belebt. Ihr Gesang kommt aus dem Innersten des Herzens, es ist kein Effekthaschen und keine Leidenschaft, die gleich packt, die aber tief ins Herz dringt, eine Wehmut und Melancholie in ihrer Art zu singen, die einen in Rührung versetzt, man mag wollen oder nicht. Für den ersten Augenblick mag die Lind manchem kalt erscheinen, was sie aber keineswegs ist und was nur in der Einfachheit ihres Gesanges liegt; von ihr hört man kein Heulen, kein Schluchzen und Zittern der Töne, überhaupt keine Unart. Alles ist schön, wie sie es macht. Ihre Koloratur ist die vollendetste, die ich gehört; ihre Stimme ist an sich nicht groß, dringt aber sicherlich in jedem Raume durch, weil sie ganz Seele ist . . . . . Nach dem Konzert war zu Ehren der Jenny Lind ein großes Souper bei Dr. Freges. Hier gewann ich Jenny Lind doppelt lieb durch ihr anspruchloses, ich möchte fast sagen, zurückhaltendes Wesen; man merkte kaum, daß sie da war, so still war sie, — sie ist mit einem Worte ein eben so originelles Wesen, als sie ein großes Gesanggenie ist.“ „Die Erinnerung an den heutigen Abend“, schließt die Aufzeichnung, „ist mir unauslöschbar und wurde mir doppelt lieb und wert eben dadurch, daß ich in der Lind auch eine liebe, natürliche Persönlichkeit kennen lernte.“

Daß dieser Eindruck gegenseitig war, ist eigentlich selbstverständlich, wie immer bei der Begegnung zweier solcher Naturen. Stellten sie doch beide Verkörperungen eines Typus höchsten und reinsten Künstlertums dar, das nicht bloß in den Fingern und der Kehle steckt, sondern den ganzen Menschen belebt und durchglüht, der aber leider so selten zu finden ist, daß man ihn eigentlich kaum

noch als Typus bezeichnen darf. Auf Jenny Lind aber hatte vor allen Dingen die Selbstverständlichkeit, mit der Clara an jenem Abend auf Mendelssohns Bitte ihm einen Teil der Mitwirkung abgenommen und tapfer und selbstlos ihre Kunst ihr, der ganz Fremden, zur Verfügung gestellt hatte, einen tiefen Eindruck gemacht. Sie erkannte darin die verwandte Natur und faßte sofort für sie eine lebhafte Sympathie, die, wie wir noch sehen werden, in der Folge bei den verschiedensten Anlässen sich bekunden und beide Künstlerinnen in einer herzlichen Freundschaft verbinden sollte, die sich in allen Lagen des Lebens bewährte. Wenige Monate später lernte auch Schumann bei einem Aufenthalt in Hamburg die von Clara so schwärmerisch verehrte Künstlerin kennen, und auch hier war sofort beim ersten Sehen jener innere Kontakt menschlich und künstlerisch hergestellt, den Clara erhofft und gewünscht hatte. Wie auch dies in der Folge erstarkte und sich vertiefte, wird noch bei Gelegenheit der Begegnungen in Wien und Hamburg (1847 und 1850) zu berühren sein. Lernte doch Schumann eigentlich erst in Wien durch das eigne Ohr die große, mit nichts zu vergleichende Sängerin kennen. Denn bei jener ersten Hamburger Begegnung im Juli 1846 hatte es sich insofern schlecht getroffen, als er nur Gelegenheit gehabt hatte, die Lind in einer ihrer Individualität nicht günstigen Leistung und auch in nicht vorteilhafter Umgebung zu hören, als Donna Anna im „Don Juan". Schumann bemerkt in seinen Reisenotizen dazu: „Die Schlußarie vortrefflich gesungen — keine Totalwirkung — Orchester mittelmäßig und die andre Besetzung schlecht und unwürdig."

Die Hauptsache aber war, daß sich hier zum Vergleich die Reminiszenz an eine andre Donna Anna aufdrängte, die beiden Schumanns unvergeßlich und unübertrefflich war: „Vergleich mit der Schröder zugunsten der letztern", ist das erste Wort Schumanns über diesen Abend, das alles erklärt.

Ich entsinne mich noch deutlich des Eindrucks, als ich, damals

ein halber Knabe, zum erstenmale Clara Schumann über die Schröder-Devrient sprechen hörte, wie ihre dunkeln Augen aufglühten, und wie in jugendlichem Enthusiasmus die Greisin von den Stürmen des Entzückens erzählte, die sie überfluteten, als sie die Schröder zum erstenmal gehört, wie ihr ihre eigne Kunst klein und nichts dagegen erschienen, und wie sie sich in bittern Tränen danach gesehnt, so im Gesang sich geben zu können wie die Schröder. Das war aber nicht bloß eine Jugenderinnerung, die nur aus dem Widerschein der eignen Frühlingszeit den verklärenden Glanz erhielt, sondern die Schröder-Devrient war und blieb auch für die reife große Künstlerin ein in manchen Punkten schlechthin unerreichbares Ideal dramatischer Sangkunst. Und nie früher ist ihr vielleicht diese ganz innerliche große Kunst, die in der Schröder-Devrient lebendig war, machtvoller und siegreicher entgegengetreten, als in diesen Dresdener Jahren, wo jene, körperlich und seelisch gebrochen und zerschlagen, den Kampf wider ihr Schicksal mit unverwüstlicher Energie aufnahm, und immer über alle Misere die Künstlerin, nicht nur in der Vorstellung, sondern auch in der Tat triumphierte. Wohl waren sie zwei grundverschiedene Naturen, und den wilden Stürmen und Sprüngen im Leben der älteren Freundin sah die jüngere in ihrer strengen Harmonie bald mit stillem Humor, bald mit tiefem Mitleid und Entsetzen ratlos zu; aber für die große Künstlerin, die immer vornehm, immer den Blick auf die höchsten Ziele gerichtet, ihren Weg durch den Schwarm der Macher und der Würmersucher wie eine Königin ging und über all die kleinen und häßlichen Dissonanzen da unten wie eine Lerche ihr Lied in die reinen Lüfte sang, ihr Lied, in dem jeder Ton aus ihrer leidenschaftlichen Seele kam, für die glühte auch Clara Schumann, wie einst Clara Wieck geglüht hatte, und mit Stolz und mit Freude erfüllte es sie, gerade in der Dresdener künstlerischen Misere, wenn sie Schulter an Schulter mit der Schröder-Devrient stehen und kämpfen konnte.

Der Verkehr mit der Schröder-Devrient, die 1848 während des Scheidungsprozesses ihrer Ehe mit Herrn von Döring nach Dresden zurückgekehrt war und, bis ihre Verwickelung in den Maiaufstand 1849 sie vertrieb, dort mit schweren Sorgen kämpfend, in sehr gedrückter Lage sich aufhielt, war für Clara geradezu immer wieder wie ein Stahlbad der Abhärtung gegen die kleinen und großen Tücken des Lebens. „Am 7. August“, schreibt sie „besuchte ich die Schröder-Devrient, die ich zwar gealtert fand, doch nicht weniger interessant und liebenswürdig.“

Am 30. August: „Die Schröder-Devrient war über eine Stunde da, und die Stunde war mir vergangen wie eine Minute. Man muß diese Frau doch lieben trotz ihres Leichtsinns, denn sie ist doch eine Künstlerin im wahren Sinne des Wortes.“

Am 27. September: „die Schröder-Devrient, die eine halbe Stunde mir zu einer Minute machte.“

Am 14. Oktober: „Soiree zu Ehren der Schröder-Devrient, die Roberts „Frauenliebe und Leben“, alle 8 Lieder, ganz herrlich sang! Es war für uns ein hoher Genuß, und wieder mußten wir ausrufen: „es gibt doch nur eine Devrient!“ — Außerdem sang sie aus dem „Orpheus“ von Gluck und zwei Lieder von Schubert „Am Meer“ und „Trockne Blumen“. Letztere beiden aber sang sie mir zu übertrieben! Wenn die Leidenschaft alle Grenzen überschreitet, dann packt sie mich nicht, sondern wird mir zuwider; die Arie von Gluck aber entzückte mich! und wie klang ihre Stimme doch wieder so schön, so weich, so nobel! für einen Ton von ihr geb ich sie alle hin, die jungen Sängerinnen! sie haben alle keinen Geist und kein Gemüt!“

Am 30. Oktober: „gab die blinde [Sängerin] Anna Zingeler aus Zürich eine Matinee in dem Lokal der Schröder-Devrient, welches ihr letztere nicht allein überlassen hatte, sondern auch noch nahe an 100 Billete selbst abgesetzt, so daß das Mädchen eine hübsche Einnahme hatte, was bei einem öffentlichen Konzert gar nicht

möglich gewesen wäre. Die Devrient sang, und Schubert und ich spielten."

Am 31. Oktober: Konzert des Frauenvereins für arme Familien: „Die Devrient sang herrlich; am schönsten die Arie von Gluck und zwei Lieder von Robert. „Du Ring an meinem Finger" kann ich mir nicht schöner vorstellen, als sie es gesungen. Das Publikum begrüßte die Devrient mit dem größten Enthusiasmus, der sich mit jedem Mal Singen steigerte. Da möchte man nun fragen, warum klatscht Ihr? warum geberdet Ihr Euch wie außer Euch? Hat sie doch keine Stimme mehr und ist häßlich geworden, und hat keinen Atem, wie Ihr sagt! — Genie und Gemüt hat sie, das ist's, und mehr in ihrem kleinen Finger als alle — Ihr jungen 18 und 20jährigen Sängerinnen zusammengenommen, sie, eine 47jährige Frau! Da sieht man, das wahrhaft Große ist unvergänglich!"

Wie gut versteht man es aus dieser Empfindung heraus, daß, als einige Monate später* ihr die Schröder die „Schwesterschaft" anbot, sie es zuerst ausschlug, „weil ich nicht glaubte mich entschließen zu können, die Frau, die mir seit frühester Kindheit als Künstlerin so idealisch dastand, mit Du anreden zu können", und daß sie erst, als sie sah, daß ihre Weigerung als Kränkung empfunden wurde, einwilligte. Und bei all dieser leidenschaftlichen Hingebung und Verehrung des Genies doch ein klares Auge für die Schwächen des Menschen: „Sie wird in ihrem Übermut", heißt es ein paar Tage darauf**, „zuweilen empfindlich verletzend, und daß kein Mann mit ihr zu leben imstande ist, erkenne ich immer mehr; sie hat nicht das feine Gefühl, das einen lehrt, die schwachen Seiten andrer mit Zartheit behandeln, im Gegenteil, sie liebt es gerade, diese Schwächen zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen, und das verträgt kein Mann von Geist. Dazu kommt noch ihre furchtbare

* Tagebuch 1849. 17. Januar.
** Tagebuch 1849. 24. Januar.

Verschwendung, die wirklich oft ins unglaubliche geht — welch ein Mann, wenn er Vernunft hat, kann dem ruhig zusehen!" aber auch hier ist der Schluß doch wieder: „Trotzdem aber bleibt sie einem immer die verehrungswürdige Künstlerin!"

„Möchte sie", schreibt sie ein Jahr später*, auf die Nachricht von Wilhelmines bevorstehender Verheiratung mit Herrn von Bock und ihrer Absicht, sich endgültig ins Privatleben zurückzuziehen, „in Ruhe und Frieden ihr Leben noch genießen! eine große Künstlerin war sie und hat es ehrlich gemeint mit der Kunst!"

Während so, trotz tiefer Gegensätze ihres menschlichen Empfindens und dadurch bedingter Lebensführung, sie diese absolute Reinheit und Größe des künstlerischen Strebens, je älter sie wurde, immer inniger mit der ältern Freundin verband, verschärften sich in demselben Zeitraum, weil sie diese Größe im höchsten Sinne bei ihm zu vermissen glaubten, die Gegensätze zwischen den beiden Schumanns und Franz Liszt.

Schon die letzte Begegnung mit dem einst mit so herzlichen Sympathien aufgenommenen Freunde hatte, wie man sich entsinnen wird, einige Dissonanzen geweckt, die man sich zwar bemühte nicht dominieren zu lassen, die aber doch nachklangen und nachwirkten in den folgenden Jahren, wo man einander nicht sah und nur voneinander hörte, und deren Widerhall man zu spüren glaubt, wenn Schumann 1846 aus Gesprächen mit Mendelssohn sich notiert: „Mendelssohn über Liszts Treiben, ein stetes Wechseln zwischen Skandal und Apotheose".

Trotzdem war, als im Juni 1848 Liszt, von Wien kommend, ganz überraschend in Dresden auftauchte und Schumanns aufsuchte, das erste Gefühl das aufrichtiger Freude, den mit all seinen lächerlichen und ernsten Schwächen, mit seinen Liebenswürdigkeiten und seinen Ungezogenheiten doch immer gern gesehenen Liebling der

* Tagebuch 1850. 19. Januar.

Grazien wieder einmal bei sich zu haben. Er kam mit der Bitte, abends Schumanns Trio zu hören; und Clara gab sich alle erdenkliche Mühe, in den wenigen Stunden, die zur Vorbereitung da waren, die Mitspieler zusammenzubringen und die nächsten Freunde Bendemann, Hübner und die Sängerin Jacobi auf den seltenen Gast einzuladen. Aber ihrer Mühe Lohn sollte sie nicht ernten. Als schließlich alles glücklich beisammen war, fehlte nämlich die Hauptperson, „er ließ uns zwei volle Stunden warten". In etwas verärgerter Stimmung ward schließlich mit dem D-dur Trio von Beethoven begonnen, „und als wir auf der letzten Seite waren", erzählt das Tagebuch, „da stürmte Herr Liszt zur Tür herein." An dem nun folgenden Trio Schumanns äußerte er zwar großen Gefallen, meinte dann aber vom Quintett, es sei zu „Leipzigerisch". Zur Verbesserung der allgemeinen Stimmung trug das nicht gerade bei, und als gar nach Tisch Liszt sich gehen ließ und, wie Clara schreibt, „so schändlich schlecht spielte, daß ich mich ordentlich schämte, dabeistehen zu müssen und nicht sogleich das Zimmer verlassen zu können, was Bendemann tat," da befand sich vor allem Schumann in einer Stimmung, daß schon ein kleiner Anstoß genügend gewesen wäre, seinen Zorn gegen den Gast zum Ausbruch zu bringen. Nun aber beging auch noch Liszt die bei seiner Kenntnis von Schumanns Stellung zu beiden Musikern unbegreifliche Unbesonnenheit, Meyerbeer zu preisen und zwar auf Kosten Mendelssohns. Da brach Schumann im höchsten Zorn los: „Meyerbeer sei ein Wicht gegen Mendelssohn, letzterer ein Künstler, der nicht nur in Leipzig sondern für die ganze Welt gewirkt hätte, und Liszt solle doch lieber schweigen" usw. usw. Sprach's und verließ das Zimmer*. Liszt,

* So schildert den Vorgang unter dem Eindruck des Ereignisses das Tagebuch. F. G. Jansen (Schumann, Briefe, N. F. 2. Aufl. S. 523) berichtet noch drastischer, Schumann habe Liszt „an beiden Schultern gefaßt" und mit erregter Stimme gesagt: „wer sind Sie, daß Sie über einen Musiker wie Mendelssohn so reden dürfen." Ohne die Richtigkeit dieser Schilderung irgendwie in Zweifel zu ziehen, zumal Jansen ausdrücklich erklärt, Frau Schumann habe ihm 1879

dem der Zwischenfall mehr unbehaglich als verletzend war, versuchte als gewandter Weltmann einzulenken, das ganze harmlos zu nehmen, gab aber doch angesichts der ernsten zornigen Gesichter schließlich das Bemühen auf und verließ die Gesellschaft, nachdem er sich bei Clara mit den Worten verabschiedet hatte: „Sagen Sie Ihrem Manne, nur von einem in der Welt nähme ich solche Worte so ruhig hin, wie er sie mir eben geboten*."

Wie Schumanns aus ihrem Empfinden heraus annahmen, bedeutete das einen Bruch. „Robert hatte das zu tief verletzt, als daß er es jemals vergessen könnte", schreibt Clara und fügt hinzu: „ich habe für ewige Zeit mit ihm abgeschlossen." Gleichwohl hatte Schumann doch die Empfindung, daß er in der Form zu weitgegangen, und benutzte daher ein Jahr darauf, als Liszt durch Carl Reinecke bei ihm anfragen ließ, ob vielleicht seine Faust-Komposition für die Goethefeier in Weimar geeignet und zu haben sei, die Gelegenheit, eine Auseinandersetzung mit Liszt brieflich herbeizuführen, in der er seine brüske Form selbst desavouierte, in der Sache aber seinen Standpunkt womöglich noch viel schärfer vertrat. — „Aber lieber Freund", heißt es**, „würde Ihnen die Komposition (Faust) nicht vielleicht zu leipzigerisch sein? Oder halten Sie Leipzig doch für ein Miniaturparis, in dem man auch etwas zustande bringen könne? Im Ernst — von Ihnen, der so viele meiner Kompositionen kennt, hätte ich etwas andres vermutet, als im Bausch und Bogen so ein Urteil über ein ganzes Künstlerleben auszusprechen. Betrachten Sie meine Kompositionen genauer, so müßten Sie gerade eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Anschauungen darin finden, wie ich denn immer danach getrachtet habe,

„alles" bestätigt, bin ich hier doch dem Tagebuch als nächster und daher authentischter Quelle gefolgt.

* Dieser auch nicht im Tagebuch enthaltene Zug ist mir ausdrücklich, als oft von Clara beim Erwähnen dieser Szene mündlich wiederholt, bestätigt worden.

** Briefe, N. F. 2. Aufl. Nr. 345. Brief vom 31. Mai 1849. S. 305.

in jeder meiner Kompositionen etwas andres zutag zu bringen, und nicht allein der Form nach. Und wahrlich, sie waren doch nicht so übel, die in Leipzig beisammen waren — Mendelssohn, Hiller, Bennett u. a. — mit den Parisern, Wienern und Berlinern konnten wir es ebenfalls auch aufnehmen. Gleicht sich aber mancher musikalische Zug in dem, was wir komponiert, so nennen sie es Philistern oder wie Sie wollen — alle verschiedenen Kunstepochen haben dasselbe aufzuweisen, und Bach, Händel, Gluck, später Mozart, Haydn, Beethoven sehen sich an 100 Stellen zum Verwechseln ähnlich (doch nehme ich die letzten Werke Beethovens aus, obgleich sie wieder auf Bach deuten). Ganz original ist keiner. So viel über Ihre Äußerung, die eine ungerechte und beleidigende war. Im übrigen vergessen wir des Abends — ein Wort ist kein Pfeil — und das Vorwärtsstreben die Hauptsache."

Im weitern Verlauf hatte Schumann der, wie er meinte, im August in Leipzig bevorstehenden Aufführung seiner „Genoveva" gedacht und hinzugefügt: „Da kommen Sie vielleicht nach Leipzig ... Ich will, wenn Sie es wünschen, Ihnen später den Tag genauer melden". Liszt erwiderte sofort darauf sehr verbindlich: „Vor allem erlauben Sie mir, zu wiederholen, was Sie eigentlich nach mir am besten seit langer Zeit wissen sollten, nämlich daß Sie niemand aufrichtiger verehrt und bewundert, als meine Wenigkeit. Gelegentlich können wir allerdings über die Bedeutung eines Werkes, eines Mannes, ja sogar einer Stadt freundschaftlich diskutieren" und meldete sich zum Schluß bei der Aufführung der „Genoveva" freundschaftlich als „Claqueur" an. Gerade mit dieser, sicher in jeder Beziehung von ihm gutgemeinten Wendung aber verletzte er die alten Freunde und verdarb dadurch die durch den Anfang geweckte günstige Stimmung. Der Abstand zwischen ihnen und dem „französischen Weltmenschen" ward ihnen fühlbarer als je. Auch als Liszt das Jahr darauf wirklich zur ersten Aufführung der „Genoveva" erschien und bei dem daran sich anschließenden Festmahl liebenswürdig und

geistvoll auf beide Schumanns toastete, wollte die alte Herzlichkeit und Unbefangenheit sich nicht wieder einstellen. Man lachte zwar fröhlich, als er tags darauf beim Vierhändigspielen mit Clara (Genoveva-Ouvertüre und aus den „Stücken für große und kleine Kinder"), natürlich vom Blatt spielend, nachdem er eine Baßseite gesprengt, ganz ernsthaft bemerkte, „das sei ihm wirklich noch nicht passiert", unterhielt sich gut mit ihm, aber es blieb Konversation. Und auf diesen Ton ist auch fortan das Verhältnis gestimmt geblieben. Man zürnte und erzürnte sich nicht mehr über- und miteinander, aber man hatte sich auch nichts Persönliches und Innerliches mehr zu sagen.

Die äußern und innern Daseinsbedingungen der Dresdener Zeit, den Boden, auf dem das Haus stand, das Erdreich, das ihrer Arbeit harrte, den Kreis der Freunde und der Kunstgenossen, die sich im Laufe der Jahre in buntem Wechsel zu ihnen gesellten, sich um sie scharten: mit ihnen Fühlung findend die einen, Fühlung verlierend die andern, alles was das Leben da draußen mit einem Wort an Anregung und Aufregung in Robert und Clara Schumanns Häuslichkeit hereintrug, haben wir uns klar zu machen versucht.

Aber die Schwelle des Hauses haben wir eigentlich noch nicht überschritten; was da drinnen innerhalb der vier Wände in zwei Menschenherzen an Schöpferfreuden und Qualen durchlebt und durchlitten wurde, und was beide aus diesen Stunden dann wieder hinaustrugen, das haben wir bisher nur in den flüchtigen Reflexen ihrer Beziehungen zu andern kennen gelernt. Und doch wird jeder es instinktiv fühlen, daß bei zwei so innerlichen Naturen wie diese beiden, auch wenn sie nicht beide große Künstler gewesen wären, das Licht, das in ihr Leben fällt, von innen, aus ihrem eignen Innern kommt; daß man deshalb, um ihnen auch selbst innerlich nahe zu kommen, sich zu ihnen an den Herd setzen und lauschen muß auf die Töne, die im Hause umgehen, die von beiden Arbeitsstätten bald laut bald leise klingen und von Werdendem er-

zählen, und in die von Zeit zu Zeit ein Kinderlachen und ein Kinderweinen hineinklingt.

Es ist immer noch ein junger Haushalt, mit jungen, wenn auch darum nicht kleinen Sorgen, der erst in der Parterrewohnung der Waisenhausstraße und vom September 1846 ab in dem ersten Stock der großen Reitbahnstraße 20 sich einbaut und ausbaut. Vier Kinder werden im Laufe der Jahre geboren, drei Knaben und ein Mädchen, Julie, geb. am 11. März 1845, Emil, geb. am 8. Februar 1846*, Ludwig, geb. am 20. Januar 1848, Ferdinand, geb. am 16. Juli 1849.

Viel Freude, aber auch viel Sorgen für die junge Mutter und manche einsame schwere Stunde in Gedanken an die Zukunft: Was wird aus meiner Arbeit?! „Doch Robert sagt: „Kinder sind Segen", und er hat recht, denn ohne Kinder ist ja auch kein Glück, und so habe ich mir denn vorgenommen, mit möglichst heiterm Gemüt der nächsten schweren Zeit wieder ins Auge zu sehen. Ob es immer gehen wird, das weiß ich nicht", schreibt sie im Mai 1847.

Die Hauptsorge aber, gegen die alle andern zurücktraten, war und blieb doch, namentlich in den ersten Jahren, die Sorge um Roberts Gesundheit**. Sie war es ja, die sie von Leipzig fortgetrieben, und sie war es auch, die mit ihnen in die neue Heimat einzog und mit ihnen sich häuslich niederließ. „Roberts Nervenübel will immer noch nicht weichen", klagt sie im Mai 1845. Eine für August des Jahres geplante und bereits angetretene Reise an den Rhein, nach Bonn, mußte infolge schwerer Schwindelanfälle in Weimar bereits abgebrochen werden, und andauerndes Übelbefinden, das den Mitteln des Hofrates Carus nicht weichen wollte, veranlaßte im Oktober den

* Schon am 22. Mai 1847 wieder gestorben infolge einer Drüsenzehrung.

** Einen ausführlichen Bericht über Schumanns Krankheitszustände von Schumanns homöopathischem Hausarzt Dr. Helbig findet man bei Wasielewski, Schumann S. 200 ff. Ich möchte aber glauben, daß manche Erscheinungen, die der Bericht schon an den Anfang verlegt, wie die Höhenfurcht, erst später sich entwickelt resp. andre abgelöst haben, daß also manches, was dort als gleichzeitig vorhanden geschildert ist, in Wirklichkeit nacheinander sich abgespielt hat.

Entschluß, in Zukunft nichts Allopathisches mehr einzunehmen. Im Laufe des Winters besserte sich dann allerdings der Zustand insofern, als gesellige Zerstreuung doch oft imstande war, ihm Ablenkung und Linderung seiner subjektiven Beschwerden zu bringen. Dagegen waren sehr beunruhigend Erscheinungen, die im Mai 1846 auftraten. Anscheinend infolge von Überarbeitung bei der Instrumentation seiner Symphonie stellte sich eine Überreizung der Gehörnerven ein, die ihn zwang, mitten im ersten Satz die Arbeit einzustellen: besonders beängstigend war für ihn, außer beständigem Singen und Brausen im Ohr, daß ihm jedes Geräusch zu Klang wurde*. Völlige Ruhe und der Gebrauch von Biliner Wasser schaffte allmählich Linderung. Die zur Kräftigung seiner Gesundheit im Mai unternommene Übersiedlung nach Maxen brachte wieder eine Verschlimmerung, die Schwindelanfälle erneuerten sich, was allerdings mit der sehr energisch wieder aufgenommenen Komponierarbeit ursächlich zusammenhängen mochte; dabei tiefe Hypochondrie: „er kann es nicht überwinden", heißt es im Tagebuch, „daß er [von seinem Zimmer aus] immer den Sonnenstein [Irrenanstalt] sehen muß." Und zu dem allen ein Gefühl großer körperlicher Mattigkeit, das jeden weitern Spaziergang zur Qual machte. Im Juni stellte sich starker Blutandrang nach dem Kopf mit großer Unruhe ein, die wieder zu völliger Arbeitseinstellung zwang. Dagegen brachte eine im Juli und August 1846 nach Norderney unternommene Reise — in deren Verlauf die oben erwähnte Begegnung mit Jenny Lind in Hamburg stattfand — trotzdem dort das Befinden noch sehr wechselnd war und trübe Gedanken — „Unterleibsgedanken", wie sie der Badearzt nannte — sich oft einstellten, doch schließlich eine wesentliche und dauernde Besserung, die bis in den Sommer des folgenden Jahres anhielt, so daß Schumann den 8. Juni 1847 zum erstenmal wieder seit 3 Jahren in Wohlsein feiern

* Tagebuch 1846. 4. März.

konnte. Auch die folgenden Monate verliefen, von kleinen Schwankungen — einem plötzlichen Schwindelanfalle im Juli vor der Probe seiner Symphonie in Zwickau und hypochondrischen Stimmungen im September — abgesehen, im allgemeinen durchaus gut, und Weihnachten 1847 ward heiter und fröhlich begangen. Ende Januar 1848 aber trat infolge der Überanstrengung beim ersten Akt der „Genoveva" wieder eine Überreizung und Abspannung der Kopfnerven ein, „wie er sie selten schlimmer empfunden". „Trübe Tage" folgten. Gegen Mitte Februar besserte sich der Zustand, aber erst am 21. Februar meldet das Tagebuch: „Robert fängt wieder an, leichtere Arbeiten vorzunehmen", doch mit dem Zusatz: „Die alte Kraft kommt aber sehr langsam wieder." „Geduld und Vertrauen, mein lieber Robert", tröstet Clara, „es kommt auch wieder bessere Zeit."

Der Sommer verging leidlich, aber im Winter stellten sich wieder Störungen ein, diesmal, wie es scheint, wesentlich gemütlicher Natur: Mißstimmung, Verdüsterung — „Robert war durchaus nicht dazu zu bewegen", heißt es im November gelegentlich einer Gesellschaft bei v. d. Pfortens, „mich zu begleiten, da er verstimmt war." — Unzufriedenheit mit seinen eignen Leistungen — bei der Probe der C-dur Symphonie am 17. Januar 1849 bemerkt das Tagebuch: „R. war leider so nervös verstimmt, daß sie ihm gar nicht gefiel", und am folgenden Tag bei der Aufführung: „Robert ist immer noch recht unwohl, war unzufrieden mit sich, und meinte, er könne sich nicht denken, daß diese Symphonie jemand gefallen könne" —, plötzliche, scheinbar ganz unmotivierte Abänderungen fest gefaßter Beschlüsse traten jetzt und in der Folge häufiger auf. So mußte im November 1848 eine lange geplante und besprochene Reise nach Leipzig im letzten Augenblick, als die Koffer schon gepackt waren, aufgegeben und den dortigen Freunden abgeschrieben werden, „weil die Ausgabe für das Vergnügen zu groß sei." Und ähnlich im Juni 1849, wo er, kurz vor seinem Geburtstag, plötzlich erklärte, aus der Sommerfrische in die Stadt zurückkehren zu wollen, und Clara dadurch alle ihre Vor-

bereitungen — Überraschung mit einem Klavier u. a. — schmerzlich durchkreuzte.

Wieder folgten bessere Tage und Monate, bis im Jahre 1850 während der Vorbereitungen zur „Genoveva" in Leipzig neue Überreizungssymptome sich zeigten, diesmal in Form einer nervösen Angst vor der Höhe. So mußten sie im Preußerschen Hause das hochgelegene Schlafzimmer mit einem Parterrzimmer vertauschen, „da Robert die nervöse Aufregung, die ihm die Höhe erzeugt, nicht bewältigen kann*."

Man gewinnt aus diesen Angaben, auch wenn man sonst gar nichts weiter von der Vergangenheit und Zukunft des Betreffenden wüßte, doch sicher das Bild der Lebenslinie eines kranken Mannes und einer Krankheit, die in wechselnder Stärke und mit längern Ruhepausen und mit wechselnden Symptomen, aber doch mit unheimlicher Regelmäßigkeit immer wieder in Überreizungserscheinungen zutage tritt, die wieder, was hier allerdings nur erst zwischen den Zeilen zu lesen war, ausnahmslos mit geistiger Überanstrengung in ursächlichem Zusammenhange stehen, die allemal bei längerer Enthaltung von aller anstrengenden Arbeit sich verlieren, aber immer wieder wie ein Feind aus dem Hinterhalt hervorbrechen, sobald der Patient seiner neugewonnenen Kraft froh zu werden beginnt und zur Arbeit zurückkehrt.

Und wenn man nun einen Blick in das Kompositionsverzeichnis Schumanns aus den Jahren 1845—1850 wirft und sich dabei klar macht, welch eine überwältigende Fülle von schöpferischer Kraft nach den verschiedensten Richtungen hin dieser, von solchen Dämonen unablässig belauerte und verfolgte Geist, den versagenden Nerven zum Trotz, mit eiserner Energie seinem schwachen Körper und seinem zart organisierten seelischen Organismus abzuringen gewußt, so weht es einen an wie der Anhauch vom Grab eines Helden. Keiner, auch die

* Tagebuch 1850. 20. Mai.

Nächsten nicht, hatten doch eine deutliche Vorstellung davon, mit welchen Gewalten der oft so verdüsterte, unzugängliche, reizbare, launische Mann zu kämpfen hatte, und vor allen Dingen keiner, daß das, was er da in schier unerschöpflicher Fülle an Wohllaut über seine Zeit ausströmen ließ, erkauft war im eigentlichen Sinne des Wortes mit der langsamen Zerstörung seiner Lebenskraft.

„Schumanns letzte verderbliche Krankheit“, urteilte nachmals die berufenste Stimme,* „war nicht ... eine primäre, spezifische Geisteskrankheit; sie bestand vielmehr in einem langsam aber unaufhaltsam sich vollziehenden Verfall der Organisation und der Kräfte des Gesamtnervensystems, von welchem die psychische Alienation nur eine Teilerscheinung war. Abgesehen von einem etwa in seiner ursprünglichen Organisation gelegenen Krankheitskeim, wie ihn wohl jeder Mensch in sich trägt, hatte dieses Leiden, wie immer, seine Ursache in einem durch Überanstrengung herbeigeführten Verbrauch und Hinschwinden der Substanz der psychisch fungierenden Zentralteile des Nervensystems, mit welchem die Wiederherstellung derselben nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermochte. Ein ungemessenes geistiges, zumal künstlerisches Produzieren muß als die ergiebigste Quelle für diese schreckliche, allen Heilbemühungen trotzende Krankheit betrachtet werden.“

Es überläuft einen kalt, wenn man, dies Ende vor Augen, die Jubelausbrüche der ahnungslosen Frau liest über diese Unerschöpflichkeit der Phantasie des geliebten Mannes: „Welch ein glücklicher Mensch ist er doch!“, schreibt sie im März 1849**: „Welch Wonnegefühl muß es sein, durch eine so unerschöpfliche Phantasie immer in höhere Sphären versetzt zu werden“, und ein paar Wochen später***: „Ich werde oft ganz hingerissen von Bewunderung für meinen Robert!

* Geh. Rat Richarz, der Leiter der Endenicher Anstalt, Schumanns letzter Arzt, in einem Aufsatze der Kölnischen Zeitung aus dem Jahre 1873 „Robert Schumann“.

** Tagebuch 1849. 13. März.

*** Tagebuch 1849. 21. April.

wo nimmt er all das Feuer, die Phantasie, die Frische, die Originalität her? Das muß man immer fragen und dann sagen, daß er ein auserwählt glücklicher Mensch ist, mit solch einer Schöpferkraft begabt zu sein!"

Aber haben wir ein Recht, ihr Schweigen zu gebieten? Und hat sie nicht trotzdem recht, trotz dem, was später kam?

Hölderlins Verse klingen mir im Ohr:

„Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht."

Es war ein reicher Erntesegen!

„Ein paar Opernpläne beschäftigen mich ..... sehr ..... eine Oper soll das nächste sein, und ich brenne darauf", hatte Schumann im November 1843 geschrieben. Wie wir wissen, hatte zwischen diese Pläne und ihre Ausführung die russische Reise einen Riegel geschoben, und als er im Sommer 1849 wieder zur Schaffensfreude und Kraft erwachte, hatte zunächst das während dieser Reise in ihm aufgeblühte Motiv, die Musik zum „Faust", ihr Recht verlangt. Die Arbeit daran hatte ihn bis in die Ruhepausen der schweren Krankheit, die ihn im Spätsommer 1844 befiel, begleitet. Als er dann aber zu Beginn des Jahres 1845, wenn auch bei weitem noch nicht völlig genesen, wieder Arbeitsdrang verspürte, da nimmt er den Faden genau an derselben Stelle wieder auf, wo er ihn 1½ Jahre früher fallen gelassen: „Robert beschäftigt sich viel", heißt es am 16. Januar 1845, „mit Operntexten. Robert Griepenkerl schickte ihm einen, der jedoch wenig interessant war, um so mehr aber

interessierte ein Sujet Robert „König Artus“*, das er gern bearbeitet hätte. Er wird nun nach verschiedenen Seiten hin operieren, es wird sich doch noch ein Dichter finden.“

Die Brücke zu neuem musikalischen Schaffen bildete aber diese Beschäftigung nicht, sondern dieses knüpfte an an kontrapunktische Studien, die er ein paar Tage später mit Clara zu treiben begann. „Heute begannen wir“, schreibt Clara am 23. Januar, „kontrapunktische Studien, was mir trotz der Mühe viel Freude machte, denn ich sah, was ich nie möglich geglaubt, bald eine selbst gemachte Fuge und sah bald mehrere, da wir die Studien regelmäßig alle Tage fortsetzten. Ich kann Robert nicht genug danken für seine Geduld mit mir und freue mich doppelt, wenn mir etwas gelingt, das er dann doch als sein Werk ansehen muß. Er selbst geriet aber auch in eine Fugenpassion**, und bei ihm sprudelt es von schönen Themen, deren ich bis jetzt noch nicht eines finden konnte.“ Diese „Fugenpassion“ dauerte auch die folgenden Monate noch an und ging schließlich vom Piano auf die Orgel über. „Am 28. Februar“, heißt es, „vollendete Robert eine sehr schöne Fuge in D-moll“; am 9. März: „Robert arbeitet an einer zweiten Fuge“, und am 7. August: „Robert arbeitet an einer Fuge über Bach, die ihm herrlich gelungen“. Die sechste und letzte der Fugen über den Namen Bach ward sogar erst im November 1845 vollendet***. An sie reihten sich an oder richtiger zwischen sie schoben sich hinein die Studien für den Pedalflügel, die durch einen äußerlichen Umstand eigentlich veranlaßt wurden: „Am 24. April“, schreibt Clara, „erhielten wir ein Pedal unter den Flügel zur Miete, was uns viel

* Es ist das der Stoff, den er nach der Bekanntschaft mit Wagners Lohengrintext fallen ließ. Vgl. oben S. 109 f..

** Op. 72. Vier Fugen für das Pianoforte.

*** Op. 60. Fugen über den Namen BACH. Für Orgel oder Pianoforte mit Pedal. In der Handausgabe gibt Schumann als Entstehungszeit: Dresden, April 1845 an. Dem widersprechen aber die Angaben des Tagebuchs, insofern als die Vollendung der 3. Fuge in G-moll für den 19. September und einer Fuge „humoristischen Charakters“ für den 2. Oktober vermerkt wird.

Vergnügen schaffte. Der Zweck war uns hauptsächlich, für das Orgelspiel zu üben. Robert fand aber bald ein höheres Interesse für dies Instrument und komponierte einige Skizzen und Studien für den Pedalflügel, die gewiß großen Anklang als etwas ganz Neues finden werden."* Sie beschäftigten ihn auch noch im Mai und im Juni, und aus ihnen und den Fugen auf den Namen Bach spielte Clara im August Mendelssohn vor, der auf der Durchreise nach Pillnitz zum König sie aufsuchte. „Man konnte ihm wohl deutlich ansehen, welch große Befriedigung er empfand", schreibt sie, „unter den Kanons gefiel ihm am meisten der so sehr graziöse in H-moll, was ich mir vorher schon gedacht, denn dieser entspricht am meisten seiner eignen Individualität."

Wie sehr aber die kontrapunktischen Studien im weitern Sinne den offenbar von vornherein dabei ins Auge gefaßten Zweck, das Erdreich für die eigentliche schöpferische Arbeit zu lockern, die Massen wieder in Fluß zu bringen, erreichten, bekundete sich nicht nur in dem erneuerten gesteigerten Interesse an Opernstoffen — im März ward der Plan ins Auge gefaßt, „Hermann und Dorothea" als Singspiel zu bearbeiten und Julius Hammer um Herstellung des Textes auf Grundlage des Töpferschen Lustspiels gebeten, im Sommer an Halm und an Annette von Droste-Hülshoff** wegen Operntexten geschrieben — sondern vor allem in der im Juni und Juli sich vollziehenden Abrundung und Erweiterung der schon 1841 scheinbar abgeschlossenen „Phantasie in A-moll" zum Konzert.***

* Opus 56. Studien für den Pedalflügel. Erstes Heft: Sechs Stücke in kanonischer Form: Nach dem Handexemplar: „Dresden Mai und Juni 1845", und Opus 58. „Skizzen für den Pedalflügel", die das Handexemplar in den April und Mai 1845 setzt.

** Die Gedichte der Droste haben auf Schumann einen tiefen Eindruck gemacht. Vgl. auch Briefe, N. F. 2. Aufl. Nr. 274 S. 246. Brief an Andersen vom 14. April 1845.

*** Opus 54. Nach dem Handexemplar: „1ster Satz, der ein abgeschlossener Satz war, unter dem Namen „Phantasie" komp. in Leipzig im Mai 1841, die andern Sätze in Dresden Mai und Juli 1845."

Am 27. Juni schreibt Clara darüber: „Robert hat zu seiner Phantasie für Klavier und Orchester in A-moll einen letzten schönen Satz gemacht, so daß es nun ein Konzert geworden ist, das ich nächsten Winter spielen werde. Ich freue mich sehr darüber, denn es fehlte mir immer an einem größern Bravourstück von ihm." Und einen Monat später, 31. Juli: „Robert hat sein Konzert beendigt und es dem Notenschreiber übergeben. Ich freue mich wie ein König darauf, es mit Orchester zu spielen." Aber auch dies war nur Vorarbeit und Vorklang zu größerm, womit Robert am Weihnachtsabend Clara überraschte. In schwerer Tag- und Nachtarbeit der letzten Dezemberwochen war, ohne daß Clara eine Ahnung hatte, um was es sich handle, die Skizze zu den 3 ersten Sätzen der C-dur-Symphonie* entstanden. „Mein Mann", schreibt Clara am 27. Dezember an Mendelssohn, „ist kürzlich sehr fleißig gewesen und hat mich zu Weihnachten hoch erfreut und überrascht mit den Skizzen zu einer neuen Symphonie; er ist lauter Musik jetzt, so daß eigentlich gar nichts mit ihm anzufangen ist — ich habe ihn doch gern so!" —

Die ersten Wochen des folgenden Jahres 1846 galten jedoch vor allem noch der Ausfeilungsarbeit am A-moll-Konzert, und in diese wieder schob sich etwas Neues, die Komposition „einiger schöner Gesangsquartette", wozu, wie das Tagebuch Ende Januar bemerkt, „die Veranlassung ein neuer Verein, Liedertafel mit Frauenstimmen (von Mendelssohn in Leipzig zustande gebracht)" gab**. Die Instrumentierung der Symphonie wurde noch Mitte Februar („am 12. Februar begann R. seine neue Symphonie zu instrumentieren") in

* Opus 61. Am 26. Dez. schreibt Clara im Tagebuch: „R. beendete die Skizze zu einer Symphonie." — Nach Schumanns Notiz im Handexemplar ist die Skizzierung vom 12.—28. Dezember erfolgt.

** Opus 55. „Fünf Lieder für gemischten Chor, dem Leipziger Liederkranz gewidmet," ist wohl gemeint. Das Handexemplar hat nur die Datierung: „Dresden 1846."

Angriff genommen, geriet aber bald wegen der obenerwähnten Überreizungserscheinungen wieder ins Stocken. In der erzwungenen Ruhepause tauchte Mitte März ein neuer Plan auf: „Robert", schreibt Clara am 18. März, „geht mit einem hübschen Plan um die Biographie eines Davidsbündlers zu schreiben, welches er selbst ist; dahinein wollte er seine frühern Aufsätze, auch alte Gedichte von sich bringen, und übrigens sollte ein romantischer Faden durch das Ganze gehen, ohne jedoch der Wahrheit zu nahe zu treten." „Versteckte Musik", offenbar wie jene moskauer Dichtungen, nur daß es hier beim Plan blieb, und daß diesmal das Übertreten auf das Nachbargebiet nicht wie dort aus Mangel an äußerer Ruhe, sondern aus der durch Krankheit erzwungenen Muße sich erklärt. „Robert sah alte Gedichte durch", heißt es im selben Zusammenhang, „und wird die besten in ein besonderes Buch einschreiben." Auch das, obwohl Clara beiden Plänen große Sympathie entgegenbrachte und sich vornahm, ihn später einmal an die Ausführung der Davidsbündlerbiographie zu erinnern, scheint unterblieben zu sein, denn in den folgenden Jahren trat die schöpferische Tätigkeit als Musiker wieder ganz in den Vordergrund und duldete keine andern Götter neben sich.

Auch in der Folge litt die Arbeit an der Symphonie schwer unter Schumanns schwankender Gesundheit. Ein Mitte Mai 1846 aufs neue unternommener Anlauf hatte sofort die übelsten Wirkungen. Und wieder bildete dann eine Beschäftigung mit Operntexten — Besprechungen deswegen mit Reinick — eine Art Ablenkung. Die eigentliche Arbeit ruhte völlig bis zum Herbst. Dann aber kam auch die in Norderney, wie es schien, wiedererlangte Gesundheit voll der Vollendung der Symphonie zugute. Ende (26.) September ist er bereits beim letzten Satz, und am 19. Oktober ist das Werk beendet. Am 5. November fand die erste Aufführung in Leipzig statt, über deren sowie über der am 16. November stattfindenden Wiederholung Schicksale ja früher schon berichtet wurde*. Zwischen

* Vgl. oben S. 80 Anm.

der 1. und 2. Aufführung nahm Schumann noch „mancherlei sehr gute Änderungen“ vor, so daß er am 13. November Clara allein nach Leipzig reisen lassen mußte, weil ihn die Arbeit noch festhielt. Für Clara, die aus der Skizze sich nur eine sehr unvollkommene Idee von dem ganzen Werke hatte machen können, und die bei den beiden Leipziger Aufführungen durch die eigentümlichen, diese begleitenden Mißgeschicke auch nicht zu einem recht vollen, ruhigen Genuß gekommen war, ward die Größe und Eigenart dieses in schwerster Zeit entstandenen Werkes eigentlich erst klar in der Zwickauer Aufführung der Symphonie im Juli 1847: „Mich erwärmt und begeistert“, schreibt sie unter dem lebhaften Eindruck der Zwickauer Tage, „dies Werk ganz besonders, weil ein kühner Schwung, eine tiefe Leidenschaft darin, wie in keinem andern von Roberts Werken! ein ganz besonderer Charakter und eine ganz andre Empfindung waltet hier vor, als z. B. in der „Peri“ . . . . . Diese beiden Werke gehören jedes in seiner Art zu meinen liebsten musikalischen Genüssen.“

Auch Clara war in diesem Zeitraum nicht müßig gewesen, trotzdem die Sorge um Robert und die wachsenden Pflichten als Hausfrau und Mutter — zwei Wochenbetten, im März 1845 und im Februar 1846! — ihr für die künstlerische Arbeit den Kreis immer enger und enger zogen und auch das Einleben in die neuen Verhältnisse Störung und Unruhe aller Art brachte. Aber diese Hemmungen wurden von ihr vielleicht jetzt weniger stark empfunden als in frühern Jahren, weil ihre künstlerischen Bestrebungen mehr denn je in diesem Zeitraum durch Roberts schöpferische Tätigkeit Richtung und Ziel erhielten und sie neben der fortschreitenden Vertiefung ihrer musikalischen Bildung vor allem in der Erschließung von Roberts Genius für die Außenwelt ihre Hauptaufgabe erblickte und den größten Teil ihrer künstlerischen Kraft und Arbeit bei der Wiedergabe seiner Werke einsetzen konnte.

Damit verschwand ganz von selbst mehr und mehr jener Zwie-

spalt zwischen ihren Pflichten gegen sich selbst und ihren Mann, der ihr und ihm in den ersten Jahren so manche schwere Stunde bereitet hatte. Und dieses Dienen, dieses Einordnen und Unterordnen, was eine kleinere Natur hätte zerbrechen können, ward ihr zum Heile, „es riß sie nach oben." Immer mehr verloren, je mehr sie sich mit Robert in kontrapunktische Studien versenkte und an seiner Hand sich durch die graue Theorie von Cherubinis Theorie des Kontrapunktes und der Fuge durcharbeitete und gleichzeitig in die praktischen Aufgaben, die ihr aus neuem Schaffen erwuchsen, vertiefte, die sogenannten interessanten Werke für sie den Reiz, gingen ihr die Augen auf für die strenge Erhabenheit Bachs und für die dämonische Tiefe Beethovens.

Die kontrapunktischen Studien, die, wie gesagt, sich (seit dem April 1845) an Cherubinis Theorie anschlossen, und die, mit eiserner Energie durchgeführt, erst im November ihren Abschluß fanden, kamen zunächst ihrer eignen Komposition zugute: die Frucht waren die „Präludien und Fugen" (Op. 16), mit deren Druck sie Robert an ihrem Geburtstage 1845 überraschte, und das „Trio für Pianoforte, Violine und Violoncello" (Op. 17), das im Mai 1846 begonnen und am 12. September, ihrem siebenten Hochzeitstag, beendet wurde.

Und für die Wiederaufnahme ihrer lange unterbrochenen regelmäßigen Klavierstudien scheinen der unmittelbare Anlaß ihres Mannes Studien für den Pedalflügel gewesen zu sein, denn fast in direktem Anschluß daran erwähnt das Tagebuch im Mai 1845: „Ich fing wieder an, täglich zu spielen." Ungefähr gleichzeitig begann sie aus Schumanns „Ouvertüre, Scherzo und Finale" die Ouvertüre und das Scherzo vierhändig für das Klavier zu setzen als Überraschung für Roberts Geburtstag.

Mitten in diese stille Schaffenszeit der beiden bringt eine gewisse Erregung die Kunde von einem großen Ereignis in der Musikwelt, „das ganz Frankreich in Alarm setzt" und dessen Wellen auch schon

nach Deutschland herüberschlagen: Anfang Juni bringt Hiller den Klavierauszug von Felicien Davids „Symphonie“ „Le Desert“. Aber Clara und Robert „finden gar nichts Besonderes darin, weder schöne Melodien, noch harmonisch interessant, noch in der Erfindung Eigentümliches, und das Ganze überhaupt gar keine Symphonie, sondern nur eine Aneinanderreihung von kleinern Stücken.“

Auch als dann der neue Prophet einen Monat später (12. Juli) selbst in Dresden erscheint und „die Wüste“ zur Aufführung bringt, ist der Eindruck der gleiche: „ein Talent, gewandt in der Instrumentation, doch nirgend Originalität und am allerwenigsten, wie es die Pariser Blätter schrieben, eine *neue* Aera in der Kunst“. „Es hinterließ mir seine Musik“, schließt Clara, „durchaus kein Verlangen, sie wieder zu hören, ich hatte ganz genug mit einem Male.“ Dies galt übrigens auch von dem Komponisten selbst, dessen Bekanntschaft — er brachte nach dem Konzert den Abend mit Hillers bei ihnen zu — für Clara noch ein kleines, für beide Teile sehr charakteristisches Nachspiel haben sollte. Clara hatte ihn um ein Autograph für ihr Album gebeten. Er aber hatte offenbar weder von ihrer Absicht noch von ihrer persönlichen Stellung in der Kunst eine Ahnung, denn kurze Zeit darauf sandte der große Mann folgendes Zeugnis:

Avant mon départ de Dresde, je dois remercier Madame Schumann de tout le plaisir que j'ai éprouvé à l'entendre. Je puis lui dire sans flatterie, qu'elle est du petit nombre des artistes qui sentent véritablement le beau et qui l'expriment sans emphase, avec force, noblesse et simplicité. C'est le cachet de l'artiste élu. Je suis heureux de rendre cet hommage sincère au beau talent de Madame Schumann.

Félicien David.

Clara aber ergrimmte und schrieb folgende Antwort:

Madame Schumann n'ayant pas demandée une attestation pour son album remercie Monsieur David pour sa bonne volonté et prie du reste d'accepter l'assurance de sa parfaite estime.

Damit war diese unerquickliche, aber wenigstens, soweit der Komponist dabei eine Rolle spielt, stilvoll in den Rahmen des Milieus der „Wüste“ sich einfügende Episode erledigt.

Clara aber rüstete sich inzwischen für die bevorstehende Konzertsaison und begann zunächst mit dem Studium von Henselts neuem Klavierkonzert, das ihr indes auch wieder eine arge Enttäuschung bereitete, so viel Glück es nachher im Konzertsaal machen sollte; sie vermißt die „Erfindung“ und findet, daß er seinen Hauptzweck in Passagen sucht. „Diese sind mühevoll, möglichst schwer herausgesucht und stückweise aneinandergefügt. Der erste Satz ist durchaus kein Ganzes .... auch ist keine schöne Durchführung darin und (das erste ausgenommen) kein schönes frisches Motiv darin . . . Es ist doch nicht so leicht, ein Konzert zu schreiben, dazu gehört schon ein poetisches Gemüt und Genialität und schöpferische Kraft, soll die Komposition ein dauerndes Interesse gewähren. Henselt fehlt es an ersterm gewiß nicht ganz, doch geht auch dies unter in seiner Sucht, mechanisch das außerordentlichste zu leisten, und erst muß doch der Gedanke da sein, dann kommt das andre!“

Unwillkürlich fällt das Auge auf die gegenüberliegende Tagebuchseite; und es ist, als ob auf einmal die künstliche Beleuchtung erlösche und das helle Sonnenlicht hereinschiene: „Mittwoch, den 3. September, fing ich Roberts Konzert zu studieren an. Welch ein Kontrast, dieses und das Henseltsche! wie reich an Erfindung, wie interessant vom Anfang bis zum Ende ist es, wie frisch und welch ein schönes zusammenhängendes Ganze! ich empfinde ein wahrhaftes Vergnügen beim Studieren.“

Man fühlt: es ist nicht die Frau von Robert Schumann, die so spricht und urteilt, sondern die Künstlerin, der das Herz weit wird, weil sie dem großen Genius dienen darf.

Ihre öffentliche Tätigkeit in diesem Winter 1845—1846 spielte sich, abgesehen von einem eignen Konzert, das sie am 4. Dezember gab, vorwiegend auf drei Schauplätzen ab: in einigen Gewand-

hauskonzerten (5. Oktober und 1. Januar), in den Dresdener neu eingerichteten Abonnementskonzerten unter Hillers Direktion (25. November) und in den von Robert und Clara Schumann vor geladenem Publikum veranstalteten Matineen* (1846: 7. April, 19. April und 3. Mai). Ihrer improvisierten Teilnahme am Konzert der Jenny Lind in Leipzig (16. April) ist bereits gedacht worden. Beachtenswert ist, jedenfalls bei den Konzerten, daß — mit Ausnahme des ersten Gewandhauskonzerts, wo sie Henselts Konzert und außerdem von Schumann nur eine der neuen Fugen für Klavier spielte, und, merkwürdig genug, des Dresdener Abonnementskonzerts, in dessen Programm Schumann ganz fehlt(!), — sie jetzt mehr als bisher als Interpretin Robert Schumanns vor das Publikum trat, in ihrem eignen Konzert und in dem 2. Gewandhauskonzert mit dem A-moll-Konzert (in Dresden außerdem als Neuheit Mendelssohns Duo zu vier Händen) und in den Matineen mit dem Klavier-Quartett in Es-dur (Op. 47) und dem Quintett, außerdem mit einer Reihe von kleinen Solostücken. Beachtenswert ist ferner, daß daneben die Bravourrepertoirestücke der alten Schule durch Werke von Beethoven, Bach, Mendelssohn ersetzt werden, und beachtenswert schließlich, daß in dem Maße, als diese Großen in ihrem Repertoire aus der zweiten in die erste Stelle rückten, ganz unwillkürlich auch in andrer Beziehung neue Maßstäbe bei der Ausübung ihrer Kunst sich bildeten und ihr zur zweiten Natur wurden.

Zwei Fälle sind charakteristisch:

Am 2. Oktober 1846 probiert sie zum erstenmal ihr Trio und hat zunächst eine ganz naive Schöpferfreude daran: „Es geht doch nichts über das Vergnügen, etwas selbst komponiert zu haben und dann zu hören. Es sind einige hübsche Stellen in dem Trio, und wie ich glaube, ist es auch in der Form ziemlich gelungen.“ Freilich

---

* Die beiden ersten fanden im Hause statt, die dritte im Saale des Coselschen Palais.

folgt schon die Einschränkung: „natürlich bleibt es immer Frauenzimmerarbeit, bei denen es immer an der Kraft und hie und da an der Erfindung fehlt." Ein paar Wochen später, am 18. November: „Ich spielte heute abend Roberts Klavierquartett und mein Trio, das mir, je öfter ich es spiele, je unschuldiger vorkommt." Und ein Jahr darauf, im September 1847: „Mein Trio erhielt ich heute auch fertig gedruckt; das wollte mir aber nicht sonderlich auf des Roberts (D-moll) munden, es klang gar weibisch sentimental."

Und der zweite Fall: Im November 1846 fanden jene beiden ersten Aufführungen der Schumannschen C-dur-Symphonie in Leipzig statt, die, wie erwähnt, durch allerlei Mißgeschick und Mißverständnisse getrübt wurden. Clara persönlich trug allerdings in beiden Konzerten den größten künstlerischen Erfolg davon, eine Tatsache, die ihr in frühern Jahren, wenn sie auch selbst mit ihrer Leistung zufrieden war, im Augenblick über Teilnahmlosigkeit des Publikums gegen Robert hinwegzuhelfen pflegte. Diesmal aber, zum erstenmal, trat das völlig zurück hinter dem Kummer und Verdruß, daß die Symphonie nicht so gespielt worden, wie es die Bedeutung des Werkes verlangte!

Diese beiden Konzerte, denen ein Auftreten Claras in einem Gewandhauskonzert — am 22. Oktober —, in dem sie Beethovens G-dur-Konzert mit zwei selbst komponierten Kadenzen zum erstenmal gespielt hatte, vorangegangen war, sollten übrigens für einen langen Zeitraum die letzten auf diesem Boden sein, denn unmittelbar danach, am 24. November, traten sie die langgeplante Konzertreise nach Wien an, die auch in Schumanns schöpferischer Tätigkeit eine sonst durch seine Gesundheit nicht bedingte Pause von fast 5 Monaten brachte. Die beiden ältesten Kinder begleiteten sie.

In Claras musikalischer Laufbahn bildete zweifellos der Wiener Aufenthalt des Winters 1837 auf 1838 den Licht- und Glanzpunkt. War doch hier eigentlich erst ihr Stern aufgegangen und von hier aus der Welt Clara Wiecks Name als einer Berufenen und Auser-

wählten der musikalischen Welt verkündet worden. Von Wien, wo ihr Grillparzer die dichterische Weihe gegeben, wo das Kaiserhaus und das Publikum miteinander gewetteifert hatten, das stille ernste Mädchen mit den Zauberhänden mit Aufmerksamkeiten und Beifallskundgebungen aller Art zu überhäufen, datierte ihr Ruhm. Und auch für Schumann knüpften sich an seinen Wiener Aufenthalt freundlichste Erinnerungen.

So ist es begreiflich und geradezu selbstverständlich, daß beide die Reise dorthin mit den denkbar höchst gespannten Erwartungen antraten. War den Werdenden schon vor fast einem Dezennium so freundlich-verständnisvolle Aufnahme zuteil geworden, wie mußte man erst die reifen Künstler empfangen, die inzwischen die damals auf sie gesetzten Hoffnungen so mächtig übertroffen hatten, wie vor allem Schumann, der, vor 7 Jahren nur der engen Gemeinde der Kenner, und auch diesen mehr von Hörensagen, bekannt, inzwischen sich seinen Platz neben Mendelssohn erobert hatte!

Auf die Kunde von der bevorstehenden Reise hatte Claras alte Freundin Emilie List, die damals in Augsburg lebte, sie zu sich eingeladen und gleichzeitig gemeint, es werde sich auch in andrer Beziehung dieser Besuch lohnen, um dort einen in Wiener musikalischen Kreisen sehr einflußreichen Mann zu besuchen, der durch einige Aufsätze in der Wiener Presse ihr von großem Nutzen sein könne. Clara hatte darauf etwas gereizt erwidert: „Aber beste Emilie, was denkst Du? ich soll nach Augsburg kommen, damit Kolb einige Aufsätze über mich schreibt! nicht einen Schritt deshalb, da kennst Du mich schlecht, und nun vollends in Wien, wo ich mehr gekannt und geliebt war als irgendwo in Deutschland."

Für die Vergangenheit war dies zweifellos richtig; daß man aber an keinem Ort der Welt schneller lebt und schneller vergißt als in der Kaiserstadt an der Donau, das sollte sie zu ihrer bittern Enttäuschung in den folgenden Monaten erfahren.

Ein seltsames Mißgeschick waltete vom ersten bis zum letzten

Tage über dem Wiener Aufenthalt. Alles schien sich vereinigt zu haben, um beiden auf Schritt und Tritt Steine in den Weg zu werfen, und selbst die wenigen Lichtblicke, wie das Zusammentreffen mit der Lind, dienten nur dazu, die übrigen Widerwärtigkeiten um so schärfer hervortreten zu lassen. Andres wieder, was anfangs als günstige Fügung empfunden wurde, wie das Wiedersehen mit Claras Freundinnen Emilie und Elise List, verwandelte sich in das Gegenteil, indem der plötzliche, unter so besonders tragischen Umständen erfolgte Tod Friedrich Lists, dessen Kunde die Töchter gerade unmittelbar vor der Probe zu Claras erstem Konzert erreichte, auch auf die Stimmung Claras, die den fassungslosen Schmerz der Kinder nun aus nächster Nähe miterlebte und teilte, einen tiefen Schatten warf.

Bei dem alten Freunde Fischhof fanden sie allerdings die alte Herzlichkeit und lebhafte Sympathie unverändert vor.*; aber das war eigentlich auch das einzige Gesicht in ganz Wien, das sie so ansah, wie sie sich's vorgestellt hatten. Und wenn ihnen in dem philharmonischen Konzert unter Nicolais Leitung, das sie am zweiten Abend hörten, der Klang der Instrumente — „die hier weit schöner sind als bei uns" — einen großen Eindruck machte, während sie an der Auffassung im ganzen und in Einzelheiten „das rechte Verständnis" vermißten, so war damit für die Aufnahme, die ihrer in Wien harrte, eigentlich schon der Grundakkord angegeben.

Das Wien von 1846 sang und spielte zum Teil wunderschön, es hatte wundervolle Instrumente, wundervoll geschickte Hände und wundervoll geläufige Kehlen, aber für das, was die beiden nord-

* Doch wohnten sie nicht bei ihm, wie Hanslick in seinen „Erinnerungen" erzählt. Vielmehr siedelten Schumanns, nachdem sie zuerst in der „Stadt Frankfurt" abgestiegen waren, von dort nach 3 Tagen in ein Privatlogis am Bauernmarkt im Gundelhof, Kammerhofgasse 549, im ersten Stock über, für das sie täglich einen Dukaten zahlten und in dem sie bis zum Schluß wohnen blieben. Danach berichtigen sich auch die übrigen Angaben Hanslicks a. a. O. über das Zimmer „4 Treppen hoch", in dem die Matineen stattfanden.

deutschen Musiker ihnen da in ihrer großen keuschen Kunst brachten, nicht das mindeste Verständnis.

Der Grund aber, daß man sich diesmal so gar nicht verstand, während man sich vor 9 Jahren so gut zu verstehen glaubte, lag nicht darin, daß Wien sich inzwischen so verändert hatte, sondern gerade darin, daß es sich nicht verändert hatte.

Clara Schumann, die mit dem gleichen oder einem ähnlichen Virtuosenprogramm vor ihnen erschienen wäre, wie vor 9 Jahren, würde vermutlich heuer mit demselben Enthusiasmus bejubelt worden sein wie damals als Clara Wieck. Und sie würden infolgedessen auch Clara Schumann, die als Interpretin Beethovens auftrat, mit Spannung und Interesse aufgenommen haben wie damals. Aber Clara Schumann, die ihnen die Musik Robert Schumanns brachte, die hatte ihnen nichts zu sagen.

Sie gab im Laufe von 3 Monaten vier Konzerte. Das erste am 10. Dezember, in dem sie, außer dem G-dur-Konzert von Beethoven, von Chopin die neue Barkarole (Op. 60), von Scarlatti ein Klavierstück, von Mendelssohn das Frühlingslied und von Schumann einen Kanon und eine Romanze spielte, „war leidlich besucht.“ „Wir hatten einige Dukaten über die Kosten. Das Publikum nahm mich (besonders nach dem G-dur-Konzert von Beethoven) sehr freundlich auf“, berichtet das Tagebuch, setzt aber hinzu: „ich fand aber nichts von dem Enthusiasmus, wie er vor 9 Jahren war.“

Das zweite, 5 Tage später, in dem von Schumann das Quintett, das Andante und Variationen für zwei Klaviere (unter Mitwirkung von Anton Rubinstein), außerdem Chopins Polonaise (Op. 53 As-dur) und zum Schluß ein Scherzo von Clara, Henselts Wiegenlied und ein Lied ohne Worte zum Vortrag kamen, brachte gerade die Kosten! „Das Quintett von Robert gefiel sehr“, berichtet Clara, „und wurde sehr beifällig aufgenommen, er selbst gerufen.“ Aber sehr viel mehr als ein Achtungserfolg war es doch nicht. „Meine

andern Sachen (außer der A-moll-Fuge von Bach*) sprachen nicht so sehr an, man machte mir den Vorwurf, ich spiele zu gute Sachen, die verstünde das Publikum nicht. Mir war dieser Vorwurf lieber als ein umgekehrter. Ich merkte aber gar bald, daß ich nicht nach Wien passe, und die Lust, hierzubleiben, verging mir ganz, noch viel weniger kann sich Robert hier auf die Länge gefallen. Die Mittel zu dem Besten sind hier, doch der gute Sinn fehlt — die Italiener verderben das Publikum."

Es ist nur zu begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen, zumal Clara wegen heftigen Unwohlseins das dritte, auf den 19. Dezember angesetzte Konzert hatte verschieben müssen, es kein sehr fröhliches Weihnachten im Gundelhof gab.

„Wir zündeten einen Baum an und bescherten unsern Kindern einige Kleinigkeiten, wir aber, Robert und ich, konnten uns nichts bescheren, denn wir hatten ja noch gar nichts verdient! ich war recht traurig im Innersten meines Herzens, es war das erste Weihnachten, wo ich meinem lieben Robert nicht nur keine Freude, sondern Betrübniß machen mußte."

Der traurigen Weihnacht folgte ein kaum minder trüber Jahresschluß. Am 31. Dezember war die zweite Probe für das nunmehr auf den 1. Januar angesetzte dritte Konzert, in dem die B-dur-Symphonie und das A-moll-Konzert von Robert gespielt werden sollten. „Ich war in einer schrecklichen Stimmung heute", schreibt Clara, „ich glaubte mich von allen, selbst von Mechetti**, angefeindet, und das alles infolge elender Konzertangelegenheiten! Da hatte ich hie und da keine Anschlagzettel gesehen, dann waren wenig Billette abgegangen, dann schrieb der Sänger ab, weil er heiser war, kurz ich war so gestimmt, daß ich lieber geschworen hätte, in meinem Leben kein Konzert wieder zu geben. So fand mich denn auch der Silvester dieses Jahr in trübster Stimmung, und so trat ich auch das neue Jahr nicht eben freudig an. Mich

* Im Programm steht sie nicht.
* Der das geschäftliche Arrangement der Konzerte übernommen hatte.

dauerte der arme Robert, der nun auch so mit in das fatale Konzerttreiben hineingezogen wurde."

Und nun das dritte Konzert selbst, der Gipfel der Enttäuschung: „ich hatte die Betrübnis, noch beinah 100 Gulden zusetzen zu müssen, was zum erstenmal in meinem Leben geschah! Trotzdem nahm ich mich möglichst zusammen und spielte gut. Roberts Konzert (das er, sowie die Symphonie, selbst dirigierte, was doch auch wieder eine Freude für mich war) gefiel außerordentlich, sowie auch die Symphonie, nach der Robert mehrmals sowie nach dem Konzert gerufen wurde."

Fast scheint es, als ob, was den äußern Erfolg der Schumannschen Komposition anlangt, dieser Bericht noch etwas zu rosig gefärbt ist. Hanslick als Augen- und Ohrenzeuge erzählt: „Der Besuch war sehr mäßig, der Applaus kühl und augenscheinlich nur für Clara gespendet. Das Klavierkonzert und die Symphonie fanden nur wenig Anklang."

Derselbe Gewährsmann berichtet aber auch von jenem Abend ein Wort Schumanns, bei dem einem unwillkürlich die Goetheschen Verse aus „Wandrers Sturmlied" in den Sinn kommen:

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.

„Nach dem Konzert," heißt es, „waren wir noch mit Schumann zusammen, ich und noch zwei brave verständnisvolle Schumannverehrer. Die Minuten verflossen in einem unbehaglichen Stillschweigen, da jeder von uns gedrückt war von der lauen Aufnahme dieses so herrlichen Musikabends. Clara brach zuerst das Schweigen, indem sie über die Kälte und Undankbarkeit des Publikums bitter klagte. Was wir andern auch Beschwichtigendes zu sagen vermochten, es steigerte nur ihren lauten Mißmut. Da sprach Schumann

die uns unvergeßlichen Worte: „Beruhige Dich, liebe Clara; in zehn Jahren ist das alles anders!““

Niemand konnte sich darüber täuschen, daß nach diesen Erlebnissen und den stetig geringer werdenden Einnahmen die Aussichten für das vierte und letzte Konzert so schlecht wie möglich standen. Aber fast hatte es den Anschein, als ob man doch den Kunstsinn der Wiener unterschätzt habe; denn bei diesem letzten Konzert, das am 10. Januar stattfand, bei dem unter anderm das Präludium und die Fuge in A-moll von Bach und die F-moll-Sonate von Beethoven auf dem Programm standen, war der Saal der Gesellschaft der Musikfreunde „zum Erdrücken voll, so daß viele Menschen keinen Platz mehr bekommen konnten". Doch so erfreulich das auf den ersten Blick schien, es war eine Art Pyrrhussieg, denn jene Scharen kamen nicht, um Clara Schumann spielen, sondern um Jenny Lind singen zu hören.

Jenny Lind, die, am Tage vor dem vorletzten Konzert in Wien eingetroffen, dieses selbst mit angehört hatte, war sofort, als am folgenden Tage Clara sie aufsuchte, ihr mit dem Anerbieten entgegengekommen, in ihrem vierten Konzert zu singen, und hatte dabei allen Dank abgewehrt mit den einfachen Worten, das sei nur ihre Schuldigkeit und übrigens eine Ehre für sie, bei Clara Schumann zu singen. Liebenswürdiger und feiner konnte jene früher erwiesene Aufmerksamkeit, die ja im Grunde nicht so sehr ihr als Mendelssohn war erwiesen worden, nicht vergolten werden. Und die Folge war, wie schon erwähnt, die beabsichtigte, ein ausverkaufter Saal. „Das Konzert war das schönste und brillanteste, was ich gegeben", schreibt Clara im Tagebuch, „bezahlte uns die ganze Reise, und wir brachten auch noch 300 Taler nach Dresden mit." „Und doch", setzt sie hinzu, „gehört es zu meinen traurigsten Erinnerungen . . . ich konnte mich des bittersten Gefühles nicht erwehren, daß ein Lied der Lind bewirkte, was ich mit all meiner Spielerei nicht hatte können erreichen . . . Nichtsdestoweniger war ich von

Jenny Linds Vortrag der Lieder, besonders des „Auf Flügeln des Gesanges“ von Mendelssohn, entzückt. Ich hatte dies Lied noch nie so schön gehört, hier waltete aber auch doppelter Einfluß, denn wie ich aus allen ihren Äußerungen über Mendelssohn ersehen, liebte sie ihn nicht weniger als Mensch denn als Komponist . . . Roberts „Nußbaum“ gelang ihr nicht ganz so gut, sie hatte ihn im Tempo etwas verfehlt.“ Dieser Vergleich des äußern Erfolges war aber auch der einzige Schatten, den das Zusammentreffen mit der Lind auf Claras Stimmung warf; im übrigen brachte der Verkehr mit ihr wieder beiden Schumanns die reinste Freude. Tat sie es doch allen an, die mit ihr in Berührung kamen, den Schumannschen Kindern wie den Schumannschen Dienstboten; erstere fanden die Eltern heimkehrend ganz behaglich zutraulich auf dem Schoß der fremden Dame sitzend, und Bedienter und Mädchen „standen und sperrten Maul und Nase auf, wenn sie da war, und wetteiferten in Ausrufungen des höchsten Entzückens.“

Schumann schreibt über jenes Zusammensein: „Mit Jenny Lind, der lieben herrlichen Künstlerin, trafen wir oft zusammen; sie erbot sich von selbst, in unserm Konzert am 10. zu singen, und sang auch. Die vorhergehende Probe vieler meiner Lieder will ich nicht vergessen; dies klare Verständnis von Musik und Text im ersten Nu des Überlesens, diese einfach-natürliche und tiefste Auffassung zugleich auf das Erstemal-Sehen der Komposition habe ich in dieser Vollkommenheit noch nicht angetroffen ..... Manches über sich, über ihr Inneres hat sie auch Clara offenbart, an der sie viel Wohlgefallen gefunden, wie denn Clara für sie schwärmt und glüht! Auch über Mendelssohn sprachen wir viel, „den reinsten und feinsten von allen Künstlern“ nennt sie ihn, und daß sie Gott danke, daß er diesen Künstler ihr im Leben entgegengeführt; — sie sprach davon, daß sie diesmal wohl das letztemal in Deutschland singen würde und sich ganz nach Schweden zurückziehen, — aber Mendelssohn einmal wieder zu hören, wäre ihr kein Meer zu

breit.* — Zum Abschied belud sie uns noch mit Äpfeln und Zuckerwerk für die Kinder; wir schieden von ihr, wie von einer himmlischen Erscheinung getroffen, so lieb und mild war sie."

Auch der lebhaft von beiden empfundene Wunsch, sie auf der Bühne zu sehen, erfüllte sich gelegentlich einer Aufführung der „Regimentstochter", und die Freude war groß, auf diese Weise sich das nach der einzigen, bisher von ihr gehörten Opernpartie der Donna Anna immerhin unvollständige Bild ihrer künstlerischen Persönlichkeit zu ergänzen. „Die Lind", schreibt Clara, „ist eine reizende, veredelte Regimentstochter, spielt ganz eigentümlich, sang auch teilweise herrlich, ich mußte aber immer bedauern, daß es diese und keine andre Oper war! — Viel Kraft scheint sie nicht zu haben, und ich fürchte, sie hält es nicht lange mehr aus. Nie habe ich in der Weise spielen gesehen als von ihr, es liegt ein eigner Zauber in all ihren Bewegungen, eine Grazie, Naivetät, und ihr Gesicht — jeder einzelne Teil betrachtet — nicht schön zu nennen, ist doch von einer Anmut, ihr Auge so poetisch, daß man unwillkürlich ergriffen wird."

Wenn die Begegnung mit der Lind also in beiden die reinsten harmonischen Eindrücke von höchster künstlerischer Meisterschaft und vornehmster und liebenswürdiger Menschlichkeit hinterließ, so sorgten die übrigen Wiener — die Einheimischen und die Fremden — dafür, sie nicht vergessen zu lassen, daß solche Begegnungen auch auf den Höhen der Menschheit Ausnahmen sind. Dafür sorgten die Wiener Journalisten, an ihrer Spitze Saphir, der sich für versagte Freibillette rächen zu wollen schien; dafür sorgte Wieck, der weder zu seiner noch zu ihrer Freude gleichzeitig mit ihnen in Wien weilte, um seine Schülerin Minna Schulz dort einzuführen, und der, wie schon erwähnt, alle Unliebenswürdigkeiten seines Charakters in Wor-

* Hier ist im Text ein Stern und dazu am Rande von Schumanns Hand die Bemerkung: „Sie sollte ihn nicht wieder hören, d. 9. November 1847".

ten und Werken gegen sie herauskehrten; dafür sorgten schließlich andre Begegnungen, die ganz andre Stimmung weckten. Vor allem war das Zusammentreffen mit Meyerbeer, der sich gleichzeitig in Wien aufhielt und von der Wiener Gesellschaft und den musikalischen Kreisen stürmisch beweihräuchert und zärtlich verzogen wurde, eine ausgesuchte Tücke des Schicksals. Beging man doch, wie Hanslick zu erzählen weiß, die bei Schumanns notorischer Stellung zu Meyerbeers Musik unerhörte Taktlosigkeit, sie beide im Schriftsteller- und Künstlerverein Concordia zu einem „gemütlichen Abend“ zusammen einzuladen. „Zum Glück“, heißt es, „saßen sie ziemlich entfernt voneinander; so recht behaglich schien sich aber keiner von beiden zu fühlen.“ Nach dem Tagebuch, das diese Begegnung nur kurz unterm 12. Dezember erwähnt, erscheint die Sache doch in einem für den Vorstand der Concordia günstigern Lichte, wie ein mehr zufälliges Zusammentreffen. „Abends ging Robert in die Concordia, eine Vereinigung von Künstlern, Literaten, Dichtern, Malern usw. .... Sie findet alle Sonnabende statt, und Robert besucht sie öfter. Man hatte ihn das erste Mal sehr freundlich begrüßt und als Gast die Zeit unsres Hierseins über eingeladen. Heute traf er hier Meyerbeer und Flotow. — Ersterer ein unangenehmer, schmeichlerischer und kriechender Hofmann, der schon weiß, wie er die Leute packt, letzterer eine Imitation von Franzosen, nicht eben sehr geistreich, aber gutmütig scheinend, er findet übrigens in der Musik alles Schöne allerliebst, scharmant; — wenn ich das von einem Musiker höre, da ist mir immer, als kenne ich nun alles an ihm, ihn und seine Musik.“

Konnten diese und ähnliche Proben von dem Maß von Verständnis, das in der gewissermaßen offiziellen Vertretung der Wiener Künstler- und Literatenwelt ihm bewiesen wurde, Schumann nicht gerade ermutigen, hier neben und gegen Meyerbeer sich eine Stellung zu erobern, so fehlte es doch auch mit diesen Kreisen nicht an sehr freundlichen und sympathischen Berührungen.

Grillparzer frischte alte Beziehungen auf und ließ angenehmste Eindrücke zurück — „ein geistreicher Mann, der heute über Wien besonders sehr treffend sprach." Auch Adalbert Stifter stellte sich ein, enttäuschte aber die Verehrer seiner Muse einigermaßen: „dessen Persönlichkeit hatten wir uns ganz anders gedacht, er sieht nichts weniger als poetisch aus, und sein Dialekt klingt auch gar wenig dichterisch, daß er aber ein geistreicher Mensch ist, war wohl bei längerer Unterhaltung nicht zu verkennen." Mit Eichendorff, der ebenso wie sie den Wunsch nach persönlicher Fühlung hatte, kam es leider erst ganz zuletzt zu einer — auch dann nur flüchtigen — Begegnung, da man sich bei den gegenseitigen Besuchen stets verfehlte. Diese Begegnung fand statt bei der zweiten (und letzten) der von Schumanns in ihrer verhältnismäßig kleinen Wohnung für den geselligen und musikalischen Freundeskreis veranstalteten Matineen,* in denen sich „viele interessante Leute" zusammenfanden. In der ersten, am 26. Dezember, bescherten sie u. a., von Clara gespielt, das Es-dur-Quartett von Schumann und die D-moll-Sonate von Beethoven. In der zweiten „Abschiedsmatinee", die am 15. Januar stattfand, und in der „alles von Kunstnotabilitäten" zusammengekommen war, wurden von den Herren Gebrüder Hellmesberger, Zäch und Borzaga zunächst das A-dur-Quartett, dann von Clara ihr Trio und zum Schluß einige Kleinigkeiten von Clara zum besten gegeben. Außerdem sang der Sänger von Marchion Eichendorffsche Lieder von Schumann. Eichendorff selbst war, wie ge-

* Hanslick, der in seinen Erinnerungen auch von diesen Matineen spricht, erzählt von einer Matinee, in der Eichendorff zugegen gewesen, und in der er zum erstenmal das Klavierquintett in Es-dur und die Variationen für 2 Klaviere von Clara Schumann und Rubinstein aus dem Manuskript habe spielen hören. Er verwechselt hier offenbar eine am 14. Dezember im Schumannschen Hause abgehaltene Probe der neuen Quartette und der Variationen (für das tags darauf stattfindende Konzert) mit der oben im Text erwähnten Schlußmatinee, an der Eichendorff teilnahm. In der „Matinee" sind weder das Quintett noch die Variationen gespielt worden.

sagt, in Begleitung seiner Kinder unter den Zuhörern und hatte wirklich große Freude; „er sagte mir", schreibt Clara, „Robert habe seinen Liedern erst Leben gegeben", ich erwiderte aber, „daß seine Gedichte erst der Komposition das Leben gegeben." „Die Matinee", schließt sie, „gehörte zu den interessantesten, die wir gegeben, und es war uns lieb, noch so hübsch von Wien Abschied genommen zu haben."

Weniger hübsch war der letzte musikalische Genuß, den sie sich selbst am Vorabend ihrer Abreise im Kärtnertortheater, weil sie auch gern eine deutsche Oper im Kärtnertor sehen wollten, durch Anhören von 3 Akten von Meyerbeers „Robert der Teufel" verschafften. „Die Hesselt-Barth", schreibt Clara, „sang die Alice, aber so widerwärtig mit zitternder Stimme, daß es kaum zum Aushalten war. Dabei sind aber die Wiener außer sich, je mehr Zittern, desto mehr Beifall. Die Männer sind aber sehr gut hier, und die Wiener wissen gar nicht, was sie an ihnen haben — sie schreien freilich nicht wie die Italiener." In der Musik selbst erschien ihnen manches doch „recht geistreich und gewandt", und wirklich wurde dadurch „Robert etwas milder gegen Meyerbeer gestimmt." Wenn man aber diese Milde auf die verklärende Abschiedsstimmung schieben wollte, so gäbe das doch nicht die richtige Vorstellung von den Gefühlen, mit denen die Reisenden in der Frühe des 21. Januars tatsächlich von Wien schieden. Denn trotzdem sie keineswegs blind waren gegen das, was Wien ihnen auch jetzt wieder geboten, die Liebenswürdigkeit und Anhänglichkeit alter Freunde, wie Fischhof und Vesque von Püttlingen, die gesellige Zuvorkommenheit, die man Clara bis in die höchsten Kreise — auch am Hofe der jungen Kaiserin hatte sie einmal gespielt — entgegengebracht, — das Schlußergebnis war doch eine harte, bittere Enttäuschung.

Wieder, wie vor Jahren, waren sie gekommen mit der unausgesprochenen Hoffnung, in Wien den Boden für eine bleibende Existenz zu finden, und hatten, genau wie vor Jahren Schumann, sich davon

überzeugen müssen, daß der genius loci ihnen einfach den Boden versage. Aber diesmal war die Enttäuschung noch schlimmer und das Gefühl noch bitterer. Damals war Robert Schumann gekommen, wesentlich als literarischer Führer der jungen romantischen Schule, und man hatte den Musiker nicht beachtet, weil man ihn nicht kannte. Jetzt war er gekommen mit dem Besten und Größten, was er bisher geschaffen; beide, Mann und Frau, hatten ihre ganze Kraft eingesetzt, um für seine Werke ein Echo zu wecken, und man hatte ihn und mit ihm sie abgelehnt. Das wurde nicht nur von ihnen im tiefsten Innern schmerzlich empfunden als eine unverdiente Kränkung, das wurde auch offen von kritischen Stimmen ausgesprochen, aus deren einer sogar — obwohl mit Unrecht — Schumann das Organ Friedrich Wiecks herauszuhören glaubte*.

„Mit wie andern Gefühlen", schreibt Clara beim Abschied, „fuhren wir aus Wien ab, als wir bei unsrer Ankunft gehabt hatten! Dort hatten wir geglaubt, unser künftiges Asyl zu finden, und jetzt war uns so gänzlich alle Lust geschwunden."

Die Reise führte sie über Brünn nach Prag. In Brünn ward am 22. noch schnell ein Konzert im Theater bei furchtbarer Kälte gegeben; „nie will ich diesen Abend vergessen," schreibt Clara, „die Finger erstarrten mir immer während des Spiels, die Zähne schlugen mir immer aneinander, kurz es war nicht zu beschreiben, ich dachte nach jedem Stück, nun ginge es nicht mehr." Daß nach solchen Eindrücken und vor allem nach dem letzten Intermezzo ihnen Prag wie eine Art Paradies vorkam, ist wohl nicht zu verwundern. Aber tatsächlich fanden sie hier zu ihrer eignen Überraschung eine Aufnahme, die in jeder Beziehung in starkem Kontrast zu der Wiener stand. Im ersten Konzert fand Schumanns Quintett vor einem von

* Vgl. Briefe, N. F. 2. Aufl. Nr. 294. S. 263. Verfasser des Artikels war nach dem Tagebuch vielmehr der Theodor Hagen aus Hamburg, der, wie Schumanns meinten, sich dadurch für eine ihm einmal von Schumann wegen Indiskretion erteilte scharfe Zurechtweisung rächen wollte.

der besten Gesellschaft dicht besetzten Hause lebhaften Beifall, ebenso Eichendorffsche Lieder, die beide Anlaß zu persönlichen Ovationen für den Komponisten gaben, und Clara wurde darüber so vergnügt, daß sie selbst ein kleines Mißgeschick mit dem Klavierstück von Scarlatti, das ihr nach der Anstrengung mit der Bachschen A-moll-Fuge nicht ganz glückte, fast verschmerzte: „abends saßen wir im schwarzen Roß mit Doktor Ambros und dem jungen Hofmann (Musikalienhändler) zusammen und tranken ein Glas Champagner dabei. Wir waren ganz fröhlich — ich bis auf den Scarlatti! —"

Und nach den Wiener Erlebnissen mußten die Begebenheiten des folgenden Tages sie in noch gehobenere Stimmung versetzen. „Am 30.", berichtet das Tagebuch, „war großer Wirrwarr. Graf Rostiz hatte es endlich durchgesetzt, daß sich der Theaterdirektor zu einem Konzert im Theater verstand (was er vorher rundweg abgeschlagen), die Bedingung war aber die Aufführung von Roberts B-dur-Symphonie, die mit e i n e r Probe gehen sollte. Robert erklärte, daß das nicht ginge, und so mußte sich Hofmannn (der Theaterdirektor) endlich darein ergeben. Merkwürdig war es uns, daß Hofmann behauptete, das Konzert werde nicht besucht, wenn nicht Robert die Symphonie aufführte — wieder ein Beweis für den soliden Geschmack der Prager."

Im lebhaftesten geselligen Verkehr, vergingen die Tage bis zu dem zweiten Konzert am 2. Februar, in dem Schumann das A-moll-Konzert selbst dirigierte, „das Konzert von Robert gefiel außerordentlich", schreibt Clara, „gelang mir sehr gut, das Orchester begleitete, und Robert dirigierte con amore und wurde hervorgerufen, was mir viel Spaß machte, denn er nahm sich gar zu komisch auf der Bühne aus, auf die ich ihn beinahe hinausgestoßen hatte, da das Publikum nicht aufhörte, ihn zu rufen."

Wenn sie die Haltung des Prager Publikums und vor allem auch die Aufmerksamkeiten des in Prag residierenden österreichischen Hochadels, mit dem Kommandierenden von Böhmen Fürsten Windischgrätz

an der Spitze, als einen sehr wohltuenden Kontrast zu der mit wenigen Ausnahmen sehr kühlen Unnahbarkeit der Wiener Adelskreise empfanden, so konnten sie sich dagegen mit den Proben spezifischer böhmischer Musik weniger befreunden. Majoureks Oper „Ziskas Eiche" im böhmischen Operntheater erschien Clara als „beispiellos schlechte Musik", und auch der junge Smetana, der Robert eine Komposition brachte, die nicht zu ihren Gunsten Berlioz' Einfluß verriet, fand wenig Gnade vor ihren Augen. „Berlioz selbst", wird im Anschluß daran bemerkt, ... „hat hier großes Glück gemacht sowie auch in Wien. Daß es hier der Fall war, begreife ich noch nicht!"

Am 3. Februar wurde die Rückreise nach Dresden angetreten, wo sie am Nachmittag des folgenden Tages nach mehr als zweimonatiger Abwesenheit wieder eintrafen. Die Freude des Wiedersehens mit den beiden jüngsten Kindern wurde ihnen allerdings sehr getrübt durch den traurigen Zustand, in dem sie den kleinen Emil fanden, der infolge verhärteter Drüsen ein wahres Bild des Jammers bot. Aber lange Frist zum Nachdenken und Sorgen war ihnen nicht vergönnt, denn nach wenigen Ruhetagen ward am 10. Februar, mit kurzer Rast in Leipzig, die Reise nach Berlin angetreten, das sie am 11. erreichten.

Die Berliner Reise galt zunächst einer Aufführung der „Peri" in der Singakademie, die damals, unter Rungenhagens und Grells Leitung stehend, durch die Aufnahme der „Peri" in ihr Repertoire eine Konzession an die moderne Richtung machte, die ihren bisherigen konservativen Traditionen gegenüber eine Neuerung bedeutete. Die Folge war, daß die Vorbereitung, namentlich bezüglich der Solisten, sehr viel zu wünschen übrig ließ, da keiner der beiden Dirigenten mit rechter Liebe bei der Sache war. Unendliche Nöte und Schwierigkeiten erwuchsen daraus dem armen Komponisten und seiner Frau, die nun selber die Sache in die Hand nehmen mußten und dabei überall auf Widerstand stießen. Zunächst fehlte die Peri! Das

dafür auserſehene Fräulein Tuczek „ſchien ſie nicht ſingen zu wollen“. Infolgedeſſen forderte Rungenhagen die Madame Burkhardt auf, die ſich bereit erklärte. Plötzlich aber erklärte nun die Tuczek, daß es ihr gar nicht eingefallen ſei, nicht ſingen zu wollen, ſie wolle und könne ſingen. Darauf mußte denn der Frau Burkhardt wieder abgeſchrieben werden. Nunmehr erklärte der für die Tenorpartie in Ausſicht genommene Herr Kraus plötzlich, er könne nicht ſingen, und ein von Rungenhagen als Erſatz vorgeſchlagener Dilettant erwies ſich als abſolut unannehmbar, ſo daß Schumann kurzweg erklärte, mit ſolcher Beſetzung wolle er nicht dirigieren, die Herren von der Singakademie möchten die Sache allein abmachen. Nur mit Mühe beſtimmte ihn Rungenhagen, trotzdem eine Orcheſterprobe zu halten, und da dieſe mit dem teilweiſe aus Dilettanten aus dem philharmoniſchen Verein beſtehenden Orcheſter über Erwarten gut ging, gab Schumann ſchließlich nach. Aber das war nur ein kleines Vorſpiel zu der Symphonie der Hinderniſſe geweſen, die nun begann. Hier mag das Tagebuch ſprechen. „Sonntag, den 14., um 11 Uhr fand große Probe in der Singakademie ſtatt. Rungenhagen ſtellte Robert der Verſammlung vor — Robert verbeugte ſich ſtumm — ohne Rede an die Verſammlung, was, wie die Mutter ſagte, noch nicht dageweſen. Frl. Tuczek kam zur Probe und ſang (ſie hatte nach gewöhnlicher Sängerweiſe die Partie noch nicht angeſehen) mit angenehmer Stimme und gewandt, — Herr N. aber ſchrecklich und Herr Z. ſo roh, daß man ihn hätte prügeln mögen. Die Alte waren gut beſetzt in Frl. Caſpari und Madame Buſſe geb. Fesca. Die Jungfrau (Frl. Z.) gibt ihrem Vater nichts nach an Gefühlsloſigkeit und macht ihm Ehre! — Robert war ſehr ermüdet, die Probe hatte an 3 Stunden gedauert — ich ſaß am Klavier zu großem Erſtaunen Rungenhagens und Grells, beide herzensgute Menſchen, aber echte Perücken, die mit eiſerner Konſequenz am alten hängen, ſowie ſie ſich auch ſchwer an Roberts Werk . . . gewöhnen konnten.

Rungenhagen fand den Chor der Houris am schönsten, und das war natürlich.

Am 15. nachmittags sollte noch eine Probe stattfinden, um 2 Uhr war ich zur Probe bei Frl. Tuczek, sie versprach, um 5 Uhr in der Singakademie zu sein, ließ aber, statt zu kommen, sagen, sie sänge nicht, denn sie müßte verreisen. Dies war aber nicht genug, als wir in den Saal kamen, war Herr Kraus* zwar schon da, doch um zu sagen, daß er nicht sänge, da Küstner (der Intendant) es ihm nicht erlaube. Das war nun doch zuviel des Unangenehmen, und wären wir am liebsten auf und davon! Robert war in größter Verstimmung. Nun sollte Madame Burkhardt die Peri ohne eine einzige Orchesterprobe singen, das war doch schrecklich. Robert wollte die Aufführung verschoben haben oder gar nicht dirigieren, doch von Verschieben wollten die Vorsteher nichts wissen. . . Die Probe ging natürlich (bis auf die Chöre, welche gut waren) schlecht. Robert war sehr angegriffen, dabei Grell aufs empfindlichste beleidigt, weil Robert ihm sein vorlautes Wesen vorhielt — er wollte dem Robert immer [vorschreiben], wie und von wo an er dirigieren sollte; desgleichen mischte sich auch einer der Direktoren, Herr Justizrat H., sehr voreilig in alles und wollte dem Robert gute Ratschläge geben, wie er beim Dirigieren stehen müsse, kurz, es vereinigte sich heute alles, uns (denn ich gehöre doch nun einmal zu allem, was Robert betrifft) in die verdrießlichste Stimmung zu versetzen —. Dabei fanden Rungenhagen und Grell alles vortrefflich."

Tags darauf, während Schumann, von der Aufregung halb krank, den größten Teil im Bett verbrachte, widmete Clara sich Einzelproben mit der Peri und dem Bassisten. Abends fand noch eine Chorprobe statt, bei der Grell auf dem Klavier begleitete, nach Claras Urteil aber so schlecht, daß sie Roberts Geduld nicht begriff, „daß er ihn nicht gleich vom Klavier jagte".

* Er scheint also inzwischen sich doch noch bereit erklärt zu haben.

Am 17. fand endlich die Aufführung statt, nachdem am Morgen das Quartett noch einmal geprobt, eine eigentliche Generalprobe aber gar nicht stattgefunden hatte. „Um 6½ Uhr ging es an", berichtet Clara, „Robert hatte beim Anblick des schönen Orchesters, der vielen geputzten Damen darauf, alle Angst verloren und trat mutig ans Pult. Der König war vom Anfang bis Ende da, und hörte sehr aufmerksam zu; der Saal war drückend voll und die Aufmerksamkeit groß. Robert dirigierte sehr gut (wurde aber später doch von einigen wegen des zu wenig energischen Dirigierens getadelt und zwar ganz ungerecht* — es hatte sich dies von der ersten Probe her verbreitet, wo er wegen großer Verstimmung eben nicht Lust haben konnte, sich energisch zu zeigen, auch die Versammlung ihm gänzlich fremd war). — Die beiden ersten Teile gingen gut, bis auf Neumann, der entsetzlich war, der dritte Teil aber ging schlecht, die drei ersten Solosänger warfen total um, so daß Grell die Melodie auf dem Klavier spielen mußte, bis sie sich wieder hineinfanden. Ich stand furchtbar aus und dachte, ich müßte in den Erdboden sinken, wie nun mußte es dem armen Komponisten sein. Trotz der schlechten Besetzung gefiel das Werk doch sehr und wurde in den Blättern sehr anerkennend besprochen, wenngleich einige sich nicht darein finden konnten, daß die Rezitative arioso behandelt sind." **

Eine Wiederholung mit bessern Kräften wurde von Schumann

---

* Wohl nicht so ganz! Denn es ist ein „Vorwurf", der, so viel ich sehe, von allen, die sich über Schumanns Art zu dirigieren geäußert haben, ausnahmslos, bald laut bald leise, ausgesprochen wird. Vgl. auch oben S. 58 Livia Freges Bemerkungen über die ersten Peri-Proben in Leipzig.

** Z. B. von Flod. Geyer in der „Berliner musikalischen Zeitung" 1847. Nr. 9 am 27. Februar. Dabei sei bemerkt, daß H. Krigar, der im Januar schon in Gubitz' Monatsschrift. S. 1 ff. einen eingehenden, vorbereitenden, nach Claras Urteil „teilweise wohl richtigen" Artikel gebracht hatte, in seiner Besprechung der Aufführung selber dem von Clara so abscheulich gefundenen Vater und Tochter Z. warmen Beifall spendet und letztere wegen ihres „seelenvollen Vortrags" besonders rühmt!

eine Zeitlang ernstlich geplant, die Schwierigkeit war nur, diese „bessern Kräfte“ zu finden. Claras alte Freundin Pauline Viardot, die damals in der Berliner Oper sang und die Clara zunächst gebeten hatte, in diesem Falle die Peri zu singen, schlug es rundweg ab. So gern sie in einem Konzert Claras jederzeit mitzuwirken bereit sei, so fehle es ihr doch an Zeit, die Partie einzustudieren. Clara war schmerzlich enttäuscht; denn wenn sie auch gerade bei diesem Wiedersehen sich aufs neue hatte überzeugen müssen, daß, ihre alte Freundschaft unbeschadet, ihre musikalischen Interessen und Urteile weit auseinandergingen, indem jene Meyerbeer und Halevy für die größten dramatischen Komponisten — über Weber, Beethoven, Mozart — zu halten schien, hatte sie doch geglaubt, sie müßte, nachdem sie die „Peri“ gehört, ganz entzückt von der Musik sein; statt dessen erwähnte jene nur den Chor in H-moll, der ihr gefallen, „der gerade das am wenigsten eigentümliche Stück darin ist“. „Ich sah wieder“, schreibt sie, „daß sie nicht fähig war, diese deutsche innige Musik zu fühlen.“

Mit der Weigerung der Viardot zerschlug sich der ganze Plan, und es blieb eben nur bei ihrer Mitwirkung in zwei Konzerten Claras, die diese am 1. März und am 17. März in der Singakademie gab. Ein drittes, das beabsichtigt war, mußte schließlich wegen der Schwierigkeit, genügende Kräfte zur Mitwirkung zu finden, aufgegeben werden. In beiden Konzerten erschien Clara auch, wie in Wien und Prag, als Interpretin Robert Schumanns; im ersten spielte sie außer dem Bachschen Präludium und Fuge und Chopins Barkarole und einigen kleinen Stücken von Mendelssohn und Schumann das Quintett, und im zweiten wurde neben der F-moll-Sonate von Beethoven das Quintett wiederholt. Daß sie sich auf das Quintett beschränkte und von den andern größern Sachen Schumanns nichts brachte, lag auch wohl an der Schwierigkeit, geeignete Mitspieler und vor allem ein Orchester zu bekommen. In einer am 8. März in ihrer Wohnung gegebenen Matinee, in der unter andern

Gräfin Rossi (Sontag), Fanny Hensel, Graf Redern, Geibel zu ihren Zuhörern gehörten, spielte sie dann auch das Es-dur-Quartett. Die Kritik nahm die Klavierspielerin mit großer Wärme auf — man fand sie nur gelegentlich so ernst, fast zu streng geworden, als habe sie sich etwas zu sehr in Bach vertieft —, beharrte aber den Schumannschen Kompositionen gegenüber in einer kühlen Zurückhaltung.

Trotzdem, und trotzdem ja auch die Erfahrungen mit der „Peri" nicht eben günstige Eindrücke von den Bahnen, in denen sich das Berliner Musikleben bewegte, erwecken konnten, hatten beide zu ihrer eignen Überraschung schon nach einigen Tagen ein fast heimatliches Gefühl. Immer wieder drängen sich Vergleiche mit Wien auf, die ausnahmslos zugunsten Berlins ausfallen. „Es kommt einem ganz merkwürdig vor", schreibt Clara wenige Tage nach der Peri-Aufführung, „wenn man von Wien nach Berlin kommt! Wie ganz anders sind hier die Menschen! ernst, kalt oft, dabei aber gebildet, wie man es wohl kaum in Deutschland wiederfindet, für Musik ein reges Interesse, nicht diese Abspannung, wie in Wien, dazu vorzugsweise Interesse an guter Musik, und die Journalistik steht denn doch auch auf einem bessern Fuße hier als in Wien." Die gleichen Eindrücke einer höhern geistigen Kultur hatte Robert in den Gelehrten- und Schriftstellerkreisen, vor allem im „Montagsklub", in dem er, durch Prof. Lichtenstein eingeführt, stets sicher war, einen großen Kreis „von ausgezeichneten Leuten" zu finden, „wie man denn überhaupt fast in allen gebildeten Kreisen hier immer ein oder zwei interessante Leute trifft und so fast nie leer nach Hause geht, sondern immer dies oder jenes interessante Gespräch gehört oder selbst mitgepflogen hat." „Ich rede aber hier nicht von mir", setzt Clara vorsichtig hinzu, „sondern in Roberts Namen".

Vor allem sagte ihnen der gesellige Verkehr in den musikfreundlichen Häusern des Hofbuchhändlers Decker, der Professoren Wichmann und Lichtenstein und des Dr. Frank zu. Bei letzterm trafen sie

auch den nachmaligen Botschafter von Keudell, „der hier sein Examen als Jurist zu machen denkt, aber Musiker mit Leib und Seele ist. Er kennt fast alles Bedeutende, auch von Robert fast alles *."

Bei den alten Bendemanns, den Eltern ihrer Dresdener Freunde, machten sie auch die Bekanntschaft des alten Schadow, über den Clara das vieldeutige Urteil fällt: „ich glaube, man gewinnt ihn bei näherer Bekanntschaft noch lieber."

In wieder andre Gesellschaftskreise und Schichten brachte sie eine musikalische Matinee bei der Gräfin Rossi (Henriette Sontag), in denen aber trotz der glänzenden Namen von allen möglichen Fürstlichkeiten die Dame des Hauses, die Künstlerin, bei weitem die anziehendste und bedeutendste Erscheinung war. „Ihr Gesang entzückte mich wie lange keiner!", schreibt Clara, „ein Pianissimo hat sie, wie ich es nie so schön gehört, dabei einen natürlichen Gesang, fern von aller Übertreibung; die Stimme klingt noch sehr schön, und sie selbst sieht reizend aus, und besonders beim Singen nimmt ihr Auge einen schönen Glanz an, wie ihr denn überhaupt ein großer Liebreiz und Anmut aus den Augen blickt . . . nie hörte ich einer Sängerin ruhiger zu, und alles, was sie singt, macht den Eindruck der höchsten Befriedigung." Auf eine noch höhere Stufe der bürgerlichen oder vielmehr fürstlichen Rangordnung versetzte sie aber die Teilnahme an einer Soiree ihres alten Freundes und Gönners, des Grafen Redern. „Es war die vornehmste Welt da bis zum König, Prinzeß von Preußen, Herzog von Mecklenburg u. a.", schreibt Clara. „Ich traf die Frl. von Arnims und hielt mich viel zu denen, da ich mich eben nicht behaglich unter den vielen hohen Herrschaften fühlte und mich auch nicht zu den Künstlern ge-

* Mitte Februar 1849 schreibt Clara: „Vor einigen Tagen waren wir abends bei dem Baron von Keudell, wo ich mit Robert das Arrangement der C-dur-Symphonie, das wir eben erhalten, spielte, was den jungen Herrn von Keudell sehr interressirte. Schade, daß er nicht immer hier lebt, mit ihm läßt sich gut musikalisch verkehren, und er sagt Robert in dieser Hinsicht, aber auch als Mensch, sehr zu."

sellen mochte, die im Nebenzimmer warteten, bis sie daran kamen, was mich indigniert, von ihnen selbst, wie vom Graf Redern, der das doch so veranstaltet haben mußte. Ich spielte, ging aber danach wieder zu der übrigen Gesellschaft, wo auch Robert war. Dreyschock spielte ein Stück von sich, »Inquiétude« genannt, für das er Ohrfeigen verdient hätte! es war unbeschreiblich schlecht. Viel schlechtes Zeug wurde gesungen . . . Und so machten wir uns bald fort, noch ehe die Musik schloß."

Um so behaglicher und wohler fühlte sie sich dagegen, je länger desto mehr, in den beiden Geschwisterhäusern Mendelssohns, bei Dirichlets und Hensels . . . „Sie sind hier alle so freundlich gegen mich, daß ich von jedem immer nur dasselbe sagen kann", schreibt Clara nach einem kleinen Mittagessen bei Dirichlets, mit Hensels und dem Mathematiker Jacobi zusammen, bei dem der Wirt, für sie beide sehr überraschend, einen hübschen, etwas schwer verständlichen, sich besonders auf die „Peri" beziehenden Toast ausbrachte. Vor allem aber war es das Henselsche Haus und die Persönlichkeit von Fanny Hensel, die eine große Anziehungskraft auf beide Schumanns, besonders jedoch Clara, auszuüben begannen. „Madame Hensel habe ich recht lieb gewonnen", heißt es unterm 15. März, „und fühlte mich besonders in musikalischer Hinsicht zu ihr hingezogen, wir harmonierten fast immer miteinander, und ist ihre Unterhaltung immer interessant, man muß sich nur erst an ihr etwas schroffes Wesen gewöhnt haben." Auch als Spielerin bewunderte sie sie, weniger ihre Kompositionen, „Frauen als Komponisten können sich doch nicht verleugnen, dies laß ich von mir wie von andern gelten."

Eine Eigentümlichkeit, die sich bei Schumanns fast auf allen ihren Reisen nachweisen läßt, ist, daß sie an jedem Ort, wo es ihnen aus irgend einem Grunde gefällt, ernstlich die Frage erwägen, dorthin ihren Wohnsitz zu verlegen. — Selbst in Moskau ist davon die Rede gewesen. Und begreiflich ist es ja auch, da sie

sich in Dresden so wenig am Platze fühlten. Aber in der Regel hatten derartige Projekte nur ein Eintagsleben. Wenn aber jetzt unter all diesen freundlichen Eindrücken auch von einer dauernden Übersiedelung nach Berlin gesprochen wurde, so hatte das entschieden einen sehr viel ernstern Hintergrund, und die Vorstellung, dadurch in dauernder Verbindung mit Fanny Hensel zu bleiben, fiel dabei offenbar schwer ins Gewicht. Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß im Tagebuch dies Projekt im unmittelbaren Anschluß an jene oben zitierte Äußerung über Fanny Hensel auftaucht: „Alle unsre Bekannte hier reden uns zu, uns hier niederzulassen, es würde sich gewiß für Robert mit der Zeit ein Wirkungskreis finden und für mich viele Stunden zu hohem Preise. Wir haben große Lust dazu, und nun vollends, seit wir Berlin kennen gelernt, gar alle Lust zu Wien verloren. In Wien muß man ja befürchten, daß man am Ende noch selbst mit auf der Oberfläche herumschwimmt, und es nicht einmal weiß."

Und wenn schließlich der Plan, für den so vieles zu sprechen schien, trotzdem nicht zur Ausführung kam, so ist wohl nicht zum wenigsten der plötzliche Tod Fanny Hensels im Mai 1847 mit daran schuld gewesen. „Mich erschütterte diese Nachricht sehr", schreibt Clara am 18. Mai, „denn ich verehrte diese ausgezeichnete Frau sehr und hatte mich auf einen nähern Umgang mit ihr (in Berlin) später gefreut."

Es hatte anfänglich die Absicht bestanden, unmittelbar an den Berliner Aufenthalt noch eine Reise in die schlesischen Städte anzuschließen. Aber die Sehnsucht nach Ruhe, die Sehnsucht nach den Kindern, die ja diesmal alle zu Hause geblieben waren, wurde doch so übermächtig, daß man sich am Tage nach dem letzten Konzert plötzlich entschloß, alle weitern Pläne fallen zu lassen und so schnell wie möglich nach Dresden zurückzukehren. Nicht eben an klingenden Schätzen, wohl aber an freundlichen Erinnerungen reich, verließen die Reisenden schon am 24. März Berlin, begrüßten auf der Durchreise in Leipzig flüchtig noch die dortigen Freunde, unter ihnen

Mendelssohn — sie ahnten nicht, daß es das letzte Mal war* — und langten am Abend des 25. glücklich wieder in Dresden an, wo sie alle bis auf den jüngsten, der langsam der Erlösung von seinen Leiden entgegenging, gesund vorfanden.

„So glücklich ich nun auch war", schreibt Clara, „wieder bei den Kindern zu sein, so war mir die plötzliche Ruhe nach so bewegtem Leben die ersten Tage peinlich, aber bald gewöhnte ich mich und fing an, Roberts letzte (C-dur) Symphonie für 4 Hände zu arrangieren**. Diese Beschäftigung machte, daß ich mich bald wieder ganz behaglich fühlte, obgleich ich jetzt doppelt gegen früher empfand, daß ich hier gar niemand nahe befreundetes habe, mit dem man sich einmal aussprechen könnte. „Man bleibt immer in einer gewissen Entfernung voneinander, sieht sich kaum alle Monate kaum einmal — einen Winter möchte ich hier nicht mehr zubringen!

Wie war mir das in Berlin so wohltuend, daß ich die Mutter hatte, die an allem teilnahm, sich mit mir freute und dabei den Robert so lieb hat, daß sie meine Liebe für ihn recht gut begreift. Nicht als ob ich nicht meinen Robert und die Kinder über alles liebte — mit einer Freundin spricht man aber doch manches, was man mit dem Mann und Kindern nicht sprechen kann, auch sind ja meine Kinder noch so klein!"

Man spürt aus diesen Worten deutlich, wie fest der Gedanke der Übersiedlung nach Berlin in ihr Wurzel gefaßt hat, und zugleich, wie schwer sie, die neben ihren vielen andern Gaben auch in ganz hervorragendem Grade Freundschaft zu pflegen und zu erhalten veranlagt war, unter der Vereinsamung in Dresden litt. Daß unter diesem Gesichtswinkel, bei den noch so lebhaften Erinnerungen an die Berliner Wochen, die guten Freunde, die sie in Dresden doch

* Am Rande des Tagebuchs steht neben dem Namen Mendelssohn von Roberts Hand mit Bleistift: „Donnerstag am 25. März vormittag zum letztenmal."

** In der Zeit vom 31. März bis 12. April.

auch nicht ganz entbehrte, etwas zu kurz kommen, darf nicht befremden, denn das intime Verhältnis z. B. zu Bendemanns, namentlich zu Frau B., entwickelte sich sehr langsam. Man versteht es aber hiernach vielleicht noch mehr als bisher, was für sie die Rückkehr der Schröder-Devrient nach Dresden im folgenden Jahre bedeutete.

Für sie empfing das Leben nach innen und nach außen in den nächsten Monaten mehr denn je seine Farben und seinen Inhalt durch die Persönlichkeit und die Tätigkeit ihres Mannes. Für ihn arrangierte sie nach Beendigung der Arbeit an der C-dur-Symphonie die Faust-Szenen in der Zeit vom 27. April bis 3. Mai. Für ihn begann sie Ende Mai als Geburtstagsgabe den ersten Satz eines Konzertinos in F-moll zu arbeiten — eine Arbeit, die ihr sehr schwer wurde, für die sie sich aber nachher durch das Urteil Roberts, „dem manches daraus sehr wohl gefiel", schließlich belohnt sah. Die größte Freude aber war an diesem Tage doch, daß er zum erstenmale wieder seit 3 Jahren von dem Geburtstagskinde in voller Gesundheit gefeiert wurde. Und der verklärende Glanz, der mit dem Anblick seiner Schaffensfreude auf ihren Weg fiel, strahlte selbst versöhnend hinein in die Schatten des Todes, durch die sie bald darauf mit ihm wandern mußte, als Ende Juni der kleine Emil von seinen Leiden erlöst wurde. Ihre eigne Kunst empfand sie in diesem Sommer, wohl zumeist infolge ihres körperlichen Zustandes, der zum ersten Mal ihr wirkliche Beschwerden bereitete, fast als eine Last. „Ich bin faul", schreibt sie Ende Juli, „kann aber nicht anders, denn ich bin auch immer unwohl und schrecklich matt. Ach könnte ich nur arbeiten, das ist mein einziger Kummer."

Schumann aber schien in der Tat, nachdem er noch während der Reise in Wien und in Prag wiederholt unter den Nachwehen der Krankheit gelitten, auf einmal dem Leben wiedergegeben, von Schöpferfreude durchglüht und belebt. Schon in Berlin hatte er

sich in der zweiten Märzhälfte mit einem Opernplan zu tragen begonnen. Und gleich nach der Rückkehr notiert das Tagebuch am 27. März: „Robert geht eifrig mit Operntexten um; jetzt hat er Mazeppa (aus dem Polnischen) gelesen, und es gefällt ihm teilweise.“ Als Textdichter hatte er sich Reinick auserlesen, mit ihm konferierte er am 31. März: „sie vereinigten sich“, heißt es, „und Robert gab ihm Mazeppa mit zur Durchsicht.“

Aber einige Tage später trug ein andrer Stoff den Sieg über den „Mazeppa“ davon: „Am 4. April“, schreibt Clara, „ging Robert zu Reinick und nahm ihm ein andres Buch Genoveva, von Hebbel bearbeitet, mit. Das ist ein schönes Opernsujet, und haben sich beide gleich dafür entschieden.“

Über die Geschichte des Textes der „Genoveva“ und seine Bearbeitung in den Sommermonaten durch Schumann und Reinick, die manche Aufregung brachte, wird später noch zu reden sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß dieser Text Schumann die Bekanntschaft mit den übrigen Dichtungen Hebbels vermittelte und dadurch zu den persönlichen Beziehungen, die seitdem beide Männer miteinander verknüpften, beitrug. Unter den nach der Rückkehr von Berlin gelesenen Werken verzeichnet* Schumann nach den beiden Mazeppas von Slowacki und Byron, zwischen „Wilhelm Meister von Goethe (zum 3. Mal)“ und „Odyssee von Homer“ „Genoveva von Hebbel“ und nach der „Genoveva von Tieck“ „Judith von Hebbel“. Auf der folgenden Seite zwischen „Bajazet von Racine“ und den „Briefen von Cicero“ den „Diamant von Hebbel“, und Cicero angereiht: „Gedichte von Hebbel (vortrefflich)“ und schließlich hinter Grillparzers „Diener seines Herrn“ mit der Note „große Fehler in der Erfindung bei großem Talent“ „Maria Magdalena von Hebbel (den ersten anzureihen).“

---

* In einem kleinen Hefte mit der Aufschrift: „Zeitungsmaterial. Lectüre. Musikalische Studien.“

Dies sofortige Gepacktwerden von Hebbel und das Wachsen der Bewunderung mit jedem neuen Werk eines Dichters, der im schärfsten Gegensatz zu dem poetischen Jugendideal Schumanns, Jean Paul, steht, ist ungemein charakteristisch für den ästhetischen Entwicklungsgang Schumanns; auch hier wie in seinem musikalischen Geschmack, ein wachsendes Verständnis, ja eine Vorliebe für herbe Größe und für tragische Konsequenz. Auch Clara mußte sich gleich an die Lektüre der „Judith" machen, und ebenso suchte er schon Mitte Mai persönlich Fühlung mit Hebbel in jenem so rührend bescheidenen Briefe*, in dem er als ein Unbekannter dem Dichter seine Betrachtung der Genoveva-Dichtung unter dem Gesichtspunkt eines Operntextes erklären zu müssen glaubt durch den in Klammer beigefügten Zusatz „ich bin Musiker". Aber gerade in diesem Briefe tritt doch ganz ausschließlich das Interesse an der „Genoveva" in den Vordergrund. Was er in Hebbel gefunden zu haben glaubte, und wie er zu ihm aufblickte, das tritt aus der für kein fremdes Auge bestimmten Eintragung in sein Notizenheft hervor, die er nach der flüchtigen Begegnung mit H. im Sommer 1847 niederschrieb:

„Eine große Ehre ist unserm Hause widerfahren — Fr. Hebbel besuchte uns auf seiner Durchreise. Das ist wohl die genialste Natur unsrer Tage. Auch seine Persönlichkeit war entsprechend. Überspannt er seine Kräfte nicht, so wird er das Höchste erreichen, sein Name den unsterblichen Künstlern aller Zeiten beigezählt werden." —

Die musikalisch-schöpferische Arbeit der Frühlingsmonate galt zunächst dem Finale zum „Faust", das zwischen dem 18. und 25. April vollendet wurde**, die des Sommers wesentlich dem D-moll Trio. Am 13. Juni schreibt Clara: „Robert ist jetzt sehr fleißig, er schreibt an einem Klaviertrio, das ein Opus mit dem

* Briefe, N. F. 2. Aufl. Nr. 300 (vom 14. Mai 1847) S. 267 f.

* Doch erfuhr Ende Juli der Schlußchor noch eine völlige Umgestaltung, da ihn die erste Fassung nicht befriedigte.

ersten* werden soll; ich freue mich, daß er auch einmal wieder an das Klavier denkt. Er scheint selbst sehr zufrieden mit seiner Komposition." Am 16. Juni war die Skizze vollendet, und am 13. September überraschte Robert Clara mit dem fertigen Trio, das gleich am selben Abend von Clara, dem Konzertmeister Schubert und Kummer gespielt und in den folgenden Monaten zweimal in privatem Kreise wiederholt wurde (das eine Mal in einer Gesellschaft bei Bendemanns), die erste öffentliche Aufführung aber erst im Januar 1849 erleben sollte. „Es klingt", urteilt Clara, „wie von einem, von dem noch vieles zu erwarten steht, so jugendfrisch und kräftig, dabei doch in der Ausführung so meisterhaft . . . Der erste Satz ist für mich einer der schönsten, die ich kenne." Sonst scheint in diesem Sommer** nur das „Lied beim Abschied zu singen" von Feuchtersleben für Chor mit Begleitung von 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Fagotten, 2 Hörnern entstanden zu sein, das Schumann, wie das Tagebuch berichtet, eigens für seine Vaterstadt Zwickau komponierte, wohin sie am 2. Juli zur Aufführung der C-dur Symphonie reisten.

Dieser Zwickauer Aufenthalt, der, sich auf fast 14 Tage erstreckend, die Kompositionsarbeiten unterbrach, gestaltete sich zu einer Huldigungsfeier von Schumanns Vaterstadt für ihren großen Sohn, die die freundlichsten und erhebendsten Eindrücke in beiden zurückließ. Es war ein Familienfest im großen Stil mit dem ganzen intimen und herzlichen Charakter einer solchen Feier, nur daß hier die Familie sich aus allen musikfreudigen Seelen der Stadt zusammensetzte. Ernstes und Heiteres, Erhabenes und nicht Erhabenes, alles klang freundlich zusammen, denn was auch gespendet wurde, es kam aus freudigem und dankbarem Herzen, und jeder gab sein Bestes.

---

* Gemeint sind die „Fantasiestücke f. Pianoforte, Violine und Violoncello", Op. 88, aus dem Ende des Jahres 1842 (vgl. oben S. 53), die Schumann ursprünglich als „Trio" bezeichnet hatte. Das D-moll-Trio erhielt die Opuszahl 63.

** Nach der Datierung im Handexemplar am 21. Juni Op. 84.

Im Hause des Stadtrats Oberländer, eines alten Bekannten von Schumann, (des nachmaligen Ministers) war ihnen behaglichstes Quartier bereitet. Und eines Abends gab's ein Ständchen vom Orchester mit Chor; und der Doktor Klütsch hatte dazu ein hübsches Gedicht komponiert mit auf die Gelegenheit bezüglichem Text, und um den abendlichen Garten herum standen Hunderte von jungen und alten Zwickauern und freuten sich, keiner aber mehr als der alte Kuntzsch, Schumanns ehemaliger Lehrer, der freudestrahlend den Text der besagten Komposition ihm überreichte und auch während der folgenden Wochen, wie das Tagebuch sagt „in seinem ehemaligen Schüler schwelgte." Und als sie am andern Morgen auf den Kirchhof gingen, da stand auf dem Grabe von Roberts Vater ein schöner blühender Orangenstock. Während aber dann Robert seine Proben hielt, die bei schwachen Kräften, aber sehr viel gutem Willen nie einen Mißton weckten, wanderte Clara in den Häusern umher, in denen Robert als Knabe und Jüngling aus und ein gegangen, und besuchte gelegentlich auch „eine von Roberts alten Flammen." Am 10. Juli war das Konzert, bei unendlicher Hitze, aber doch alles schön und verklärt. „Wir fanden beim Eintritt Robert sein Dirigentenpult, ich meinen Stuhl wunderschön bekränzt, desgleichen das Podium, worauf das Klavier stand, sowie auf dem Klavier selbst noch einen wunderschönen Blumenstrauß ... Robert dirigierte mit einer Energie, wie ich es noch nicht von ihm gesehen, und so ging auch die Symphonie sehr gut." Clara spielte an dem Abend das A-moll Konzert und zum Schluß einige kleine Sachen. Wie in diesem Raum, auf diesem Boden die Symphonie auf Clara selbst wirkte und ihr im Zusammenhang seiner ganzen schöpferischen Tätigkeit als ein Höhepunkt erst zum vollen Bewußtsein kam, ist oben schon erwähnt worden.

Und am darauf folgenden Sonntag gab's dann noch eine Art Seitenstück zu Fausts Osterspaziergang. Da ging man nachmittags auf den Burgkeller, wo Konzert war und Tausende von Menschen

beieinander, „ein wahres Volksfest“; und als sie über die Brücke kamen, da wurden sie mit einem dreimaligen Tusch und lautem Lebehoch empfangen, und überall streckten sich Hände ihnen entgegen von alten und neuen Bekannten, und alte Flammen und Töchter von alten Flammen Roberts tauchten auf, so daß er denn überhaupt, wie Clara bemerkt, aus den Überraschungen nicht herauskam. Mit einem Worte ungetrübte Feiertage in vollstem Sonnenglanz von Anfang bis zu Ende.

Mit um so schrillerm Mißklang begann der Winter.

In den ersten Novemberwochen brachte Gade aus Leipzig die Nachricht von Mendelssohns schwerer Erkrankung, „er rede irre, ohne Fieber zu haben, so daß die Ärzte nicht wissen, was sie daraus machen sollen. ... In Leipzig ist man in großer Sorge seinetwegen, wir hoffen aber, es wird vorübergehend sein“, heißt es am 1. November im Tagebuch. Aber schon die folgende Eintragung bestätigt die schlimmste Befürchtung: „Freitag, den 5., war ich bei Bendemann und hörte dort zu meinem großen Schrecken, daß Mendelssohn einen Schlaganfall gehabt, der wenig Hoffnung ließe zu seinem Wiederaufkommen; wir dachten aber, es sei doch wohl etwas übertrieben, doch kurze Zeit nachher kam ein Brief von Reuter aus Leipzig, der uns meldete, daß Mendelssohn am Donnerstag, den 4., abends 5 Minuten nach 9 Uhr sanft verschieden war. Er starb an drei nacheinander in Zeitraum von 14 Tagen folgenden Schlaganfällen, ganz in dem Zustand wie seine Schwester Fanny — ist es doch, als ob ihn die Schwester nach sich gezogen hätte, denn er hat selbst zu seiner Familie gesagt: „ich sterbe wie Fanny“, es schien in ihm fixe Idee geworden zu sein. ... Unser Schmerz ist groß, denn uns war er ja nicht nur als Künstler sondern auch als Mensch und Freund teuer! Sein Tod ist ein unersetzlicher Verlust für alle, die ihn gekannt und geliebt ... Tausend liebe Erinnerungen steigen in einem auf, und möchte man immer ausrufen: warum hat der Himmel das getan! und doch er hat ihn in seinem schönsten Glanze von der Erde ge-

nommen, in der Blüte seiner Jahre . . . er stand als Künstler auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms — ist es nicht ein Glück, so zu sterben? Hätte man ihn nur noch einmal sehen können! wir sahen ihn zuletzt am 25. März, und in meinem Konzert am 16. November vorigen Jahres war es das letzte Mal, daß er im Gewandhaussaale dirigierte, und zwar sein G-moll Konzert, das ich spielte. Doch wollte ich alles aufzählen, was einem lieb an ihm und von ihm war, ich finde kein Ende; doch fühle ich, daß der Schmerz um ihn für unser ganzes Leben nachhalten wird."

Auch die folgenden Tage standen noch ganz unter dem Eindrucke des schmerzlichen Verlustes. Die Tagebuchaufzeichnungen geben das Bild der Stimmung am lebendigsten wieder:

„Sonnabend, den 6., reiste Robert zum Begräbnis nach Leipzig, Bendemann und Rietschel waren früh schon abgereist, beide, um Mendelssohn noch zu zeichnen und zu modellieren. Welch schmerzliche Veranlassung für Robert! ich kann mich noch gar nicht erholen, die wehmütigsten Gefühle beherrschen mein Innerstes. Abends kam die Mutter, mit Marie und Cäcilie — es konnte mich aber nichts aus meiner trüben Stimmung reißen. Marie blieb die Nacht bei mir!

Sonntag, den 7. Es ist ein schöner Morgen! ich denke unaufhörlich an meinen lieben Robert, wie wird ihn all das Traurige angreifen! wie fehlt er mir gerade jetzt, wo mir das Herz so voll ist! wie sehne ich mich schon heute nach ihm — ich lebe doch nur einen kleinen Teil, wenn ich ihn nicht habe — Gott erhalte mir mein höchstes Gut!

Nachmittag ging ich mit den Kindern zur Frau Bendemann, wo wir natürlich nur von Mendelssohn sprachen. Abends ging ich, durch Hillers Bitten veranlaßt, in die Probe zum Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems", genoß aber gar wenig — die Musik stimmte mich nur noch wehmütiger! — Nach der Probe ging ich noch ein Stündchen mit zu Hillers, eigentlich um mich der trüben Stimmung etwas zu entschlagen. Hillers ganzer Ton aber war

mir im höchsten Grade unbehaglich .... Alles kam mir so entsetzlich materiell vor im Vergleich zu dem, was mein Herz so mächtig bewegte. Außer mir war noch Rietschel da, der mich dann nach Hause begleitete.

Montag, den 8., kam Robert ... zurück — ich lasse hier seine Notizen folgen, wie er selbst sie aufgezeichnet.

„Sonnabend, den 6. Um 3 1/2 Uhr Ankunft in Leipzig — zu Doktor Reuter, zu Doktor Härtel — in Mendelssohns Haus — seine Kinder unten mit Puppen spielend — oben Schleinitz* — das Publikum — der edle Todte — die Stirn — der Mund — das Lächeln darum — wie ein glorreicher Kämpfer sah er aus, wie ein Sieger — gegen den Lebenden wie etwa um 20 Jahre älter — zwei hoch geschwollene Adern am Kopf — die Lorbeerkränze und Palmen — Eduard Devrient und Professor Hensel — früher Bendemann und Hübner — Um 7 Uhr in das Gewandhaus — Probe zur Totenfeierlichkeit — Nummer aus Paulus — J. Rietz — David — Abends bei Poppe die alten Bekannten.

Sonntag, den 7., milder Tag, wie im Frühling — Erinnerungen, überströmende an Mendelssohn — Besuch Woldemar Bargiels — dann bei Whistling, Wenzel und der unglückliche A. Böttger — (Glorie und Verzweiflung, Mendelssohn und dieser —) R. Franz aus Halle — um 3 Uhr nachmittag nach der Königstraße — Frank aus Breslau — große Menschenmasse — der geschmückte Sarg — seine Freunde alle — Moscheles, Gade und ich zur rechten, Hauptmann, David und Rietz zur linken des Sarges, außerdem Joachim und viele andre dahinter — unabsehbarer Zug — von der Wohnung bis in die Pauliner-Kirche eine Stunde — schöne Trauerfeierlichkeit der Marsch aus E-moll aus dem 5. Heft der Lieder ohne Worte auf dem Wege gespielt — zwei Musikchöre abwechselnd — in der Kirche der Chor — Orgeleinleitung: Einfacher Choral (4 Verse).

* Mendelssohns naher Freund, nach Mendelssohns Tod Direktor des Konservatoriums.

Choral aus Paulus (in F-moll). Rede von Pastor Howard. Chor aus Paulus (wir preisen selig) — Segen. Schlußchor in C-moll aus der Passionsmusik von S. Bach.

Mit Gade Lorbeerblätter vom Sarge gepflückt — Abends die alten Bekannten.

Montag, den 8. Mit Gade früh zu Rietz — um 12 1/2 Uhr nach Dresden zurück."

„Robert", fährt Clara fort, „erzählte mir vieles, besonders wie so schön und würdig die Feier in der Kirche war, wie so herrlich der Chor, der wohl nie zahlreicher zusammenkam. Nach der Kirche brachte ein Extrazug, den David mit begleitete, die Leiche nach Berlin .... Wir sprechen immer von Mendelssohn, und tausend Erinnerungen drängen sich uns auf! Robert beschäftigt sich jetzt damit, all die Briefe von ihm und andre Erinnerungen zusammenzusuchen."

Robert aber hatte der plötzliche Heimgang des Freundes nicht bloß als unersetzlicher Verlust getroffen, sondern es hatte gerade auch die Erscheinung des Todes in dieser Gestalt ihn in tiefster Seele erschreckt. Der Gedanke, daß ihm ein gleiches Ende bevorstehe, ließ ihn seitdem nicht mehr los und wurde in Erregungszuständen geradezu zur fixen Idee.

Ein andrer Verlust, freilich weniger schmerzlich und auch nicht einer für immer, aber doch immer als Raub am Leben empfunden, reihte sich unmittelbar daran: Hillers Fortgang von Dresden; er folgte dem Ruf als städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf. Zwei Tage nach Mendelssohns Leichenfeier folgte das Abschiedsmahl für Hiller auf der Brühlschen Terrasse. „Welch ein Kontrast der Gefühle!", schreibt Clara, „mit dem tiefsten Schmerz im Herzen durften doch Mendelssohns Freunde auch hier nicht fehlen ... Die Gesellschaft soll heiter gewesen sein, Robert sagt, Devrient habe die schönste Rede und Toast auf Hiller ausgesprochen, dessen er sich erinnere. ... Auch Robert wurde ein Toast gebracht und er als Liedermeister der Liedertafel begrüßt, welche Funktion vorher Hiller versehen hatte."

Diese Erbschaft Hillers, als Liedermeister der Liedertafel, blieb nicht ohne Einwirkung auf seine schöpferische Tätigkeit. Schon für den ersten Abend, an dem er offiziell sein Amt antrat, hatte er einen Männerchor mit einem Rückertschen Text komponiert, und ihm schloß sich eine Reihe andrer Kompositionen für Männerchor an: die „Ritornelle von Rückert in kanonischer Weise für mehrstimmigen Männergesang*" und die „Drei Gesänge für Männerchor"** (Eichendorffs Der Eidgenossen Nachtwache, Rückerts Freiheitslied und Klopstocks Schlachtgesang) noch vor Jahresschluß, wovon namentlich die „drei Gesänge" Robert selbst sehr befriedigten. Aber mit diesen, unter der spielenden Hand wie von selbst wachsenden Gelegenheitsschöpfungen sollte die Ernte des Jahres nicht beschlossen sein.

Schon am 26. Oktober meldete das Tagebuch: „Robert hat heute die Skizzen zu seinem 3. Klaviertrio*** vollendet und geht nun an das Aufschreiben der beiden letzten Sätze — die ersten hat er schon aufgeschrieben. Bis jetzt kenne ich nur den ersten, der mir außerordentlich gefällt, aber im Charakter ganz verschieden ist von dem ersten Satz des zweiten (ersten) Trios." Es ward nachmals eines ihrer Lieblingsstücke. Es „gehört", schreibt sie im April 1849, „zu den Stücken Roberts, die mich von Anfang bis zum Ende in tiefster Seele erwärmen und entzücken. Ich liebe es leidenschaftlich und möchte es immer und immer wieder spielen!"

Die größte Überraschung und Freude dieses Jahres bereitete ihr aber Robert am Weihnachtsabend mit der fertig instrumentierten Ouvertüre zur „Genoveva", deren Skizze übrigens schon im Frühling vom 1.—5. April, unmittelbar nach der endgültigen Entscheidung für diesen Stoff, ohne daß Clara es ahnte, entstanden war. Und zwischen Weihnachten und Neujahr ward dann mit

* Op. 65. Ende November entstanden.

** Op. 62. Nach dem Handexemplar das zweite und dritte am 6. Dez., das erste am 9. Dezember entstanden.

*** Es ward das zweite! Op. 80. Vgl. oben S. 167 Anm. nach dem Handexemplar entstanden: Dresden August—Oktober 1847.

sprudelnder Arbeitslust auch die Arbeit am ersten Akt begonnen. Die Textgestaltung hatte anfangs viel Schwierigkeiten gemacht. Robert war die Mitarbeiterschaft Reinicks sehr bald leid geworden und hatte vielmehr Lust bekommen, sich allein den Text unter Zugrundelegung von Hebbels und Tiecks „Genoveva" zusammenzustellen. Nur auf dringendes Bitten Reinicks, der den Stoff lieb gewonnen hatte und, nur um ihn nicht aufgeben zu müssen, sich in der selbstlosesten und freundschaftlichsten Weise bereit erklärte, Schumann seine Bearbeitung zur beliebigen Benutzung zur Verfügung zu stellen, hatte dieser sich bewegen lassen, wenigstens formell Reinick als Mitarbeiter zu behalten. Dessen Arbeit gefiel ihm indes schließlich wenig; er änderte sie daher so von Grund aus um, daß am Ende von Reinick im Text so gut wie nichts stehen geblieben ist.

Auch für Clara hatte mit dem ausgehenden Sommer 1847, trotzdem ihr körperlicher Zustand andauernd viel zu wünschen übrig ließ, wieder eine gesteigerte Tätigkeit begonnen, worauf offenbar Schumanns Triokompositionen und der Wunsch, sie möglichst bald spielen zu können, nicht ohne Einfluß geblieben waren. Sie spielte seit dem September wieder regelmäßig für sich und auch mit großer Freude, und seit dem Oktober wurde regelmäßig mit den beiden Schuberts eine Triomusik an einem bestimmten Wochentage studiert. Eine besondere Genugtuung und Freude aber bereitete es ihr, daß sich jetzt mehr und mehr Schülerinnen aus allen Kreisen einfanden, um bei ihr Stunden zu nehmen. „Diese Woche", schreibt sie am 11. Dezember, „war ich ziemlich fleißig! ich gebe fast jeden Tag zwei Stunden ... es ist doch ein gar angenehmes Gefühl, täglich etwas zu verdienen."

So begreift man, wie unter diesen Eindrücken und angesichts der seit ihrer Rückkehr von dort wesentlich veränderten Zustände in Berlin der Gedanke an eine Übersiedlung immer mehr und mehr zurücktrat. Als sie nun im Dezember die Todesnachricht einer andern, im Frühjahr erst gewonnenen Freundin erhielt, schreibt sie denn auch: „Für mich ist nun Berlin (außer der Mutter) ganz ohne An-

ziehungskraft mehr. Fanny Hensel tot, Marie Lichtenstein fort, und nun diese liebe gemütliche Frau auch tot. — Ich denke, wir kommen am Ende gar nicht hin, sondern bleiben hier. Robert ist jetzt mit Leib und Seele dabei, einen Verein für gemischten Chor, wobei der Hauptzweck ist, neue größere Sachen und Lieder einzustudieren, zu stiften, den er Cäcilienverein getauft hat. Morgen geht die Einladung in Umlauf, möchte die Teilnahme recht zahlreich sein — ich hoffe es, denn eben gerade für Ausübung dieser Gattung von Musik ist ja so wenig Gelegenheit, da die Singakademie nur geistliche Kompositionen wählt. Es freut mich sehr, wenn Robert auf diese Weise einen angenehmen Wirkungskreis sich schafft, und gerade ein solcher paßt für ihn."

Bis zum Schluß des Jahres hatten sich für den neuen Verein, der inzwischen, da bereits ein „Cäcilienverein" vorhanden war, die Bezeichnung, „Verein für Chorgesang" angenommen hatte, bereits 110 Mitglieder angemeldet. Und um das Ende vollends gut zu machen, kam noch am 31. Dezember aus Newyork die Nachricht, daß das American Musical Institut eine Aufführung der „Peri" vorbereite. „Es wird", hieß es in der Zeitungsnotiz, „mit der größten Sorgfalt einstudiert und erfreut sich des lebhaftesten Interesses aller Mitwirkenden. Ein glänzender Erfolg kann bei der hohen Schönheit des Werkes nicht ausbleiben."

Mit diesen frohen Aussichten und mit den Klängen der Faust-Musik, die Clara Robert in dem, in der letzten Dezemberwoche von ihr vollendeten Klavierarrangement am Silvesterabend in einem Zuge vorspielte, ging das alte Jahr zu Ende.

Nicht minder glückverheißend begann sein Nachfolger.

Am 5. Januar war die erste Übung des neuen Chorgesangvereins, etwa 40—50 Sänger waren versammelt. Robert eröffnete mit einer kleinen Ansprache, die wohl sehr klein gewesen sein muß, denn Clara schreibt selbst: „Roberts Begrüßung sollte wohl eigentlich etwas länger ausfallen." „Doch" fügt sie hinzu, „wie er es immer verstand, mit

wenig Worten viel zu sagen, so auch diesmal." Mit einem Bachschen Choral fing man an; einige Solfeggien für den ganzen Chor, „die alle sehr interessierten", und einige Lieder von Mendelssohn und Hauptmann bildeten den reichen Inhalt der ersten Übung. „Robert hatte sich heute sehr unwohl gefühlt", schreibt Clara, „doch war mit einem Male alles verschwunden und er ganz heiter und vergnügt; ich auch, denn ich hatte den ganzen Tag etwas Kanonenfieber."

Auch in der Folgezeit nahmen die Übungen und die Schicksale des Vereins, der schnell auf 70 Mitglieder anwuchs, Aufmerksamkeit und Zeit, manchmal mehr als erwünscht war, in Anspruch, brachten aber gerade bei dem schwankenden und von Stimmungen stark beeinflußten Gesundheitszustand Schumanns oft auch willkommene Ablenkung von trüben Gedanken und Abwechslung in der geistigen Tätigkeit, die in diesem und den folgenden Monaten bis in den August des Jahres angespannt und ausschließlich der „Genoveva" galt.

„Am 3. Januar", schreibt Clara, „beendete Robert die Skizze zum ersten Akt der „Genoveva"* . . . er verläßt ihn nun aber auch Tag und Nacht nicht, was doch seine Nerven angreift."

Am 10. Januar meldet das Tagebuch, seit zwei Tagen sei die Instrumentierung des ersten Aktes im Gange. „Er sagt, noch keine Arbeit habe ihm solches Vergnügen bereitet." Am 23. Januar war auch dies bewältigt. Dann aber rächte sich, wie früher schon erwähnt, diese Überanstrengung, und bedenkliche Überreizungserscheinungen zwangen zu mehrwöchentlicher Pause. Und auch nachdem am 27. Februar die Arbeit wieder aufgenommen war, machten sich noch mehr als einmal Unterbrechungen notwendig, bis am 4. August der Schlußstrich

---

* Roberts Eintragungen im Handexemplar ergeben folgende Daten für die Skizzierung:

Ouvertüre	skizziert	Dresden	1.—5. April 1847.
Akt I.	„	„	26. Dez.—3. Jan. 1848.
Akt II.	„	„	21. Januar—4. Februar.
Akt III.	„	„	24. April—3. Mai.
Akt IV.	„	„	15.-27. Juni.

gemacht werden konnte. Die Arbeit vollzog sich so, daß jeder einzelne Akt im Text fertig gestellt, skizziert, instrumentiert wurde, beim folgenden wieder erst Textarbeit usw., so daß also die dichterisch-dramatisch gestaltende Tätigkeit sich immer zwischen die Komposition der einzelnen Akte einschob.

Für Clara spielte sich das Leben in den ersten Monaten des Jahres 1848 wesentlich unter häuslichen Pflichten und Sorgen ab — am 20. Januar wurde Ludwig geboren, und fast um dieselbe Zeit brach Robert unter der Genoveva-Arbeit zusammen. Auch durch diese Hemmnisse und Schatten arbeitete sie sich tapfer hindurch und hatte, nachdem sie die erste Unsicherheit infolge der langen erzwungenen Ruhe überwunden, auch große Freude an eigner Kunstübung, um so mehr da sie auch diesmal sie ganz und ungeteilt in dem Schaffenskreise ihres Mannes betätigen konnte. In der ersten Aufführung des Chorgesangvereins am 26. März erschien sie zum erstenmal wieder vor der Öffentlichkeit mit der A-moll Pedalfuge von Bach und als Begleiterin am Klavier für die Aufführung von Gades „Comala". Und wenn sie hier noch trotz des reichen Beifalls selber mit sich nicht ganz zufrieden war, so gab ihr das letzte Gewandhauskonzert am 6. April, in dem sie Roberts A-moll Konzert unter enthusiastischem Beifall vor übervollem Saal spielte, doch den Beweis, daß sie wieder den höchsten künstlerischen Aufgaben und vor allem auch denen gewachsen war, die ihr Roberts Muse stellte, wie sie gleich am folgenden Abend in einer großen Gesellschaft bei Härtels durch den Vortrag des D-moll Trios (mit David und Grabau) noch bekräftigte.

„Hier in diesem Konzerte", schreibt sie nach dem Gewandhauskonzert, in dem sie, — eine wehmütige Genugtuung! — als Zugabe für den ihr gespendeten Beifall, zum erstenmal seit dem Tode des Freundes, Mendelssohns ihr gewidmetes Frühlingslied spielte, „hätte man glauben können, Deutschland sei friedlicher als je, so viel Enthusiasmus war im Publikum." Aber nach der Härtelschen Soiree:

„die Gesellschaft war eine sehr angenehme, doch ist jetzt so kein recht freudiges Zusammensein, die fatale Politik verfolgt einen immerfort."

Aber auch in das stille, freudige künstlerische Schaffen im Schumannhause trug die leidige Politik in diesem und in den folgenden Sommermonaten, wo Clara ihre Hauptkraft mit immer wachsendem Jubel über die Schönheiten des Werkes dem Klavierauszug der werdenden „Genoveva" widmete, Schatten und Dissonanzen hinein. So drängt sie sich auch in die Spalten des friedlichen Tagebuches. Clara fängt an, politische Betrachtungen anzustellen über die Notwendigkeit der Einführung der Preßfreiheit und die Abdankung des verhaßten Ministeriums: „Alles liest jetzt, und Gott weiß, was noch werden wird. In der Lombardei sieht es schrecklich aus, desgleichen in der Schweiz, Metternich in Wien hat abgedankt — es gehörten Bücher dazu, sollte man alles schreiben, was seit 3 Monaten die Welt bewegt." Und als nun gar die Alarmnachrichten aus Berlin kommen — „Am 13. März abends die schrecklichsten Nachrichten aus Berlin, der König will nicht nachgeben, die Bürger kämpfen furchtbar mit dem Militär." „Über 1000 Menschen sollen gefallen sein", schreibt sie am 22., „was hat so ein König auf seinem Gewissen" — da kommt es über Preußen und seine Politik zu sehr erregten Auseinandersetzungen und schroffen Meinungsverschiedenheiten mit den Freunden. Da gibt es im April 1848 über die Langsamkeit Preußens in der Schleswig-Holsteinschen Sache zwischen Robert und Bendemann einen Disput, „der dem Zank etwas ähnlich wurde." Aber auch die Frauen unter sich geraten aneinander. Clara führt heftigen Streit mit einer — ihr übrigens auch sonst unsympathischen — Dame aus Berlin und schließt: „Traurig ist es zu sehen, wie wenig wahrhaft freisinnige Menschen es unter dem gebildeten Stande gibt." Und eines Tages meldet sie gar: „Ich besuchte Madame Hübner, zankte mich aber ganz ordentlich mit ihr — sollte man es wohl glauben, über Politik! —" Und noch ein paar Tage später ist sie in einer Ge-

sellschaft bei Hübners „sehr verstimmt, und zwar der Politik halber. Diese Leute sind alle nicht im geringsten freisinnig."

Aber auch in das Heiligtum der Kunst selbst branden die Fluten der politischen Bewegung. Eine Egmont-Aufführung z. B., die sonst immer nur Enthusiasmus über Goethes Dichtung und Beethovens Musik entzündet, erscheint jetzt auch unter dem Gesichtspunkt eines politischen Tendenzstückes mit Beziehung auf die Kämpfe der Gegenwart: „Die Handlung dieses Stückes spielt so recht in unsre Zeit." Ja selbst in der Öffentlichkeit stellt sich die Künstlerin in den Dienst der Politik, diesmal der liberalen Schwärmerei für das arme Polen. Im März 1848 schreibt sie: „Polen und Rußland sollen im Aufstande sein! Wie sollte es mich freuen, machte Polen sich wieder frei!" Und als am 23. Mai 1848 im Saale des Hotel de Saxe eine musikalisch-deklamatorische Matinee, auf dem Zettel etwas mysteriös als „Zum Besten eines wohlthätigen Zweckes" bezeichnet, veranstaltet wird, da finden wir unter den Mitwirkenden neben den Namen von Johanna Wagner, Eduard Devrient, Fräulein Böger auch Frau Clara Schumann vertreten mit einem „Nocturno" von Chopin und „zwei Liedern ohne Worte". Eröffnet und beschlossen wurde das Konzert durch Solis auf dem Violoncello und — der Gitarre von einem Herrn Szezepanowski. Und das gehörte sich auch so, denn die Veranstaltung, „der wohlthätige Zweck", war für die unglücklichen Polen! „Recht hübsch besucht", berichtet das Tagebuch, „fast von lauter Polen. Viel Applaus, Gutes oder Schlechtes — einerlei!" Tags darauf übersandten „einige polnische Damen" als Dank ein reizendes Blumentischchen. — Ganz unpolitisch aber war, wenn auch durch die Not der Zeit veranlaßt, eine Wohltätigkeitsmatinee „zum Besten der armen sächsischen Erzgebirger", die 8 Tage später der Konzertmeister Schubert veranstaltete, in der Clara mit den beiden Schuberts das B-dur-Trio von Beethoven und mit ihrer Schwester Marie Wieck die Variationen zu vier Händen von Mozart spielte.

Aber so sehr die Politik die Ideengänge beeinflußt und in den Beziehungen zur Außenwelt gelegentlich verstimmt, die eigentliche stille künstlerische Arbeit bleibt doch ganz unberührt davon. Der Klavierauszug der „Genoveva", die immer wachsende Zahl von Schülerinnen, die Vorbereitung und gelegentliche Vertretung Roberts im Chorgesangverein stehen durchaus im Vordergrund. Und wenn sie auch gelegentlich — Ende Mai — klagt: „Ich spiele jetzt leider wenig, da mir die Zeit mangelt! Zum Komponieren komme ich vollends gar nicht", so beweist doch allein die Tatsache, daß sie am 8. Juni Robert durch den Quartettgesang dreier Lieder, „die ich dazu komponiert hatte", wecken ließ, daß sie auch für das Eigenste und Innerste Zeit zu finden weiß. Und mit dem Beginn des Winters (1848/49) wird alles, was im vergangenen Jahre hatte zurückstehen und liegen bleiben müssen, mit gesteigerten Kräften wieder aufgenommen, trotzdem auch diesmal wieder — und diesmal zu ihrem großen Kummer — ihr körperlicher Zustand ihr gewisse Rücksichten aufzuerlegen beginnt. Da werden die Trio-Nachmittage wieder eingerichtet, da erscheint sie am 8. Oktober in einem Konzert zum Besten der Schröder-Devrient mit dem ersten Satz aus Webers As-dur-Sonate, — nach Roberts Urteil „schön gespielt", — am 30. Oktober mit der Schröder-Devrient zusammen in der Matinee einer blinden Sängerin, tags darauf wieder mit der Schröder zusammen in einem Konzert zum Besten des „Rat- und Hilfvereins" mit Beethovens Sonate für Piano und Violine und dem Capriccio in E-dur von Mendelssohn. Und im Dezember erbietet sie sich mit Schubert, unter Mitwirkung der Schröder-Devrient, zu drei musikalischen Soireen, für die sich gleich über 300 Subskribenten finden.

Zwei davon fanden auch im Dezember selbst statt. Die erste, wo sie die Sonate von Bach für Pianoforte und Violine (Nr. 2 As-dur) und Mendelssohns Trio Op. 66 mit den Schuberts spielte, fand ein „für Dresden höchst aufmerksames Publikum" und trug ihr

von Robert das Lob ein, daß sie nicht nur schön gespielt, sondern auch „ganz nach seinem Sinne akkompagniert habe“ (in den Schottischen Liedern von Beethoven, die die Schröder-Devrient sang). Die zweite, deren Festsetzung in diesem Monat sie allerdings dem phlegmatischen Schubert nur unter Kämpfen abringen konnte, brachte ihr vor allem eine große Freude: eine enthusiastische Aufnahme des Quintetts, die dem Komponisten galt. „Der Glanzpunkt Roberts Quintett, das einen wahren Enthusiasmus hervorrief, der sich nicht eher beruhigte, als bis Robert aus seinem Versteck hervortrat und sich bedankte. Ich habe solchen Enthusiasmus für einen Komponisten hier noch nicht erlebt.“

So schloß auch dieses Jahr allen Wirren zum Trotz unter fröhlichen Aspekten. Zum ersten Mal mochten sie die Empfindung haben, daß auch auf diesem so spröden und unwirtlichen Boden ihnen mit der Zeit noch volle schöne Ernten reifen könnten. Ganz vergeblich schien doch schließlich die Arbeit dieser 4 Jahre nicht gewesen zu sein. „Wir beide können nicht dankbar genug sein“, schreibt Clara am Silvesterabend, „für all das Gute und Freudige, das uns der Himmel auch in diesem Jahre verlieh.“

Wenn sie aber jetzt und in den folgenden Monaten immer wieder in lautem Jubel und Ausdrücken staunender Bewunderung sich erging über die Unerschöpflichkeit und Vielseitigkeit Roberts, so war angesichts dessen, was sich unter ihren Augen vollzog, jeder Ausdruck dafür eigentlich noch zu nichtssagend. Denn unmittelbar nach der Beendigung der „Genoveva“ war ohne die geringste Pause mit der Arbeit an einem neuen großen Werk begonnen worden. „Den 4. August“, heißt es im Tagebuche, „beendete Robert seine Oper. Gleich ging er aber auch schon wieder an ein neues Werk, eine Art Melodrama, „Manfred von Byron“, was ihn außerordentlich begeisterte. Er las es mir vor, und mich ergriff es tief . . . . . Robert hat sich das Gedicht nach seinen Gedanken arrangiert, um es für die Bühne wirksam zu machen, und er wird die Komposition

beginnen, sobald erst die vielen andern Arbeiten, die seiner jetzt warten, beseitigt sein werden."

Diese Hindernisse bestanden vor allem wohl in dem 4händigen Arrangement der C-dur-Symphonie, „einer für ihn sehr langweiligen Arbeit", die er am 26. August begann, „und in jenen Kinderstücken, von denen er die ersten Marie zu ihrem 7. Geburtstag bescherte. „Die Stücke, die die Kinder gewöhnlich in den Klavierstunden lernen, sind so schlecht, daß Robert auf den Gedanken kam, ein Heft (eine Art Album) lauter Kinderstückchen zu komponieren und herauszugeben. Bereits hat er schon eine Menge reizender Stückchen gemacht", schreibt Clara am 1. September. Gemeint ist jene Sammlung, die unter dem Titel: 40 Klavierstücke für die Jugend (Op. 68) mit einer Titelzeichnung von Ludwig Richter erschien, und die nach Schumanns Notizen vom 30. August bis 14. September 1848 entstand.

In der zweiten Novemberwoche wird zuerst wieder von fleißiger Arbeit am „Manfred" berichtet. „Seine Ouvertüre, die bereits beendet ist, scheint mir eins der poetischsten und fast ergreifendsten Stücke Roberts", schreibt Clara am 4. November, und am 14. November: „Robert brachte abends ein Fläschchen Champagner mit zur Geburtstagsfeier seines ersten Teiles des „Manfred", den er heute beendet hat." Sie mußte mitfeiern, ohne das Geburtstagskind selbst noch zu kennen, blieb aber nicht lange in Ungewißheit, denn am 22. spielte ihr Robert die erste Abteilung vor, „die von großartiger Wirkung sein muß auf der Bühne und mit der Instrumentation, die ganz originell scheint!" Und unmittelbar daran wieder reiht sich das „Adventlied"*, das „Kirchenstück auf einen Rückertschen Text", wie Clara es nennt, und „6 reizende 4händige Stücke"**, mit denen Robert Clara zu Weihnachten überraschte.

---

* Op. 71. Nach dem Handexemplar: skizziert am 25.—30. Nov. 1848. Instrumentiert 3.—19. Dezember.

** Bilder aus Osten, 6 Impromptus. Op. 66. Nach dem Handexemplar: Dezember 1848 entstanden.

Das Jahr 1849 aber brachte noch eine weitere Steigerung, es bezeichnet, jedenfalls hinsichtlich der sprudelnden Fülle der Erfindung und der unerschöpflichen Vielseitigkeit der Formen, den Höhepunkt in Schumanns Schaffen überhaupt.

Aus dem alten Jahr ins neue hinüber leiteten — wie ein Nachklang der Impromptus — die „Waldszenen" *; ihnen reihten sich dann im Februar an zunächst 3 zusammenhängende Stücke für Klavier und Klarinette **, die Clara bereits am 18. Februar mit dem Klarinettisten Kroth mit großem Vergnügen probierte. Der Reiz, die Klangwirkung des Klaviers auch im Zusammenwirken mit andern Soloinstrumenten zu probieren, lockte unmittelbar danach ein Adagio und Allegro für Klavier und Horn *** ans Licht, das Clara ebenfalls schon am 2. März mit dem Hornisten Schlitterlan mit „wahrhaftem Vergnügen" probierte: „Das Stück ist prächtig, frisch und leidenschaftlich, so wie ich es gern habe!"

„Jetzt kommen alle Instrumente an die Reihe", hatte Clara gleich nach der Vollendung geschrieben. Doch war es zunächst die Klangwirkung des Horns, die zu weitern Versuchen lockte, und die Folge war ein Konzertstück für 4 Hörner †, das am 11. März vollendet war. Und schon am 13. meldet das Tagebuch staunend von einer neuen Entwicklungsphase: „Robert komponiert jetzt Romanzen und Balladen für gemischten Chor ††, ein Genre, in dem noch nichts

* Waldszenen. 9 Klavierstücke, Frau Annette Preußer zugeeignet. Op. 82. Nach dem Handexemplar: Dresden 29. Dezember 1848—6. Januar 1849. Das Tagebuch erwähnt sie nicht.

** Phantasiestücke für Pianoforte und Klarinette. Op. 73. Nach dem Handexemplar: Skizziert Dresden den 11.—12. Februar 1849.

*** Adagio und Allegro für Pianoforte und Horn. Op. 70. Nach dem Handexemplar: Skizziert Dresden den 14. Februar. Nach dem Tagebuch: vollendet am 17. Februar 1849.

† Konzertstück für 4 Hörner und großes Orchester. Op. 86. Nach dem Handexemplar skizziert: Dresden d. 18.—20. Februar 1849.

†† Romanzen und Balladen für Chor. Heft I Op. 67. (König in Thule. Schön-Rohtraut. Heidenröslein. Ungewitter. John Anderson.) Nach dem Hand-

geschrieben ist . . . welch ein glücklicher Mensch ist er doch! welch Wonnegefühl muß es sein, durch eine so unerschöpfliche Phantasie immer in eine höhere Lebenssphäre versetzt zu werden!" Drei Tage später ist auch das vollendet: „Am 16. März beendete Robert seine Balladen und Romanzen für Chor, 12 an der Zahl*. Die meisten sind im Volkston gehalten, einige im Schottischen Charakter, was sich im Chor sehr reizend machen muß." Unmittelbar daran schließen sich am 17. März die Romanzen für Frauenchor**.

Wenige Tage später drängt wieder neues zum Licht: „Am 29. März", berichtet das Tagebuch, „beendete Robert die Skizzen zu einem spanischen Liederspiel*** für 4 Stimmen — eine Art kleine Liebesgeschichte! erstes Begegnen, Sehnsucht, Verzweiflung, Wiedersehen und Vereinigung. Es ist dies ein Stück in ganz origineller Weise mit Begleitung des Klaviers, und die 4 Stimmen abwechselnd, Lieder, Duette und Quartette . . . . . Robert hat mir noch nichts davon vorgespielt, sondern nur eben die Idee mitgeteilt. Ich bin höchst ungeduldig darauf!" — Anfang April finden wir ihn bei der Ausfeilung der beiden Trios, aber schon am 19. April spielt er Clara „seine neuen Stücke für Klavier und Violoncello"† vor.

---

exemplar: Dresden im März 1849. Heft II. Op. 75. (Schnitter Tod. Im Walde. Der traurige Jäger. Der Rekrut. Vom verwundeten Knaben.) Nach dem Handexemplar: Dresden. März 1849.

* Das Manuskript enthält außer den unter Op. 67 und 75 erschienenen 10 Liedern noch „Das Schifflein" von Uhland, „Bänkelsänger Willi" von Burns, „John Anderson" 2. Bearbeitung, „Romanze vom Gänsebuben" a. d. Span., „Der Schmied" von Uhland, nach der Datierung der einzelnen Lieder alle vom 6.—15. März entstanden. Sie erschienen in Op. 141 Nr. 6 der nachgelassenen Werke.

** Romanzen für Frauenstimmen. Heft I. Op. 69. Nach dem Handexemplar: Dresden. März 1849. Heft II. Op. 91. Ebenfalls: März 1849.

*** Spanisches Liederspiel. Ein Zyklus von Gesängen aus dem Spanischen für eine und mehrere Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Op. 74. Nach dem Handexemplar: Skizziert am 24.—28. März 1849.

† Fünf Stücke im Volkston für Violoncell und Pianoforte. Op. 102. Nach dem Handexemplar: Dresden. 13.—15. April 1849.

„Es sind dies Stücke im Volkston und von einer Frische und Originalität, daß ich ganz entzückt war“, bemerkt diese dazu.

Wenn jetzt die Arbeit für einen Monat aber ruhte, so hatte dies nicht etwa, wie früher, seinen Grund in einer physischen Erschöpfung, die eine Erholungspause zur Notwendigkeit machte — obgleich, wie früher erwähnt, nicht nur im November 1848, sondern auch im Januar 1849 gelegentlich tiefe hypochondrische Verstimmungen wohl zur Vorsicht mahnen mochten. Sie waren aber, so schien es wenigstens, gerade durch die Arbeit überwunden — sondern in Ereignissen, die von außen kamen; zunächst dem am 9. April ganz plötzlich erfolgten Tod von Schumanns Bruder Karl, der ihn bei seinem so ungemein stark ausgeprägten Familiensinn aufs tiefste erschüttern mußte. „Mit tiefster Wehmut“, schreibt Clara, „fühle ich, daß ich und die Kinder nun noch sein einziges Gut sind, und möge der Himmel geben, daß es mir noch recht lange vergönnt sei, ihm in Liebe zur Seite zu stehen und für Verlorenes zu entschädigen.“

Tiefer aber als die hierdurch geweckten trüben Stimmungen, die Clara übrigens erfolgreich durch sofortige Einstudierung des spanischen Liederspieles, das dann in einer Matinee am 29. zusammen mit dem F-dur-Trio zur Aufführung kam, abzulenken und zu zerstreuen verstand, erschütterten die innere und äußere Ruhe die politischen Ereignisse: der Dresdener Maiaufstand, der wie ein Blitz aus heiterm Himmel sie aus tiefstem Frieden aufscheuchte. Das Tagebuch berichtet darüber:

„Donnerstag, den 3., gingen wir zu Tisch auf die Villa im Plauenschen Grunde und schwelgten so recht in der herrlichen Natur — wie es unterdes in der Stadt aussah, ahnten wir freilich nicht. Kaum waren wir eine halbe Stunde zu Haus, als Generalmarsch geschlagen und von allen Türmen Sturm geläutet wurde, bald auch hörten wir Schüsse. Der König hatte die Reichsverfassung nicht anerkennen wollen, bevor es nicht Preußen getan, und da hatte man denn die Stränge seines Wagens, in dem er fliehen wollte, zer-

schnitten, ihn somit gezwungen, zu bleiben, und versucht, sich des Zeughauses zu bemächtigen, von wo aus aber unter das Volk gefeuert wurde. Daß dies die größte Erbitterung hervorrief, läßt sich denken. Die Nacht verlief so ziemlich ruhig, doch am Freitag, den 4., fanden wir, als wir in die Stadt gingen, alle Straßen verbarrikadiert, auf den Barrikaden standen Sensenmänner und Republikaner, die die Barrikaden immer höher bauen ließen, überall herrschte die größte Gesetzlosigkeit, die Schleußen und das Straßenpflaster sowie die Steine auf den Straßen wurden aufgerissen und zu den Barrikaden verwendet; auf dem Rathaus saßen die Demokraten beisammen und wählten eine provisorische Regierung (da der König des Nachts auf den Königstein geflohen war), die auch alsbald Proklamationen aller Art erließen, alle den Kampf gegen die Soldaten betreffend, die mit Kanonen vor dem Schloß und in Neustadt lagerten. Auf unsrer Promenade durch die Stadt wurde uns auch der schreckliche Anblick von 14 Toten, die tags vorher gefallen und schrecklich zugerichtet zur Schau des Publikums im Hofe des Klinikums lagen. Ich konnte diesen Anblick lange nicht vergessen, und nur die viele Aufregung, die noch folgen sollte, verwischte den schrecklichen Eindruck. Der Tag und die folgende Nacht vergingen ohne Kampf, die Barrikaden stiegen zu förmlichen Festungen auf, die Spannung war furchtbar, wie sollte das enden, unter welchem Blutvergießen!

Sonnabend, den 5., schrecklicher Vormittag! es bildete sich auf unsrer Straße eine Sicherheitswache, und man wollte Robert dazu haben; nachdem ich ihn zweimal verleugnet, die Leute aber drohten, ihn suchen zu wollen, flüchteten wir mit Marien zur Gartentür hinaus auf den böhmischen Bahnhof. Hier trafen wir u. a. Oberländer, der auf den Königstein zum König wollte, um noch einen Versuch zur Nachgiebigkeit zu machen. Hier standen Sensenmänner, welche achtgaben, daß niemand mit Gewehr abfahren sollte. Um 1 Uhr fuhren wir nach Mügeln — ich war

sehr betrübt, daß wir nicht Elisen wenigstens noch mitgenommen hatten, doch waren wir fort, wie wir gingen und standen, hatten also auch nicht Zeit, noch die Kinder mitzunehmen, und Robert dachte, wir würden schon am Abend zurückkehren, doch ich glaubte daran nicht, besonders, als kurz vor unsrer Abfahrt das Stürmen und der Kampf in der Stadt begann.

Von Mügeln aus gingen wir zu Fuß nach Dohna, aßen dort, warteten noch Nachrichten mit dem nächsten Zug ab, die eben nichts Tröstliches enthielten, und fuhren um 7 Uhr nach Maxen*, wo wir ziemlich viel Besuch vorfanden . . . .

Meine Angst den ganzen Tag über war fürchterlich, denn fortwährend hörte man den Kanonendonner, und dazu die Kinder in der Stadt. Schon am Abend wollte ich in die Stadt, um sie zu holen, doch wurde es zu spät, und ich fand niemand, der mich so spät noch begleiten wollte. Robert konnte nicht mit mir, denn man hatte ausgesprengt, die Insurgenten suchten alle waffenfähigen Männer in den nächsten Umgebungen auf und zwängen sie, am Kampfe teilzunehmen. Ich machte mich nun am

Montag, den 7., morgens 3 Uhr nach der Stadt auf, begleitet von der Tochter des Verwalters auf dem Gute. Frau von Berg fuhr auch mit. Das war eine schreckliche Fahrt, diese Angst, ob ich auch wieder aus der Stadt herauskommen würde! ich dachte nicht, daß ich heute den Weg wieder zurückmachen würde. — Wir fuhren bis Strehlen, und dort ging Frau von Berg ihren Weg und wir den unsern übers Feld nach der Reitbahngasse. Unter fortwährendem Kanonendonner gingen wir dahin, und plötzlich sahen wir, uns an die 40 Sensenmänner entgegenkommen. Wir wußten erst nicht, was beginnen, doch faßten wir uns ein Herz und gingen (mit uns noch ein Mann, den wir auf dem Felde getroffen) ruhig durch.

Glücklich kamen wir in die Reitbahngasse, wo noch alle Haus-

* Dem Gute des Majors Serre.

türen zu waren — es war grausig, hier diese Totenstille und in der Stadt das unaufhörliche Schießen! — Die Kinder fand ich noch schlafend, riß sie gleich aus den Betten, ließ sie anziehen, packte einige wichtige Sachen zusammen, und in einer Stunde waren wir zusammen wieder draußen auf dem Felde. Henriette, die ich schon krank verlassen, fand ich noch immer so, sie lag auf einer Stelle und nahm an nichts teil. Das beunruhigte mich auch sehr, gerade jetzt, wo sie mir so nötig war. — In Strehla setzten wir uns wieder in den Wagen, und noch vor Tisch waren wir wieder in Maxen, wo wir uns endlich alle wiederhatten; mein armer Robert hatte auch angstvolle Stunden verbracht und war daher jetzt doppelt glücklich. — Auf den Dörfern hatten wir überall Flüchtlinge getroffen, die uns Schreckliches aus der Stadt erzählten. Das Volk hält sich bewundernswürdig, und nie hätte ich den Sachsen solchen Mut zugetraut. Die Zuzüge nach der Stadt dauern unaufhörlich, und besonders sind viel Erzgebirger gekommen. Aber auch das Militär erhält fortwährend Zuwachs von Preußen, was die Erbitterung des Volkes aufs höchste steigert.

Dienstag, der 8., verging ohne Entscheidung. Der Kampf in der Stadt dauert ununterbrochen fort. Die Amme und 3 Kinder habe ich zum Doktor gebracht, wo wir vor 3 Jahren wohnten, damit wir nicht alle Majors belästigten. Unter andern waren dort ein Herr von Albeding mit Frau und Tochter, Frau von Hann, die neben uns in der Stadt wohnen, so auch war die Familie von Stephanitz dort. Dies waren alles Aristokraten, die vom Volke nur en canaille und Gesindel sprachen, so daß es einem ganz unbehaglich wurde — der Major ist der einzige liberale Mensch im ganzen Hause und sagte einige Male tüchtig den Aristokraten seines Herzens Meinung! —

Abends 11 Uhr kam Mathilde (unsre Köchin) aus der Stadt, ein gutes, höchst brauchbares Mädchen, die mir wirkliche Dienste in dieser ganzen Zeit geleistet hat.

Mittwoch, den 9., sahen wir den ganzen Morgen von der Räcknitzer Höhe Rauchwolken aufsteigen und bildeten uns ein, man bombardiere die Stadt von da aus. Wir ängstigten uns um die arme Henriette, die, wie uns die Köchin sagte, die ordentlichen Blattern bekommen hatte. Zu Mittag aber erfuhren wir, daß am Morgen die Stadt vom Volk geräumt worden war, nachdem das Militär mit Bombardement gedroht hatte, da es die Hauptbarrikaden nicht einnehmen konnte. Die provisorische Regierung war schon in der Nacht um 2 Uhr geflohen mit einer großen Schar nach Freiberg.

Donnerstag, den 10., hörten wir von schrecklichen Greueltaten, die das Militär verübte; alles schossen sie nieder, was sie an Insurgenten fanden, unsre Wirtin in der Stadt erzählte uns später, daß ihr Bruder, Besitzer des goldnen Hirsches in der Scheffelgasse, zusehen mußte, wie die Soldaten 26 Studenten, einen nach dem andern, erschossen, die sie dort in einem Zimmer gefunden hatten. Dann sollen sie die Menschen zu Dutzenden von den dritten und vierten Stockwerken herab auf die Straße geworfen haben. Es ist zu schrecklich, solche Dinge erleben zu müssen! So müssen sich die Menschen das bißchen Freiheit erkämpfen! wann wird einmal die Zeit kommen, wo die Menschen alle gleiche Rechte haben werden? wie ist es möglich, daß der Glaube unter den Adligen, als seien sie andre Menschen als wir Bürgerlichen, so eingewurzelt durch so lange Zeiten hindurch sein konnte!

Nachmittag fuhren wir in die Stadt, Robert blieb jedoch in Strehla, weil wir hörten, das Militär ließe niemand ohne Passierschein zur Stadt hinaus, und denselben heute noch zu holen, war es zu spät, da wir noch nach Maxen zurück wollten. Ludwig verließen wir recht unwohl, was uns beunruhigte. — In meinem Logis angelangt, machte ich mich darüber her, meine Sachen, die Mathilde erst alle wieder aus dem Keller geholt hatte, wo sie sie einige Tage vorher wegen Feuersgefahr versteckt, wieder in Ordnung zu bringen. Bald kam der Doktor und widerriet mir,

Henrietten fortschaffen zu lassen, (was ich eigentlich in Absicht gehabt hatte) da es ihr Schaden zuziehen könne, er widerriet aber auch, daß wir mit den Kindern ins Logis kämen, und so mußte ich mich denn entschließen, noch einiges zusammenzupacken, um 14 Tage bis 3 Wochen noch bei Majors in Maxen zu bleiben.

Bald kam der Vater, der von allen Greueln, von denen ich gehört, nichts wissen wollte. Nachdem er fort war, kam Robert, dem es draußen keine Ruhe mehr gelassen hatte. Wir gingen nun zusammen durch die Hauptstraßen der Stadt, um uns die Hauptkampfplätze anzusehen. Es ist kaum möglich, ein Bild zu geben von dieser Verwüstung. Tausende von Löchern von den Kugeln sieht man an den Häusern, ganze Stücke Wand herausgebrochen, das alte Opernhaus total niedergebrannt, desgl. 3 schöne Häuser in der Zwingerstraße, auch in der kleinen Brüdergasse, kurz, es ist schrecklich anzusehen, und wie mögen die Häuser erst im Innern aussehen! Die Wände durchgebrochen, so daß die Insurgenten durch viele Häuser hindurch miteinander korrespondierten. Wie viele unschuldige Opfer sind gefallen, in ihren Zimmern von Kugeln getroffen worden usw. usw. Die Frauenkirche steckt voll von Gefangenen, und die Zahl beläuft sich schon auf 500. Kapellmeister Wagner soll auch eine Rolle bei den Republikanern gespielt haben, Reden vom Rathaus herunter gehalten, Barrikaden nach seiner Angabe haben bauen lassen und manches andre noch! — Die Straßen sind meist noch aufgerissen, die Trottoirs liegen noch umher, nur die Barrikaden sind hinweggeräumt. Die Stadt ist in Belagerungszustand erklärt — es wimmelt von Preußen — auf dem Altmarkt liegen sie auf Stroh umher. Es ist ein entsetzliches, aber interessantes Bild, die Straßen jetzt! Wir fuhren abends noch wieder nach Maxen, Robert hatte aber unterwegs den sehr glücklichen Gedanken, nicht in Maxen zu bleiben, lieber in das nahe liegende Kreischa, das viel lieblicher gelegen und ein milderes Klima hat, zu ziehen, und fuhren wir dann Freitag, den 11., früh mit Sack und Pack dahin ab."

So sehr sie eigentlich Grund haben mußten, in dem glücklich erreichten Asyl zufrieden zu sein, so wenig wollte ihnen beiden, namentlich aber Clara, „diese plötzliche gänzliche politische Ruhe nach so gewaltiger Aufregung" behagen. „Der Kontrast ist zu groß auf einmal." Erst die schleunigst abonnierte Augsburger Allgemeine Zeitung, die von ihnen beiden verschlungen wurde, „vorzüglich von Robert, der gar nicht aufhört zu lesen", und ihren Heißhunger nach Nachrichten ausgiebigst befriedigte, stellte allmählich das innere Gleichgewicht her und söhnte sie mit ihrer idyllischen Umgebung aus. Aber die Erregung zittert doch noch sehr lange nach, die Nachricht von Wagners steckbrieflicher Verfolgung, der Anklage gegen Semper u. a. bringt immer wieder aufs neue die Gemüter in Wallung.

„Der Wirrwarr in der Welt ist jetzt furchtbar", schreibt Clara am 18. Mai. „Gott weiß, wie sich alles abwickeln wird". Tags zuvor aber hatte sie „auf des Kantors Instrument" Roberts eben beendetes „Liederalbum" probiert*.

„Merkwürdig erscheint es mir, wie die Schrecknisse von außen, seine innern poetischen Gefühle in so ganz entgegengesetzter Weise erweckt. Über den ganzen Liedern schwebt ein Hauch der höchsten Friedlichkeit, mir kommt alles darin wie Frühling vor, lachend wie die Blüten." Ja, wunderbar, als ob „kein Klang der aufgeregten Zeit" in seiner Seele ein Echo geweckt hätte, ist der Künstler wieder am Werk, und der Strom der Melodien flutet aufs neue in dem kleinen dörflichen Zimmer, das nicht einmal ein noch so bescheidenes Klavier birgt.

Am 23. Mai meldet das Tagebuch: „Robert hat in den letzten Tagen 5 Jagdlieder für Männerchor mit Begleitung von 4 Hörnern**

---

* Lieder für die Jugend. Op. 79. (Titelblatt von Ludwig Richter.) Nach dem Handexemplar: „Dresden und Kreischa vom 21. April—13. Mai 1849".

** Zur hohen Jagd. Habet acht! Jagdwagen. Frühe. Bei der Flasche. Fünf Gesänge aus H. Laubes Jagdbrevier für vierstimmigen Männerchor. (Mit

(ad libitum) geschrieben, die wir ehestens im Verein zu probieren hoffen." Am 25. Mai: „Robert komponiert immer fleißig, er schreibt jetzt an einem religiösen Gesange; wie und in welcher Art, hat er mir noch nicht gesagt." Und am 29. Mai: „Robert beendete heute seinen religiösen Gesang für doppelten Männerchor* und war sehr befriedigt davon."

Wer den Text liest „Verzweifle nicht im Schmerzenstal, Wo manches Wasser quillt aus Qual, Oft braust der Sturm, und hinter ihm ein Lauschen Gottes allzumal" usw., der möchte allerdings wohl glauben, daß es doch der Widerklang der stürmischen Weltbegebenheiten da draußen war, der in der Vertonung dieser Friedens- und Trostesworte seinen künstlerischen Ausdruck suchte und fand. Und daß tatsächlich auch die stürmische Zeit einen unmittelbaren Anteil an seinem musikalischen Schaffen zu erobern verstanden hatte, das bewiesen die „4 Märsche auf das Jahr 1849", von deren Vollendung Clara am 15. Mai berichtet, „äußerst brillant und originell. Es sind Volksmärsche und von pompöser Wirkung. Er wird sie gleich drucken lassen**."

Diese entstanden aber erst nach der Rückkehr nach Dresden, die wenige Tage nach Roberts Geburtstag zu Claras großem Kummer erfolgt war. Schumann hatte — wohl infolge der Überarbeitung — plötzlich erklärt, es draußen nicht mehr aushalten zu können.

Vorher war noch in Kreischa in den ersten Maitagen das Minnespiel aus Rückerts Liebesfrühling*** entstanden.

Begleitung von vier Hörnern ad libit.) Op. 137. Nach den Kompositionen verzeichnet: „18.—21. Mai."

* Verzweifle nicht im Schmerzenstal, von F. Rückert. Motette für doppelten Männerchor mit Begleitung der Orgel (ad libitum) Op. 93. Handexemplar: „Skizziert: Kreischa bei Dresden, vom 25.—31. Mai (?) 1849. Für Orchester instrumentiert Düsseldorf im Mai 1852. Zum erstenmal aufgeführt Leipzig in der Paulinerkirche d. 4. Juli 1850 unter meiner Direktion."

** „Vier Märsche für Pianoforte 1849." Op. 76. Handexemplar: „Dresden 12.—16. Juni 1849."

*** Minnespiel aus Fr. Rückerts Liebesfrühling für ein und mehrere Sing-

So unfreundlich auch das in ein Heerlager verwandelte Dresden die Flüchtlinge empfing, und so verdrießlich namentlich Clara in diesem Augenblick die schon an sich verhaßte preußische Einquartierung war — „erst kommen sie, um unsre Bürger, die ihnen nichts getan, niederzuschießen, und dann müssen wir ihnen umsonst noch einmal zu essen und zu trinken geben — das ist eine Schmach! — Dresden wimmelt von Preußen, wo man geht und steht, stößt man auf sie, daß es einem ganz unerträglich wird“, klagt sie — auf Schumanns produktive Laune vermochten diese Störungen keinen Einfluß zu gewinnen; ja sie schienen sie geradezu zu steigern, als suche er durch immer innigeres Versenken in seine Kunst, sich von den Dissonanzen der Außenwelt, in denen ja auch seine Seele mit schwang, zu befreien.

Noch in Kreischa hatte er die Lieder Mignons aus „Wilhelm Meister“ zu komponieren begonnen, in den ersten Julitagen wuchs daraus das Requiem*, dessen Musik Clara, als er sie ihr am 3. Juli vorspielte, „aufs tiefste erschütterte.“ Noch heftiger ergriff sie — die ihrer schweren Stunde entgegensah — die tiefe Melancholie der Harfnerlieder, von denen er ihr am 6. Juli zwei eben entstandene vorspielte.

Aber es war, als hätte er diese Tiefen und Schatten Goethescher Tragik erst durchwandern müssen, um zu den tiefsten Abgründen menschlichen Leidens hinabzudringen, aus denen Gretchens Seelenqual im „Faust“ aufstöhnt. Am 14. Juli spielte er Clara die eben beendete Szene „im Dom“, die „Szene im Garten“ und „Ach neige du Schmerzenreiche“ vor. „Lange ergriff mich nichts so als dieser Verein von Worten und Musik, es macht einem den Eindruck,

stimmen mit Begleitung des Pianoforte. Op. 101. Handexemplar: „Kreischa bei Dresden vom 1.—5. Mai 1849.“

* Lieder und Gesänge und Requiem aus Goethes Wilhelm Meister für Gesang und Pianoforte. Op. 98. Nach dem Handexemplar: „Lieder in Kreischa im Mai 1849. Requiem skizziert d. 2. u. 3. Juli 1849 in Dresden.“

als wäre beides einer Seele entsprungen. Ich kann keinen Ausdruck finden für das wonnigliche Gefühl, was mich wieder bei dieser herrlichen Musik förmlich übermannt. Wenn Robert etwas geschrieben hat, was mich so ganz mit Entzücken erfüllt, so macht sich die Freude darüber in Tränen Luft", schreibt Clara.

Zwei Tage drauf ward ihnen der dritte Knabe — Ferdinand — geboren.

Auf die Wahl der Mignonlieder war Schumann wohl durch die innere Beschäftigung mit Goethe überhaupt, die ja der bevorstehende hundertjährige Geburtstag — am 28. August — nahelegte, gebracht worden. Dieses Ereignis hatte wohl auch wieder zu erneuter Versenkung in den „Faust" Anlaß gegeben, zumal im Juli im Chorgesangverein die Proben für die am 29. August stattfindende Aufführung der Schlußszenen des 2. Teiles begonnen hatten. Während das offizielle Dresden sich mit der Aufführung der von Gutzkow eingerichteten Helena-Szenen aus dem zweiten Teil mit der Musik von Reissiger begnügte, kamen aus Weimar und Leipzig fast gleichzeitig von Liszt und Härtel die Bitten um Überlassung der Schlußszenen aus dem „Faust", so daß tatsächlich in drei Orten zugleich zur Goethefeier die Schumannsche Musik den musikalischen Begleitakkord zu Goethes großer Dichtung gab. Die Dresdener Aufführung am 29. August nachmittags im Großen Garten, in der außer der Schlußszene des „Faust" Mendelssohns „Walpurgisnacht" gesungen wurde, machte sichtlich tiefen Eindruck auf die Zuhörerschaft. Die Solisten, Mitterwurzer an der Spitze, standen durchaus auf der Höhe, und der Chor „sang mit großer Liebe, denn alle waren begeistert dafür." Auch aus Weimar brachte in der ersten Septemberwoche „der junge Bülow", der den „Faust" dort gehört und „ganz entzückt davon war", gute Kunde. Weniger aber schien nach den Zeitungsberichten aus Leipzig dort die Feier gelungen; vor allem befremdete die Nachricht, daß dort der Schlußchor, der doch unstreitig den Höhepunkt des Ganzen bildet, am

wenigsten angesprochen, wie Clara meinte, „vielleicht weil seine Anfangsperiode nicht in rechtem Einklang mit den Worten stände und er bei allen einzelnen Schönheiten doch etwas materiellere Farbe trage als die ganze übrige Musik". „Robert wird wohl", schließt sie, „bei Herausgabe des Werkes den später komponierten Schlußchor*), der an musikalischem Wert wohl über dem ersten steht, beibehalten. Bei alledem gebe ich den ersten mit Schmerzen auf, und ginge es nach mir, so würden beide Chöre gedruckt." Im übrigen setzte sie ihre Hoffnung auf eine baldige Wiederholung der Aufführung unter Roberts eigner Leitung, da Rietz offenbar das Tempo völlig vergriffen habe. „Robert ist so gleichgültig darüber, daß ich es nicht begreifen kann."

Roberts Gedanken wanderten eben schon auf neuen Pfaden, die ihn weit weg entführten aus jenen hohen Regionen, und auf denen er den Seinigen doch näher war als je. Er war einmal wieder im Kinderland, und an seiner Hand ging sein Töchterchen Marie und bemühte sich, Schritt zu halten, so große Schritte auch der Vater machte. Am 13. September wurde Clara von ihm durch einen „Geburtstagsmarsch" überrascht, den er ihr mit der kleinen Marie vierhändig vorspielte. Und außerdem lagen auf ihrem Geburtstagstisch zwei andre vierhändige Stücke „Bärentanz" und „Gartenlied"**. Ihre Hoffnung, es würde diesen noch eine Reihe andrer folgen, so daß es „wieder ein Album*** gibt", erfüllte sich schnell. Schon am 20. September schreibt sie: „den vierhändigen Stücken sind noch drei gefolgt: „Am Springbrunnen", „Reigen" und „Turniermarsch". Das erste ist höchst originell lieblich, träumerisch; man wird selbst an den Springbrunnen versetzt, sieht allerlei kuriose Dinge darin

* Vgl. oben S. 166 Anm.

** Als „Gartenmelodie" gedruckt.

*** 12 vierhändige Klavierstücke für kleine und große Kinder. Op. 85. Nach dem Handexemplar: „10.—15. Sept. 1849 und 27. Sept.—1. Oktober."

die Kugel, die ganz komische Wendungen macht und zuletzt doch wieder ihre erste Stellung einnimmt, kurz, man träumt mit, ohne daß man es weiß, bis zum Schluß des Stückes, wo man höchst vergnügt einander anlächelt. So geht es uns, wenn wir (Robert und ich) es zusammen spielen.“ Am 28. September kamen dann noch dazu „Beim Kränzewinden“ und „Gespenstermärchen“.

Zwischen diesen lachenden Kindergesichtern aber hatte mittlerweile auch schon wieder ein ernster Ton geklungen. Am 20. September schreibt Clara: „Robert hat heute die Skizze zu einem Konzert-Allegro mit Einleitung* beendet und fängt nun an es zu instrumentieren. Ich freue mich sehr darauf, es zu spielen — sehr leidenschaftlich ist es, und gewiß werde ich es auch so spielen. Die Introduktion, die mir ganz klar geworden (Robert spielte mir es erst einmal vor), ist sehr schön, die Melodie eine tief empfundene, — das Allegro muß ich erst noch genauer kennen, um einen vollkommenen Eindruck davon zu haben.“

Der „vier doppelchörigen Gesänge“**, die im Oktober entstanden, gedenkt das Tagebuch nicht, wohl aber aus dem November (5. November) eines Liedes für Chor und Orchester, Text von Hebbel***; und zu Weihnachten überraschte er sie durch „sein hundertstes Opusculum, drei Romanzen für die Oboe mit Begleitung des Klaviers†, womit also jene Versuche aus dem Anfang des Jahres wieder aufgenommen und abgeschlossen wurden.

Ein neues Experiment nach andrer Richtung stellten dagegen die „Drei Gesänge aus Lord Byrons hebräischen Gesängen“ mit

* Introduktion und Allegro apassionato. Conzertstück für das Pianoforte mit Begleitung des Orchesters. Op. 92. Handexemplar: „Skizziert Dresden 18.—20. Sept. 1849.“

** Op. 141. Nach dem Kompositionsverzeichnis die drei ersten vom 11.—16. Oktober, das letzte Ende Oktober.

*** Nachtlied von F. Hebbel für Chor und Orchester. Op. 108. Handexemplar: „Dresden, skizziert den 4. November 1849, instrumentiert vom 8. bis 11.“

† Drei Romanzen für Oboe ad libitum Violine oder Klarinette mit Begleitung des Pianoforte. Op. 94. Handexemplar: „Dresden im Dezember 1849.“

Begleitung der Harfe* dar, die Anfang Dezember entstanden, und ebenfalls einen neuen Versuch — sprechende Menschenstimme zum Klavier — die Komposition von Hebbels „Schön Hedwig"** Ende Dezember.

Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Produktionskraft eines Menschen, die dem Leser schon unwillkürlich den Atem benimmt, muß man sich wirklich erst wieder mit Gewalt darauf besinnen, daß neben diesem Mann in dieser Zeit auch eine Frau steht, die nicht bloß mit zu lieben und mit zu trauern, sondern auch mit zu handeln, als Künstlerin zu schaffen, berufen ist. Und schwer war es ihr denn auch geworden in der zweiten Jahreshälfte, sich immer ihrer Pflichten gegen sich selber bewußt zu bleiben. Litt sie doch als reproduktive Künstlerin viel mehr als Schumann unter den „Fratzen des Tages" — mit Goethe zu sprechen —, die ihr nicht nur die Sorgen des Alltagslebens sondern auch die Not der Zeit in den Weg führten. „Hier habe ich noch gar keine Lust", schreibt sie Mitte Mai nach der Rückkehr nach Dresden, „zu irgend einer Arbeit, und was mich am meisten betrübt, ich finde nicht einmal Freude an der Musik." Bezeichnend ist auch eine gelegentliche Bemerkung im August über den Besuch eines musikalischen Freundes: „unser Gespräch drehte sich weit mehr um Politik denn um Musik." Die musikalischen Anregungen und damit musikalische Freuden gewährte ihr in diesen Monaten, abgesehen natürlich von dem Anteil, den sie als Frau Robert Schumanns an seinem Schaffen innerhalb der vier Wände des Hauses nahm, der Chorgesangverein, an dessen Übungen zum „Faust" im August sie sich mit großem Eifer beteiligte. Ebenso waren im September die Mitwirkung bei Mignons Requiem

* Die Tochter Jephtas. An den Mond. Den Helden. Drei Gesänge aus Lord Byrons Hebräischen Gesängen für eine Singstimme mit Begleitung der Harfe oder des Pianoforte. Op. 95. Handexemplar: „den 4. u. 5. Dez. 1849."

** Schön Hedwig. Ballade von Hebbel für Deklamation mit Begleitung des Pianoforte. Op. 106. Handexemplar: „Dresden, den 22. Dez. 1849."

und die Ende des Monats beginnenden Proben zur „Peri“ für sie allemal Fest- und Arbeitstage zugleich. Leider ward dann aber die dadurch schließlich geweckte Lust für die eigne Arbeit, gerade im Beginn des Winters, durch eine heftige Erkältung, die ihr wochenlang jedes Musizieren unmöglich machte, empfindlich wieder gehemmt. Erst Mitte November konnten daher ihre Soireen wieder beginnen, die aber auch in der Folge noch öfter, nicht zu ihrer und noch weniger des Publikums Freude, Abänderungen und Verschiebungen erfuhren. Ja Clara war geneigt, geradezu eine gewisse Kälte des Publikums, die sie diesen Winter zu spüren glaubte, darauf zurückzuführen. Die Hauptsache war aber doch wohl, daß für öffentliche Kunstübung und ihren Genuß sowohl Künstler wie Publikum verhältnismäßig noch zu sehr unter dem Eindruck der politischen Erregungen standen. Es brauchte Zeit auf beiden Seiten, die rechte Stimmung wiederzufinden.

Um die Wende des Jahres* 1849/50 entstand die Skizze eines neuen Werkes für Chor und Orchester, des „Neujahrsliedes“ von Rückert**, dessen Text, offenbar aus der Stimmung der bedrängten gärenden Zeit, ihn lockte:

„Mit eherner Zunge, da ruft es: gebt acht!
Ein Jahr ist im Schwunge zu Ende gebracht.
Ihr freudigen Zecher, hebt tönende Becher,
Begrüßet das junge, das Jahr, das erwacht.“

Die Frage:

„Im Dunkel geboren, im nächtigen Schoß,
Da tritt's aus den Toren des Lebens wie groß!
Was führst du im Schilde? Was zeigst du im Bilde,
Was rüsten die Horen für wechselndes Los?“

schwebte auf aller Lippen, diesmal mehr als je beim Ausblick in die Zukunft. Für Schumann und die Seinen aber hatte die eherne

* Nach dem Kompositionsverzeichnis: am 27. Dezember 1849—3. Januar 1850.

** Neujahrslied von Friedrich Rückert für Chor mit Begleitung des Orchesters. Op. 144.

Zunge noch einen besondern Klang. Es klang fast wie eine Warnung: „Gebt acht!"

Wichtige und ernste Zukunftssorgen drängten zur Entscheidung. Je länger desto mehr empfand Schumann seine Stellung in Dresden als unhaltbar; zweifellos als Musiker die größte geistige Kapazität Dresdens, stand er immer noch, nach fünf Jahren größter schöpferischer Tätigkeit auf diesem Boden, dem offiziellen Dresden, den führenden musikalischen Kreisen so fremd gegenüber, wie am ersten Tage. Nicht nur, daß man keine Fühlung mit ihm suchte, man ging ihm aus dem Wege und gab ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verstehen, daß seine Anwesenheit nicht gern gesehen würde. Der Intendant von Lüttichau hielt es z. B. nicht nur für überflüssig, sich und seinem Theater die Ehre zu erweisen, Robert Schumann und Clara Schumann einen Platz freiwillig zur Verfügung zu stellen, sondern er schlug ein schließlich von Schumann an ihn gerichtetes Gesuch, weit davon entfernt, wenigstens jetzt seinen Fehlgriff gutzumachen, ab mit der Begründung, freier Eintritt könne nur solchen Musikern gewährt werden, die „für die hiesige Bühne schreiben!" Und als dem gegenüber in einer zweiten Eingabe dieser „noch nicht für die hiesige Bühne geschrieben habende" Robert Schumann zur Entschuldigung und Erklärung seiner Bitte sich zu bemerken erlaubte, daß er sich eben jetzt mit der Komposition einer Oper beschäftige und ihm gerade deshalb viel daran gelegen sei, die Oper oft zu besuchen, erfolgte eine noch gröbere Abweisung. Und ebenso hatte ihm noch unlängst die Behörde für eine von ihm beabsichtigte Trauerfeier für Chopin die Frauenkirche abgeschlagen*.

Um hier etwas zu gelten, genügte eben ein berühmter Name nicht, dafür bedurfte es einer amtlichen Beglaubigung durch ein staatliches Amt oder mindestens einen staatlichen Titel. Ob es aber bei Schumanns Individualität gerade eine Verbesserung bedeutet hätte,

---

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 365. Brief an Hiller vom 3. Dez. 1849. S. 323.

wenn man ihm die durch Wagners Verwicklung in den Maiaufstand erledigte zweite Kapellmeisterstelle an der Oper übertragen hätte, das war eine Frage, die alle, die ihn und die Verhältnisse am Dresdener Hoftheater genauer kannten, unmöglich bejahen konnten, und die Bemühungen guter Freunde darum waren, wie selbst Clara sich im stillen sagte, in Wahrheit ein schlechter Freundesdienst; erkannte sie doch ganz richtig, daß er nicht nur für die Stelle, sondern „selbst auch als Künstler nicht nach Dresden passe", „warum", setzt sie hinzu (Tagebuch vom 22. Januar 1850), „will ich nicht schwarz auf weiß aussprechen." Insofern war es also auch von ihrer Seite nicht ganz logisch, wenn sie den wirklichen guten Freunden einen Vorwurf daraus glaubte machen zu dürfen, daß sie nichts für Robert täten, und sich entrüstete, daß namentlich Carus seinen Einfluß beim König nicht für Robert in die Wagschale geworfen hätte.

In dieser Atmosphäre von unbestimmten Erwartungen, kleinen Reibungen und Verstimmungen gerade mit den Allernächsten war nun im November plötzlich aus Düsseldorf durch Hiller die vertrauliche Anfrage ergangen, ob Schumann wohl geneigt sei, dort sein Nachfolger zu werden.

Schumann liebte den Rhein, liebte ihn als Romantiker. „Wir freuen uns vor allem auf den Rhein, auf den schönen lieben Rhein", hatte er 1845 vor einer geplanten (nicht ausgeführten) Rheinreise geschrieben*. Aber von Mendelssohn war ihm gerade über die Düsseldorfer Musiker ein Ausdruck in Erinnerung geblieben, der „schlimm genug klang"**. Anderseits hatte vor einigen Jahren der Düsseldorfer Maler Hildebrand, Mendelssohns Freund, Clara davon erzählt, daß man in Düsseldorf für seine Musik Verständnis habe und die „Peri" fleißig studiere. Immermann, der von ihm so verehrte Dichter des „Merlin" und von „Tristan und Isolde", hatte dort

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 276. S. 247.

** Brief an Hiller vom 19. Nov. 1849. Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 359. S. 318.

gelebt und viel geleistet. Von der Stadt selbst, ihrer Größe und Lage, hatte er nur eine ziemlich undeutliche Vorstellung, und als er in einer alten Geographie seinen Kenntnissen aufhelfen wollte, fand er, wie er an Hiller schrieb, „da unter den Merkwürdigkeiten angeführt: 3 Nonnenklöster und eine Irrenanstalt. Die erstern lasse ich mir gefallen, allenfalls, aber das letztere war mir ganz unangenehm zu lesen.“ Eine Reminiszenz aus dunkeln Tagen taucht auf: die Erinnerung an den Sommeraufenthalt 1845 in Maxen, wo die Aussicht auf den Sonnenstein ihn so beunruhigt hatte.

Und zu all diesen lockenden und warnenden Stimmen kam nun noch eins, was Schumann, wenn nicht das Scheiden an sich, so doch die Entschlußfassung im Augenblick schwer machte. Ihm war zumute wie einem Landmann, der im Augenblick, wo die Frucht auf dem mit saurem Schweiß bestellten Boden schnittreif ist, auswandern soll.

Endlich, nach langem Hin- und Herreden, Ärgernissen und Mißverständnissen glaubte er die Aufführung seiner „Genoveva“ in Leipzig im Februar gesichert; auch in Frankfurt schien sie nahe bevorzustehen. Ein durchschlagender Erfolg auch nur in Leipzig konnte seine ganze Stellung mit einem Schlage völlig verändern. Sollte er sich da binden, ehe der Würfel gefallen? Und nun die guten Freunde in Dresden dazu, die warnten, nichts zu übereilen, es müsse in Dresden etwas geschehen, wobei immer noch im Hintergrund Richard Wagners verlassenes Dirigentenpult als Lockung winkte*.

„Von allen Seiten“, schreibt Clara am 13. Januar, „werden wir jetzt bestürmt, doch nicht von Dresden fortzugehen, anderseits setzen die Düsseldorfer wieder stark zu, daß sich Robert zur Annahme der dortigen M.-D.-Stelle entschließe — kurz, wir leben in einer fatalen Unschlüssigkeit. Der Umzug ist doch gar mühevoll, die Stellung hat aber viel Annehmlichkeiten — 10 Konzerte und 4 Kirchenmusiken im

---

* Vgl. Schumanns Brief an Hiller vom 15. Januar 1850. Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 370. S. 326.

Jahr, wöchentlich eine Singübung mit einem aus 130 Mitgliedern bestehenden Verein. Die Wahl der Stücke hängt lediglich vom Dirigenten ab. Das Gehalt ist 700 Taler, wenn auch nicht viel, so doch als sichere Einnahme nicht zu verachten. Man will Robert vom 1. April an schon seinen vollen Gehalt geben, und er soll erst Ende August antreten, eine sehr annehmbare Bedingung, die uns schon fast den Umzug deckt. Und doch wird ihm hier so sehr zugeredet, sich um die zweite Kapellmeisterstelle zu bewerben; das kann er aber nicht, sein Rang als Künstler läßt es nicht zu."

Sie hatte vollkommen recht, und auch darin, daß sie in diesem Falle nur an ihn dachte. Robert hatte in einem Briefe an Hiller ausdrücklich die Frage gestellt: Würde sich für meine Frau irgend ein Wirkungskreis finden lassen? Du kennst sie, sie kann nicht untätig sein." Für sie kam in diesem Augenblicke aber nur das, was Robert Schumann seinem Namen schuldig war, in Betracht.

Und wenn jetzt im Dresdner Anzeiger plötzlich eine Stimme sich erhob, die Schumann das größte jetzt lebende Genie nannte und es als eine Schande für Dresden bezeichnete, wenn man einen solchen Mann ziehen ließe, so sorgte tags darauf ein zweiter, „sehr malitiöser" Artikel als Erwiderung dafür, daß sie sich über die Wandlung des allgemeinen Geschmacksniveaus in Dresden nicht etwa täuschenden Illusionen hingaben. Zu einer endgültigen, geschweige denn offiziellen Entschließung kam es aber auch jetzt noch nicht. Der engere und weitere Freundeskreis nahm gleichwohl die Sache als abgetan an.

Und so kam es, daß sie Anfang Februar in Leipzig schon mit einer von Friedrich Brockhaus, dessen Gäste sie diesmal waren, veranstalteten Abschiedsfeier — lebende Bilder aus der „Peri", mit Musik daraus, unter der Mitwirkung der nächsten Leipziger Freunde — überrascht wurden.

Im übrigen bereitete ihnen auch Leipzig diesmal allerlei Enttäuschungen. Die schlimmste, die sie gleich am ersten Tage empfing, war die Nachricht, daß die Aufführung der „Genoveva", deren

Proben jetzt beginnen sollten, zugunsten von Meyerbeers „Propheten" bis nach der Messe verschoben sei.

Die zweite Enttäuschung brachte die Aufnahme von Schumanns Introduktion und Allegro apassionato (Op. 92), das Clara am 14. Februar im Gewandhauskonzert zum erstenmal sich selber nicht zu Danke spielte, „da mir die Angst fürchterlich mitgespielt hatte". Man nahm zwar die Spielerin sehr warm und herzlich und die Komposition auch nicht eigentlich kalt auf. „Aber im ganzen genommen", schreibt Clara, „war ich heute sehr unglücklich, und der Grund lag erstens in dem Ärger oder vielmehr Betrübnis darüber, daß ich mich von der Angst so beherrschen lassen konnte, zweitens in dem Gefühle, daß das Publikum das schöne Konzertstück nicht würdigte, wie es dasselbe verdiente, und ich immer dachte, am Ende trüge ich Schuld daran; kurz, ich war tiefbekümmert", und diese Stimmung wurde erneut, als sie wenige Tage darauf in einer Soiree bei Moscheles mit diesem vierhändig Schumanns „Bilder aus Osten" spielte und dadurch wirklich den Komponisten „sehr erzürnte", weil sie „immer getrieben hatte." „Es ist aber", fügt sie zur Erklärung hinzu, „mit Moscheles unausstehlich spielen, da er alle Augenblicke ein furchtbares Ritardando macht." Und so gelang es ihr denn auch, noch an demselben Abend durch die mit David gespielte, sehr gut geglückte C-moll-Sonate von Beethoven den Erzürnten „ganz wieder auszusöhnen."

Man fühlt aber aus allen Aufzeichnungen und Äußerungen dieser Zeit, aus der bald grellen bald trüben Beleuchtung, in der Charaktere und Begebenheiten erscheinen, aus den ungewöhnlich scharfen und bittern Urteilen, die auch über Freunde fallen, nur zu deutlich eine nervöse Überreizung bei beiden heraus, die sich wohl einmal aus den Gemütserregungen, die der Januar gebracht, dann aber vor allem aus der tiefen Verstimmung über den abermaligen Aufschub der „Genoveva" erklärt.

Und so vermochte denn auch die enthusiastische Aufnahme, die bei ihrem ersten Konzert am 22. Februar das F-dur-Trio

(Op. 80), das sie mit Rietz und David spielte, fand und der Beifall, den die Variationen für zwei Klaviere (Op. 46) ernteten, sie nicht ganz über die Verstimmung hinwegzubringen, daß ihre beiden Mitspieler ihr tags zuvor auf der Probe nicht ein Wort über das „herrliche“ Stück gesagt hatten. Dagegen empfanden es beide als eine reine Freude und große Genugtuung, daß die Genoveva-Ouvertüre, die am 25. in einem Konzert zum Besten des Orchesterpensionsfonds unter Schumanns persönlicher Leitung vom Gewandhausorchester gespielt wurde, größte Begeisterung allseitig erregte. Denn sie belebte um so mehr die Hoffnung auf einen glänzenden Erfolg des ganzen Werkes, als wenige Tage zuvor die Vorlesung des Textes auf einen kleinen Hörerkreis, in dem sich u. a. Moscheles, Schleinitz, Dr. Härtel befanden, anscheinend den tiefsten Eindruck gemacht hatte, und außerdem Peters sich, und zwar „einen Tag vor dem Konzert“, erboten hatte, die ganze Oper zu drucken, „ein Anerbieten“, schreibt Clara, „wie es wohl nicht so leicht einem Komponisten für seine erste Oper gemacht wurde.“ So schloß mit einem am 26. Februar ihnen gebrachten Ständchen, in dem u. a. die Ritornelle gesungen wurden, und einem fröhlichen Abend bei Brockhaus, an dem Robert und Clara zusammen aus den vierhändigen Kinderliedern zum großen Entzücken der Anwesenden spielten, der Leipziger Aufenthalt, dem Abschiedsstimmung Licht wie Schatten gegeben hatte, noch ganz harmonisch. Abschied aber nahm man noch nicht, denn im Mai wollten sie wieder kommen, diesmal wirklich zur Aufführung der „Genoveva“.

Die unerwartete Hinausschiebung der Oper aber, zunächst als bittere Enttäuschung empfunden, sollte doch schließlich auch ihr Gutes haben.

„Von Hamburg hatten wir“, schreibt Clara, „Anfang dieses Winters eine Einladung erhalten, Robert, um einige seiner Kompositionen aufzuführen, ich, um zu spielen; wir hatten es abgeschlagen, weil sich wegen der Oper in Leipzig nichts bestimmen ließ, Robert auch keine Lust zu andern Unternehmungen hatte. Jetzt nun, wo mit der Oper nichts war, und wir uns doch einmal auf 6 Wochen

Abwesenheit eingerichtet hatten, schrieb ich wieder nach Hamburg und erhielt gleich eine freudige Antwort und erneute Einladung für das philharmonische Konzert. Desgleichen hatten wir nach Bremen geschrieben, das wir so mitnehmen wollten, da wir noch Zeit und in Leipzig doch nichts mehr zu tun hatten."

Nach einem ungemein herzlichen Abschied von Frau Brockhaus und ihren Töchtern, „die uns im wahren Sinne des Wortes auf Händen getragen . . . kurz uns das Leben so angenehm gemacht, daß wir uns immer wieder auf unser behagliches Zimmer freuten und uns zu Hause am wohlsten befanden" — ein Abschied um so schwerer, als Brockhaus im Begriff stand, von Leipzig fortzuziehen — wurde am 3. März die Reise angetreten.

Es wäre aber vielleicht klüger gewesen, sie hätten Bremen nicht „mitgenommen". Denn dort war ihnen bei ihrem letzten Dasein vor 8 Jahren in dem einflußreichen, ja in musikalischen Dingen in Bremen ausschlaggebenden Mitdirektor der s. g. „Privatkonzerte" Eggers ein Gegner entstanden, wie es scheint, infolge einer groben Taktlosigkeit von Eggers' Seite, die zu einer ziemlich gereizten und scharfen Auseinandersetzung zwischen dem Ehepaar Schumann einer- und Herrn Eggers anderseits geführt hatte. Sie mochten glauben, es sei inzwischen Gras darüber gewachsen, und ihre andern Freunde dort würden, im Verein mit dem seit kurzem dort weilenden Carl Reinecke, wohl alles in die richtigen Wege leiten. Um so peinlicher fühlten sie sich berührt, als gleich bei ihrer Ankunft Freund Töpken, Marie Garlichs, Claras Reisebegleiterin vom Jahre 1842, eine Nichte von Eggers und andere als erste Vorbedingung einen Entschuldigungsbesuch bei Herrn Eggers unerläßlich erklärten. „Uns fiel das nicht ein", schreibt Clara, „und als nun gar Töpken äußerte, wie traurig es für die Bremer sei, daß sie unter diesen Umständen keine Orchesterwerke Roberts zu hören bekämen, weil Eggers es hintertriebe, da riß dem Robert vollends die Geduld — ich glaube, nichts in der Welt hätte ihn jetzt bewegen können, solch einem

.... Großtuer einen Schritt entgegenzukommen. Wäre dieser Mensch nicht gar so eingebildet ... so hätte er ein paar Zeilen an Robert geschrieben, und wir hätten das Vergangene tempi passati sein lassen und wären hingegangen. Doch genug von diesen Lappalien, die ich gar nicht erwähnt hätte, hätten sie uns nicht den Aufenthalt insofern unangenehm gemacht, als Eggers in Bremen als Kunstautorität gilt und die Zöpfe gar nicht darüber hinweg konnten, daß diese Autorität einmal keine sein sollte."

So begnügte sich Clara am 7. März, mit Reineckes Hilfe, ein eignes Konzert in der Union zu geben „vor einem kleinen, aber höchst enthusiastischen Publikum", das vor allem auch das zweite Trio (Op. 80, mit Königslöw und Cabisius) und die Variationen für zwei Klaviere, die Clara mit Reinecke vortrug, zu schätzen wußte.

Trotzdem waren sie froh, Bremen bald den Rücken zu kehren, und wieder empfanden sie den Kontrast zwischen den beiden Hansastädten durchaus zugunsten Hamburgs: „Hamburg gefiel uns außerordentlich wieder, wie ganz anders großstädtisch ist das als Bremen! Wie herrlich der Jungfernstieg, das Leben, die Wohlhabenheit und alle unsre Bekannten, wie voller Freundlichkeit und Aufmerksamkeit."

Zu den alten Freunden Avé, Schuberth, Harriet Parish, „der lieben alten Freundin", gesellte sich diesmal aus Altona die treffliche Pianistin Frau Annette Petersen, die vor einigen Jahren nach Dresden gekommen war, um Schumannsche Musik bei Clara zu studieren, und beiden Schumanns freundschaftlich nahe getreten war. Ja Madame Petersen und ihr musikalischer Altonaer Kreis imponierten ihr diesmal in jeder Beziehung mehr als die tonangebenden Hamburger, vor allem fiel ein Vergleich zwischen den Hamburger Quartettstützen — Haffner (erste Geige) und Lee (Violoncell) mit den Altonaern Böie und Kupfer entschieden zugunsten der letztern aus. Grädeners originales, aber unausgeglichenes Talent schien ihnen durch Broterwerbstätigkeit empfindlich gehemmt: „er geht hier im Stundengeben unter." Viel Interesse erregte in

doppelter Hinsicht eine neue Bekanntschaft, die sie in einer Gesellschaft bei Avés machten, Marianne Wolf, die Wittwe Immermanns, jetzt mit dem Eisenbahndirektor Wolf verheiratet. Immermann war für beide Schumanns von jeher ein Gegenstand besonderer Verehrung, und nun kam noch dazu, wie viel ihnen diese Frau von ihrer neuen Heimat Düsseldorf zu erzählen hatte.

Auch die Befriedigung über die Aufnahme dessen, was sie den Hamburgern musikalisch Neues brachten, bewegte sich in aufsteigender Linie. Im philharmonischen Konzert, in dem Robert die Genoveva-Ouvertüre selbst dirigierte und Clara u. a. sein A-moll-Konzert spielte, befremdete sie zunächst wieder einmal die Hamburgische Kühle. „Die Hamburger halten es nicht für sehr anständig, viel zu klatschen, aber tun sie es, dann kommt's wie ein Schauer und ist gleich vorbei." —

Sehr viel wärmer schon wurden zwei Tage darauf in Claras eignem Konzert das Quintett, die Variationen für zwei Klaviere (zusammen mit ihrem ehemaligen Dresdener Schüler Otto Goldschmidt) und die C-dur Sonate von Beethoven aufgenommen. „Kurz es war eine sehr animierte Soiree", berichtet das Tagebuch, nur sollte sie ein tragikomisches Nachspiel haben, das im Augenblick die Stimmung etwas verdarb, aber später doch wieder in humoristischer Beleuchtung erschien. Das Tagebuch erzählt: „Nach der Soiree gingen wir mit Schuberth, Grädener und einigen andern wieder in einen Austerkeller und waren erst sehr lustig, was aber sehr unlustig endete! Robert hatte sich besonnen, daß heute, Frühlingsanfang, Bach und Jean Paul geboren waren, und stieß in seiner Freude darauf an." Grädener, heißt es nun weiter, habe darauf in der Weinlaune erklärt, Bach ja, aber auf Jean Paul könne er nicht mittrinken, und sich dann weiter über dieses Thema verbreitet, so „daß Robert aufstand und, nachdem er ihm gesagt, daß er ein unverschämter Mensch sei, fort ging. Schuberth mit uns. Mir war der Schreck in alle Glieder gefahren." Da Grädener tags

darauf sich bei Schumann entschuldigte, hatte der Zwischenfall keine weitern unliebsamen Folgen. Über die Erlebnisse der folgenden Tage aber mag Clara selbst berichten:

„Vorgestern schrieb Robert an Jenny Lind nach Berlin, daß wir bald über Berlin nach Dresden zurückkehren würden und uns sehr freuen, könnten wir einen Tag in Berlin mit ihr verleben. Robert hat ihr geschrieben, daß wir bis zum 23. hier bleiben — vielleicht kommt sie auch noch hierher, ehe wir abreisen. Wir erwarten mit Ungeduld Antwort.

Mittwoch, den 20., früh gingen wir mit Schuberth zum Daguerreotypisten, wo er gewiß ein halbes Dutzend Bilder von uns machen ließ, deren schönste er zum Druck benutzen will. Eins von Robert ist ganz herrlich geworden. Früh hatten wir auch Probe mit Böie und Kupfer.

Nach Tisch hatte ich mich eben ein wenig hingelegt und las in einem Briefe von Emilie über Jenny Linds Auftreten in Dresden, da kam sie selbst, eben erst von Berlin angekommen.

Ich war hoch erfreut, nicht weniger Robert, der jedoch den ganzen Tag so etwas wie Ahnung von ihrem Kommen gehabt hatte. Sie war höchst liebenswürdig und sagte, sie sei so schnell von Berlin gekommen, weil sie in Hamburg in meinem Konzerte singen wolle; nicht wenig erstaunt war sie zu hören, daß es vorbei, indem sie geglaubt hatte, es sei den 22., weil Robert geschrieben hatte, daß wir am 23. abreisen wollten. Sie erbot sich gleich, in Altona in meinem morgenden Konzerte zu singen, was ich natürlich mit Freuden annahm. Ich hätte sie mögen erdrücken voll Freude und Dankbarkeit! nachdem sie fort war, fuhr ich gleich nach Altona, um es dort noch bekannt zu machen, nur ist der Saal sehr klein und fast ganz von Subskribenten gefüllt, so daß nur wenige noch eingelassen werden können. Die Überraschung der Altonaer war groß! —

Donnerstag, den 21., vormittags besuchte uns die Lind zu einer kleinen Lieder-Probe, aus der aber noch mehr wurde, denn

sie sang eine ganze Menge von Roberts Liedern, und wie sang sie sie, mit welcher Wahrheit, mit welcher Herzinnigkeit und Einfachheit, wie sang sie „Marienwürmchen“ „Frühlingsglaube“ aus dem Album, das sie nicht kannte, vom Blatt — das bleibt einem unvergeßlich; welch ein herrliches gottbegabtes Wesen ist das, welch eine reine echt künstlerische Seele, wie erfrischt einen alles, was sie sagt, wie trifft sie immer das Rechte, spricht es aus mit wenig Worten, kurz nie wohl liebte und verehrte ich ein weibliches Wesen mehr als sie. Diese Lieder werden ewig in meiner Seele klingen, und wäre es nicht ein Unrecht, so möchte ich sagen, nie will ich mehr die Lieder von andern hören als von ihr. Daß Robert nicht weniger begeistert für sie ist, brauch ich wohl kaum zu sagen. Für den Komponisten ist es nun gar eine Wonne, seine Lieder sich so aus tiefster Seele heraus gesungen zu hören. Sie ging, und jedesmal wenn sie ging, blieb ich in einer gewaltigen Aufregung zurück, wo ihre Töne und Worte sich unaufhaltsam in meinem Innern kreuzten! — Was wirst Du, mein lieber Robert, sagen von diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen? Doch nicht ich allein, auch Du empfandest ja ebenso, nur laß ich alles mehr heraus aus dem Herzen! —

Die Soiree am Abend in Altona war herrlich! selten vereinte sich wohl soviel als heute! voller Saal, ungeheuer enthusiastisches Publikum, der herrliche Gesang, mein Spiel auch nicht schlecht, Roberts wundervolles Trio mit Böie und Kupfer, kurz es fehlte nichts zu einem schönen Ganzen! ich war sehr glücklich, auch dadurch, daß ich dem Publikum gegenüber als Künstlerin nicht gegen die Lind zurückstand, sondern gleiches Interesse und gleichen enthusiastischen Beifall fand als sie. Das begeisterte mich aber auch zur höchsten Anspannung meiner geistigen und körperlichen Kräfte. Ich hatte mich sehr vor dem demütigenden Gefühle einer Zurücksetzung gefürchtet, und daß es nun nicht so war, freute mich sehr! nun aber zu ihr! wie sang sie! wie das „rheinische Volkslied“ von Mendelssohn, wie den „Sonnenschein“ vom Robert — nein, das ist

nicht zu beschreiben, Robert sagte ihr, „da scheint einem wahrhaftig die Sonne auf den Buckel“, solch eine Frische und solch eine kindliche Unschuld und Naivität — das muß man hören und immer wieder hören, wie denn auch das Publikum nicht nachließ, daß sie es wiederholte. Und wie sang sie das „der Himmel hat eine Träne geweint“, mit welcher seelischen und geistigen Bedeutung! es läßt sich nicht in Worten sagen, welch himmlischen Eindruck dieser Gesang solcher Lieder macht! Nur Eines möchten wir der Lind noch beibringen, daß sie nur Gutes sänge, und all das Zeug (was sie an andern Orten gesungen) von Meyerbeer, Bellini, Donizetti u. a. weg von sich würfe, für das sie zu gut ist.

Freitag, den 22., vormittag Probe von Roberts erstem Trio zu einer Soiree, abends bei Lallemant (Avé). Zur Probe kam auch Jenny Lind. Vorher war Otten dagewesen und hatte sehr zugeredet, wir möchten sie bewegen, noch morgen in einer zu gebenden Matinee zu singen, doch, so sehr ich es gewünscht, so mochte ich es wenigstens nicht für mich tun! ich sprach mit ihr davon, ob sie nicht Konzert geben wollte, wo ich dann gespielt hätte, oder ob wir zusammen eine Matinee für die Armen geben wollten, doch alles dies wollte sie nicht, nur wenn ich für mich noch eine Matinee geben wollte, dann wollte sie singen und, statt früh, nachmittags erst nach Lübeck abreisen, wo sie durchaus Sonnabend noch sein wollte. Sie drang sehr in mich, und (wer hätte wohl solch einer Lockung widerstehen können) ich nahm es an. Offenbar sprach sich bei ihr der Wunsch aus, uns einen pekuniären Nutzen auch zu schaffen, wie sie dann auch später ihre große Befriedigung offen aussprach, als sie hörte daß die Matinee sehr voll sein würde. Sie wollte auch durchaus hohe Preise haben, doch das wollte mir nicht gefallen, und sie sah es dann auch ein. Nun hieß es aber tätig sein, denn erstens war in Hamburg nie eine Matinee gewesen, und dann hatten wir keine 24 Stunden mehr bis dahin. Hier bewies sich Schuberts ungeheure Tätigkeit, der schon eine Stunde darauf Zettel, Plakate fertig hatte, abends schon in den

Zeitungen bekannt gemacht hatte usw. Auch Otten und Avé bemühten sich mit.

Gegen Abend kam sie, die liebe freundliche Jenny zu uns, und da machten wir wieder Liederprobe, woraus aber wieder viel mehr entstand. Sie sang Nußbaum, Widmung, Frühlingsnacht, stille Liebe und noch eine Menge, auch aus Roberts Oper die Arie im letzten Akte. Tausendmal lieber hätte ich noch so den ganzen Abend mit ihr verbracht, als nun noch in Gesellschaft zu gehen, doch das half nichts, wir mußten. Jenny Lind sollte auch zu Avé kommen, doch wollte sie gern ihren Wirtsleuten (Madame Brunton und Frl. Semenoff, beides sehr liebenswürdige, gemütliche Damen, wo ich mir ein behagliches Befinden denken kann) den letzten Abend noch widmen, wie sie denn überhaupt Gesellschaften gar nicht liebt, ebenso auch im Hause schwer zugängig ist, für Neugierige gar nicht. Ihre Stimme pflegt sie außerordentlich, sie tanzt nicht (früher wohl sehr leidenschaftlich), sie trinkt weder Wein noch Tee noch Kaffee — in jeder Hinsicht ein ätherisches Wesen! — Außer ihrer großen Freundlichkeit, daß sie in zwei meiner Konzerte sang, deswegen da blieb usw.: war sie auch noch in andern Dingen äußerst aufmerksam! sie ließ mich z. B. nie zur Probe zu sich kommen, selber holte sie uns jedesmal zum Konzert ab, und so manches noch! — Welche Ansprüche machen da andre Sängerinnen. Zu Frl. Wagner mußte ich noch am Mittag des ersten Konzertes drei Treppen hinaufsteigen, um zu probieren, dann hatte sie kein einziges Lied gelernt, nicht einmal den Text. So ist es doch immer, je größer der Künstler, desto bescheidener der Mensch! — . . . .

Sonnabend, den 23., Matinee. Ungeheuer voll, großer Jubel! Jenny Lind hatte sich hinter den Deckel des Pianoforte gesetzt, wobei eine allgemeine Bewegung entstand, denn wenige nur konnten sie nun sehen, und doch hätte sie gern jeder gesehen. Sie sang wieder wundervoll, Mozarts Arie aus Figaro mit einer hinreißenden Einfachheit (da hätte Frl. Wagner lernen können Respekt vor dem

Komponisten), desgl. Lieder von Mendelssohn und vier Lieder vom Robert, natürlich wieder den Sonnenschein zum Schluß zweimal. Ein Beweis, wie sie alles, was sie singt, in sich aufgenommen, gab sie heute wieder, indem sie, als beim Umblättern der Frühlingsnacht die Blätter verlegt waren, dieselbe auswendig zu Ende sang. Die Lieder von Robert sang sie alle so, wie ich sie mir immer in meinem Ideale gedacht, aber zu hören nie geglaubt hatte. Keine Feinheit, an der andre spurlos vorübergleiten, bleibt ihr verborgen, so auch wenn sie andre Musik hört, ist es ein wahres Vergnügen, ihr zuzusehen, wie auch nichts, nicht die zarteste, feinste harmonische Wendung ihr entgeht. — Ich spielte auch heute wieder gut, wie selten, was bei solch einer Begeisterung, wie dies Wesen in einen bringt, wohl kein Wunder! — Auch hier nahm mich das Publikum mit gleichem Enthusiasmus auf, und ein Lied von Mendelssohn mußte ich wiederholen.

Nach der Matinee wollte uns die Lind durchaus nicht erlauben, sie nach Haus zu bringen, sondern nahm bei uns Abschied, der mir sehr wehe tat. Wer weiß, wann man sie wieder sieht, da sie nach Amerika geht, und wie schnell waren die wenigen Stunden mit ihr verflogen! so ist's nun immer in der Welt, daß man gerade mit denen, die einen verstehen, die man liebt und verehrt, nicht zusammenleben kann! Wenig Stunden waren's mit ihr, unvergeßlich aber für uns." So weit Claras Tagebuch. —

Robert aber schreibt in seinen Notizen über diese Begegnung unter der Überschrift: „Im Frühling 1850":

„Wir haben uns wieder mit Jenny Lind begegnet in Hamburg. Sie hat sich tief in meine Musik versenkt. Ich will nicht vergessen, was Liebes und Erhebendes sie mir alles sagte. Auch sonst sprachen wir über manches. Clara war glücklich in diesen Tagen. Tief betrübt nahmen wir von ihr Abschied."

Aber auch der materielle Gewinn war nicht zu verachten. „Wir haben noch nie eine so ergiebige Reise in Deutschland gemacht",

schreibt Clara, „jetzt möchte ich sagen: gut, daß die Oper nicht zur Aufführung kam!" Nach Abzug der Kosten ergab sich ein Reingewinn von 800 Talern.

In Berlin ward noch kurze Rast gemacht. „Unser erster Gang war zu Mendelssohns Grab, wo Robert ein Blatt als Andenken mitnahm von einem dort liegenden Lorbeerkranze." Auch einen Abend brachten sie bei Cäcilie Mendelssohn zu. „Ich mußte viel von Mendelssohn spielen: C-moll-Trio, Variations serieuses usw. Madame Mendelssohn lieb und freundlich, es erfüllte einen aber recht mit Wehmut, wenn man die schönen Kinder sieht, die so frühzeitig einen solchen Vater verloren — wir konnten uns beide nicht recht aus dieser Stimmung herausfinden." Ein Daguerrotyp von Mendelssohn, nach dem Bilde von Magnus gemacht, das ihr Magnus selber brachte, bereitete ihr eine große Freude: „es scheint mir das ähnlichste von allen Bildern."

Am 29. März trafen sie wieder in Dresden ein, und am 31. März „schrieb", heißt es im Tagebuch, „Robert nach Düsseldorf und sagte zu, hinzukommen, trotzdem aber meint er immer, es sei noch sehr zweifelhaft, ob er hingehe — er hofft immer noch, es soll sich uns näher eine Stellung finden. Hier bleiben wir jedoch keinesfalls. Wir haben schreckliche Langweile, es kommt einem alles so zopfig hier vor. Keinen gescheiten Menschen sieht man auf der Straße, alle sehen sie so spießbürgerlich aus! — Musiker bekommt man gar keinen zu sehen."

Aber da der Blick eben hoffend vorwärts gerichtet war, wurde auch das mit gutem Humor ertragen: es dauerte ja nicht lange mehr. „Gestern", schreibt Clara am 8. Mai, erhielt „Robert sein erstes Vierteljahrsgehalt aus Düsseldorf. Wird er sich nicht doch zuweilen nach der goldenen Freiheit sehnen? Nun der Mensch muß alles durchmachen. . . . Ich freue mich vor allem, viele von Roberts neuen Sachen, die wir noch nicht mit Orchester gehört, dort zu hören. Er muß durchaus einmal ein Orchester unter sich

bekommen. . . . Hier sitzt man jahrelang mit seinen Schätzen vergraben."

Und so ward auch freudiger Hoffnungen voll am 18. Mai die Reise nach Leipzig angetreten, wo nun endlich nach langem Harren und vielen Enttäuschungen die Proben zur Genoveva beginnen sollten. Nur ein Unwohlsein Roberts, das sie im letzten Augenblick nötigte, die schon auf den 17. Mai angesetzte Abreise nach Leipzig noch um einige Tage zu verschieben, warf einen leisen Schatten auf ihre Stimmung, der sich bei den mancherlei unvermeidbaren Aufregungen der folgenden Wochen freilich noch vertiefen sollte. Anzeichen einer stärkern nervösen Überreizung traten mehrfach hervor, ohne jedoch, wie es scheint, weitere Besorgnisse zu erregen. Sie wohnten diesmal im Preußerschen Hause, das reizend im Garten gelegen und durch die Herzlichkeit, Aufmerksamkeit und den feinen Takt ihrer Gastgeber ihnen ebenso zur behaglichsten Häuslichkeit ward wie im Februar das Brockhaussche. „So hübsch ist es aber doch nirgends hier", schreibt Clara im Tagebuch, „als bei Preußers, wo wir wohnen! Wir sind wie im Paradies, rings um uns nur das herrliche Grün, die wohltuendste Ruhe, nur Vogelgezwitscher. Früh unser Frühstück im Garten, dabei nun unsre liebenswürdigen Wirtsleute, die uns alles an den Augen absehen, kurz, schöner konnten wir uns keinen Aufenthalt wünschen."

Am 22. Mai war die erste Zimmerprobe. „Die Sänger singen so weit schon aus den Stimmen, daß es ziemlich ohne Stocken geht", berichtet Clara. „Es machte uns großes Vergnügen, nun endlich einmal etwas daraus zu hören. Ich begleitete am Klavier. Der Chor geht schon ans Auswendiglernen." Auch die erste Korrekturprobe mit Orchester am 29., bei der Clara die Singstimme auf dem Klavier spielte, hinterließ nur günstige Eindrücke: „Welch einen Genuß mir diese Probe verursachte, kann ich nicht beschreiben! Die herrliche Instrumentation durchgängig bezauberte mich wahrhaftig, und dann, wie tritt noch so ganz anders alles hervor, ...

unendlich freue ich mich auf die nächstfolgenden Proben. Die Musiker wunderten sich übrigens auch sehr, wie leicht die Musik zu spielen sei — es ging fast alles glatt fort." Und ebenso war die erste Probe mit Solosängern und Chor am 7. Juni, wie Clara schreibt, nur „großes Vergnügen für mich." In diese gehobene Stimmung fiel Roberts Geburtstag, zu dem die beiden ältesten Kinder aus Dresden als Überraschung herübergeholt waren. Der Paulinerchor brachte in der Frühe, zusammen mit einem Teil des Orchesters, ein Ständchen: ein Choral, zwei Schumannsche Lieder und der 4. Marsch aus den Klaviermärschen, 1849 instrumentiert.

Je näher aber die Aufführung rückte, desto mehr gesellten sich zu den Freuden auch die Leiden. Zwar auf den Proben ging's trotz einiger Kämpfe wegen des Abgehens und Kommens zweier Chöre, trotz gelegentlichen Ausbleibens einiger Solisten immer noch ganz leidlich, denn sie hatten doch den Eindruck, daß „alles am Theater" ihm mit bestem Willen entgegenkomme. Weniger schien ihr das der Fall zu sein bei manchen andern Leipziger Musikverständigen. So empfand sie die Kälte, mit der man bei Roberts Geburtstagsfeier in einer Gesellschaft bei Preußers sein von vier Sängern gesungenes Minnespiel und die von ihr mit Grabau gespielten Stücke im Volkston für Klavier und Violoncello (Op. 102) aufgenommen, fast beleidigend. „Was wollen nur eigentlich die Leute! Mir scheint überhaupt eben hier unter den Musikverständigen so ein eigner dummer Ton zu herrschen, sie wollen nichts schön finden, was nicht von Mendelssohn ist, und erst wenn das Publikum es anerkannt, dann kommen sie nach und finden es auch schön — David steht unter diesen mit oben an. — Ich mag den Leuten hier gar nichts mehr vorspielen, sie sind zu kalt und undankbar, einige natürlich ausgenommen, und das Publikum. Ich rede hier nur eben von der Mendelssohnschen Clique."

Etwas spricht aus dieser gereizten Stimmung wohl die nervenirritierende Wirkung der Theaterproben, die niemand ungestraft

mitmacht. Bezeichnend schreibt sie am 21. Juni, nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ am vorangehenden Abend: „Heute war ich noch sehr angegriffen, teilweise von dem gestrigen Stück, das immer einen erschütternden Eindruck auf einen macht; und auch die ganze übrige aufgeregte Zeit übt ihre Wirkung an mir, jetzt nun gar, wo die Aufführung der Oper näher rückt!“ Am selben Tage berichtet das Tagebuch: „Besuch von Spohr, der gestern hier angekommen ist. Auch die Mutter kam heute von Berlin zur Oper, desgleichen Reinecke aus Bremen, mehrere Hamburger, Schubert an der Spitze, sind auch gekommen. . . . . . .“

Sonntag, den 23., Orchesterprobe im Theater. Viel Gäste als Zuhörer — Spohr, Gade, Hiller, Moscheles, Hauptmann — solch eine Vereinigung von Künstlern findet man nicht gleich wieder, auch ein Quartett wie gestern [in einer Gesellschaft bei Preußers] bei dem Spohrschen Sextett (Spohr, David, Joachim und Gade) nicht so leicht. Die Probe dauerte bis nach 2 Uhr. . . . .

Montag, den 24., Generalprobe zur Oper. Abends eine Musik im Gewandhaus, Spohr zu Ehren. Ich spielte zum Anfang Roberts A-moll-Konzert, das vortrefflich ging, wie selten, und das ohne Probe! Ich spielte zu meiner eignen Zufriedenheit und war außerordentlich animiert. . . . Es elektrisierte allgemein, ist aber auch wirklich ein prächtiges Stück. Nach diesem spielte Spohr 3 kleine Salonstücke für Klavier und Violine, die (einige kleine Längen abgerechnet) reizend klangen — er spielte sie so weich und schön, daß sie einem gefallen mußten. Zuletzt dirigierte er eine neue Symphonie, „Die Jahreszeiten“, die, wie alles von Spohr, den Stempel der Meisterschaft trug, auch nicht ohne Phantasie war, aber Spohr bleibt sich so sehr gleich in Charakter, Harmonisierung, Instrumentation, daß man's nicht lange aushalten kann. . . . Merkwürdig war es mir, an mir selbst zu empfinden, wie die Zeit den Menschen ändert! Früher als junges Mädchen schwärmte ich in Spohr und fand gerade das Weichliche so himmlisch, und jetzt wurde mir's sehr bald schon zu viel . . .

Dienstag, den 25., ging's sehr lebendig her bei uns. Früh kamen [namentlich genannt] Freunde aus Dresden zur Oper und besuchten uns natürlich. Vormittag machte ich noch einen Abschiedsbesuch bei Spohr, der leider heute fort mußte.... Er sagte mir noch vieles Schöne über Roberts Genoveva — er meinte, in dieser Oper sei ein Schatz von Phantasie und ein herrliches dramatisches Leben!" —

Nachmittags kam auch Pauline Schumann aus Schneeberg, desgleichen Kuntsch (Roberts alter Lehrer) und Klitsch [aus Zwickau], außerdem mehrere Hamburger (Grädener, Bierwirth u. a.), Herr Ehlers aus Königsberg, Liszt aus Weimar, Hiller von Dresden, kurz es war ein merkwürdiger Zusammenfluß von Fremden von allen Seiten her.

Abends fand endlich die erste Aufführung statt. „Die Sänger gaben sich alle große Mühe, die ersten zwei Akte gingen sehr gut, aber im dritten hatte Wiedemann (Golo) das Malheur, den Brief für Siegfried zu vergessen. Beide rannten verzweiflungsvoll umher, und diese Szene ging gänzlich verloren, die Sänger selbst waren dadurch konsterniert, so daß die beiden letzten Akte weniger gut gingen, dazu kam die sehr ärmliche Ausstattung des Zauberzimmers. Doch das Publikum war sehr aufmerksam und rief am Schluß unter lautem Beifall die Sänger und Robert zwei Mal, und ein Lorbeerkranz flog herab, und Frau Günther setzte ihn dem Robert auf."

Das bedeutete, bei Licht besehen, wenig mehr als einen Achtungserfolg, den auch die folgenden Aufführungen, die, durch keinen Zwischenfall gestört, einheitlicher und unmittelbar dramatischer wirkten, nicht in einen vollen Triumph mehr verwandeln und steigern konnten, obwohl Clara und Robert entschieden den Eindruck mit fortnahmen, daß ein großer Sieg errungen und eine weite Bahn für die Zukunft eröffnet sei.

Über die zweite Aufführung schreibt Clara, die in der ersten durch das Unglück mit dem Brief alle Fassung und Stimmung verloren hatte: „Das Haus war zum Brechen voll, kein Apfel konnte

zur Erde fallen, das Publikum war weit lebhafter als das erstemal, die Sänger sangen und spielten noch viel besser und wurden mit reichem Beifall und Hervorruf, Robert mit ihnen, belohnt. . . . Die Musik hat mich ganz mit Wonne erfüllt, welch ein dramatisches Leben, welch eine Instrumentation, welch eine Charakterisierung in der Musik! . . . . . . Das ist einmal wieder echte deutsche schöne Musik, da wird einem wohl ums Herz, da ist kein Lärm, und doch solche Kraft der Empfindung in der Instrumentation vom Gewaltigsten bis zum Zartesten! — Das ist der wahre Genius, wie ihn der Himmel nur Auserwählten verleiht. Möchtest Du, mein geliebter Robert, das doch immer recht empfinden und immer so glücklich im Innersten sein, wie Du es verdienst. . . . Welche Gefühle der Wonne ich in diesen Tagen durchgelebt, kann ich nicht beschreiben, aber gewiß könnten sie ein ganzes Leben ausfüllen!"

„Bei der dritten Aufführung (30. Mai), diesmal unter Rietz, vor gedrängt vollem Hause, wurden nach jedem Akt die Sänger herausgerufen, endlich am Schluß Robert so stürmisch, daß er das Labyrinth von Gängen durcheilen mußte, um auf die Bühne zu kommen; dies dauerte natürlich etwas lange, je länger es aber dauerte, desto mehr das Schreien; endlich erschien er im Rock (er hatte nicht einmal einen Frack an) und wurde wahrhaft stürmisch applaudiert. Ich hätte mögen weinen vor Freude, wie er da hervorkam, so anspruchslos und einfach; kam er mir je liebenswürdig vor, so war es in diesem Augenblick, wie ein rechter Künstler und Mensch!"

Leider sollten bald die über den bleibenden Wert des Werkes als eines dauernden Bestandteils des deutschen Opernrepertoires und über Schumanns Begabung für die Oper überhaupt sich äußernden kritischen Stimmen, die nach denselben Aufführungen sich ihr Urteil gebildet hatten, Clara sehr unsanft aus ihren Illusionen reißen. Sie war zunächst geneigt, nur Tücke und Bosheit neidischer Freunde und offener und versteckter Feinde zu wittern und sich über die Schlechtigkeit der Menschen zu entrüsten. Ihr stand es wohl an, sich so für

den geliebten Mann, der ihr auch in diesem Werk als vollendeter Meister erschienen war, zu ereifern; aber recht hatte sie doch nicht. Diesmal sollte auch Robert nicht recht behalten, wenn er im Gegensatz zu ihr ruhig blieb und meinte: „laß sie schreiben, die Leute kommen auch schon hinter das Gute."

Am 10. Juli waren sie nach Dresden zurückgekehrt, das aber nach den stürmisch bewegten Leipziger Wochen in der Hochsommerstille ihnen nun vollends gar nicht behagen wollte: „es ist wirklich, als ob die Leute hier gar kein Blut hätten, für nichts Enthusiasmus", schrieb Clara.

„Ich muß es sagen", schreibt sie am 31. Juli, „mit Vergnügen gehe ich von hier und bin froh, daß Robert hier durch nichts gefesselt ist. Welch eine Stellung müßte das für ihn hier sein. Diese klatschhaften, falschen Menschen in der Kapelle, die um alles nur den Schlendrian erhalten mögen. Das ist überhaupt eine schöne würdige Gesellschaft jetzt .... die mit „lieber Kollege", „mein Schatz" um sich werfen und sich dann die Augen auskratzen möchten."

„Konzert im großen Garten", heißt es am 14. August, „für die Schleswig-Holsteiner; zur Schande Dresdens war es bei weitem nicht so besucht, wie man es hätte erwarten sollen. Militärs sah man nur vier, Adelige gar nicht, kurz, Dresden zeigte sich heute wieder einmal glänzend in seinem Residenz-Zopf! Alles reckt und beugt sich nach dem Hofe, oh, ist das erbärmlich! Man findet nicht Worte dafür! — Und nun sehe man hier so ein Publikum bei einer Symphonie von Mendelssohn! wie die Klötze sitzen sie da, in ihren verschrumpelten Gesichtern zeigt sich auch kein Lebensfünkchen — mit Händen und Füßen möchte ich drein hineinspringen und rufen: „Habt ihr denn keinen Blutstropfen in euch?"

Die ungemeine Schärfe und die drastische Energie, mit der hier die Schale des Zornes über das ganze musikalische Dresden ausgegossen wird, erklärt sich aber wohl zum Teil daraus, daß gerade auch die kleine engere musikalische Gemeinde, die Schumann im

Chorgesangverein um sich gebildet hatte, und die sowohl in den Übungen wie auf frohen Waldfesten durch freudige Begeisterung ihnen für die Anregung, die sie von ihnen empfangen, oft Erfrischung und Anregung wiedergegeben hatte, gerade in den letzten Monaten durch schlechten Besuch der Übungen vielfach Anlaß zu Klagen gegeben und die unüberwindliche Macht des Dresdener musikalischen Schlendrians auch an sich bewiesen hatte. Hatte doch Robert im April schon erklärt, wenn die Herren nicht regelmäßig kämen, würde er fortgehen. Und die letzten Übungen hatten zum Teil gar nicht oder nur „fast ohne Herren" abgehalten werden können. „Das ist Dresdner Kunstsinn", schreibt Clara bitter, „jetzt, wo sie wissen, es sind nur noch einige Mittwoche, wo wir hier sind. Da laufen sie aber lieber zur Illumination auf die Vogelwiese." „Kunstsinn", heißt es im August nach einer Übung „fast ohne Herren", „treibt die Leute hier nicht zum Musizieren, sondern höchstens ein persönliches Interesse oder Neugier."

Sicher war das Urteil, vor allem soweit es sich auf den weiblichen Teil des Chorgesangvereines bezog, zu scharf und ungerecht, auch für die letzten Monate; hatte der Chor doch noch am 8. Mai für Bendemanns und Hübners die Domszene aus dem Faust vorgetragen, wie Clara selbst schrieb, „man merkte, sie waren inspiriert."

Aber es ist begreiflich, daß unter dieser Stimmung und Verstimmung die Abschiedsfeier, die am 30. August der Verein seinem scheidenden Dirigenten auf der Terrasse gab, etwas leiden mußte. „Doch, wie so häufig in Dresden", schreibt Clara, „war es erst sehr langweilig, dazu kam, daß man das Streichen der Bässe vom Konzert unten bis herauf immer hörte, was einen sehr störte, besonders als Reinick einen sehr hübschen Toast auf uns ausbrachte, den wir so gern in Ruhe gehört hätten. Robert war erst sehr verstimmt, zuletzt aber taute er etwas auf. Sein Lied für Chor „Wenn zweie auseinandergehen", machte einen reizenden Eindruck, außerdem sangen sie die

alten bekannten Lieder. . . . Das Orchester von Kuntze spielte auch noch einige Stücke Robert zu Ehren, nur war, wenn auch der Wille gut, die Wahl der Stücke kurios — das kam mir nun auch wieder recht Dresdnerisch zopfig vor."

Das offizielle Dresden und die einheimischen beamteten Musiker nahmen von dem Scheiden Robert Schumanns aus Dresden keine Notiz. Dagegen hatte wenige Tage zuvor am 25. August bei Bendemanns im Freundeskreise eine Abschiedsfeier stattgefunden, wo Clara noch einmal spielte, und Fräulein Jacobi aus den neuen eben komponierten Lenauschen Liedern von Robert, „die alle sehr melancholisch sind," sang. „Wie eigen", schreibt Clara, „die Lieder beschließen mit einem Requiem, von der Heloise, das Robert gesucht hatte, um doch einigermaßen mildernd abzuschließen . . . . und in der Meinung zugleich, Lenau sei tot. Letzteres war nicht der Fall, aber, wie wunderbar, gerade heute las Robert, daß er verschieden, und so wurde ihm wohl das erste Requiem von Robert gesungen. Dies sowie die Komposition der Lieder brachte eine eigne wehmütige Stimmung in alle, die ich zum Schluß jedoch durch Roberts herrliches frisches Jagdlied wieder verbannte. Wir waren ziemlich lange beisammen — recht sehr leid tat es mir, daß ich hier zum letztenmal sein sollte. Bendemanns sind aber auch die einzigen (Hübners natürlich inbegriffen), von denen mir der Abschied schwer wird!

Ungern trennte man sich auch von dem stets hilfsbereiten, selbst- und anspruchslosen Freunde all dieser Jahre, vom Advokaten Güntz, der so lebendig vor einem steht, wie Clara ihn schildert: „Es war gut umgehen mit ihm, besonders als Spaziergänger war er uns sehr lieb, er machte alles mit, war gesprächig und auch wieder schweigsam, wie's gerade die Stimmung mit sich brachte, so gerade recht passend für Robert!"

Viele waren wohl, die ihr Scheiden schmerzlich empfanden, das war ihnen in den letzten Wochen und Monaten doch zum Bewußtsein gekommen, aber diese auch nur, weil sie die Empfangenden

gewesen waren. Wenn aber die Scheidenden, die in der Morgenfrühe des 1. September Dresden den Rücken wandten, vielleicht noch einmal bei sich überschlugen, was ihnen selbst diese Stadt mit ihren Bewohnern für all das, was sie in den 6 Jahren an unerschöpflicher künstlerischer Anregung nach allen Seiten wie Könige gespendet, als Gegengabe gewährt, so ward dadurch ihr Reisegepäck nicht sonderlich beschwert: Der Familie ein Obdach, den heranwachsenden Kindern den ersten Schulunterricht, den Künstlern so gut wie nichts.



Robert Schumann.

Drittes Kapitel.

Herbstfäden.

1850—1854.

„Montag, den 2. September, abends 7 Uhr kamen wir in Düsseldorf, das wider unser Erwarten freundlich liegt, sogar auch von einem kleinen Bergrücken umgeben ist, an und wurden von Hiller und dem Konzert-Direktorium empfangen. Letzteres empfing Robert mit einer Anrede in sehr freundlicher Weise. Hiller begleitete uns ins Hotel Breidenbach, wo wir Zimmer für uns vorgerichtet und festlich mit Blumen, am Eingange zwei Lorbeerbäume, verziert fanden.

Abends brachte die hiesige Liedertafel dem Robert ein Ständchen und Frau Wichmann (ausgezeichnete Malerin), Frau Sohn (Frau des Professor Sohn — Maler —), Fräulein Bensinger und noch zwei Damen, deren Namen ich vergessen, begrüßten mich, was ich sehr liebenswürdig fand.

Dienstag, den 3., machten wir mit Hiller Besuche bei Professor Sohn, Professor Wichmann, Direktor Schadow, Dr. Hasenclever und Dr. Müller (von Königswinter). Nachmittag begannen wir, Logis zu suchen, fanden aber die Häuser alle unkomfortabel, ungemütlich große Fenster, ganz flache Mauern, die Höfe durch garstige große Wände (Waschküchen hier genannt) verbaut, für die Hausfrau auch gar keine Bequemlichkeiten, kurz, wir waren sehr enttäuscht, denn da Düsseldorf so im Grünen liegt, konnten wir nicht denken, daß es schwer halten würde, ein Logis im Grünen und mit Garten zu bekommen. Die meisten Leute haben hier ganze Häuschen und immer in jeder Etage

nur 3—4 Fenster Front. Die Häuser sind teuer und uns der Gedanke, oben Eins, unten Eins, Eins in der Mitte zu wohnen, schrecklich.

Mittwoch, den 4., Logis-Lauferei. Nachmittag tranken wir auf dem Ananasberg, ein Vergnügungsort im Hofgarten, Kaffee und machten da die Bekanntschaft des Direktors Schadow, Bruder der Frau Bendemann in Dresden. Der Mann gefiel uns sehr, er ist ein geistvoller Mann und erinnerte mich sehr lebhaft an den alten im vergangenen Jahr verstorbenen Schadow in Berlin.

Abends wurde uns eine große Überraschung. Wir saßen im Hotel unten am Tisch und aßen; auf einmal begann neben uns im Zimmer die Don Juan-Ouvertüre. Wir konnten das gar nicht begreifen, und auch der Notar Euler, den wir zufällig auch dort trafen, verriet uns nichts; es war aber ein Ständchen, das das hiesige Orchester dem Robert brachte. Robert war auf das Freudigste überrascht. . . . Sie spielten alles sehr gut, und ich denke, Robert wird mit dem Orchester schon etwas anfangen können.

Donnerstag, den 5. Wieder Logisgesuch, abermals ohne Erfolg.

Das Komitee der Konzerte kam im Frack usw., um uns zu einem Konzert, Souper mit Ball am Sonnabend einzuladen, was Robert zu Ehren veranstaltet worden ist. Die Herren des Komitees sind (H.) von Heister, Professor Hildebrand, Notar Euler*.

Freitag, den 6., kamen unsre Möbel, und nun hieß es, einen Entschluß fassen; wir mieteten ein Logis, das uns sehr wenig zusagte, in dem Hause des Fräulein Schön, Allee- und Grabenstraßen-Ecke, nur um die Möbel gleich unterzubringen.

Sonnabend, den 7., wurden die Möbel abgepackt und an Ort und Stelle gesetzt. Das war ein schrecklicher Tag! von früh bis abends 6 Uhr war ich im Logis und hatte kaum Zeit, mich zu dem

* Die übrigen Namen, die der Schreiberin noch nicht geläufig waren, sollten offenbar nachgetragen werden; es ist Raum dafür gelassen, aber dann nicht ausgefüllt. Es waren die Herren v. Lezaak, Schleger, Hertz, R. Nielo, Dr. Ernst von Heister II, Bloem.

bevorstehenden Feste umzukleiden, wo wir dann auch nicht wenig ermüdet hinkamen. Beim Eintritt in den Saal wurde Robert mit einem dreimaligen Tusche empfangen, und bald begann die Genovevaouvertüre (Tausch, Klavierlehrer und Spieler, früher von Mendelssohn hierher empfohlen), die in Betracht einer einzigen Probe ganz leidlich ging. Diesem folgten „Du meine Seele“, „Die Lotosblume“ und „Wanderschaft“, ... das erste von Fräulein Hartmann (mit schöner Stimme, aber zu wenig warm), das zweite von Fräulein Altgeld (für eine Dilettantin sehr hübsch), das dritte von Herrn Nielo (auch hübsch) gesungen. Den Beschluß des Konzerts machte der zweite Teil der Peri. Auch dieser wurde ganz hübsch ausgeführt, einige nicht ganz richtige Tempi abgerechnet. ... Es machte uns Vergnügen, einmal zuhören zu können, ohne selbst aktiv zu sein. Herr Tausch dirigierte ganz gut, wäre der Mann nur sonst persönlich angenehmer; er hat etwas ... in seinem Gesichte, an das ich mich durchaus nicht gewöhnen kann.

Nach dem Konzerte ging's zum Souper, wo es sehr lebendig zuging. Wir saßen mit Schadows, Hillers, (die beide von Köln gekommen waren) Dr. Müllers, Hasenclevers und andern zusammen. Zu essen gab es aber blutwenig, daher wurde auch jedes Gericht allemal mit einem Hurra empfangen, was uns sehr komisch vorkam.

Herr Wortmann, Beigeordneter, (als Vertreter des abwesenden Bürgermeisters) hielt die erste Rede, die aber, da sie bei Erschaffung der Welt begann, so lang war, daß er kaum vor Lärmen zu Ende kam; es war für uns sehr fatal, denn der Toast galt dem Robert, und ich war froh, als er glücklich zu Ende war. Dem folgten noch verschiedene Toaste auf Hiller, mich und Tausch, als Direktor der heutigen Musik. Euler (überhaupt das musikalische Faktotum hier) brachte auf mich einen sehr hübschen Toast aus. Nach dem Souper begann der Ball, wir waren aber zu müde, gingen daher fort.

Sonntag, den 8., hatte Hiller eine Partie mit mehreren arrangiert, um uns die Umgegend zu zeigen, doch Robert fühlte sich so

unwohl, daß wir hier bleiben mußten und die andern allein gingen. Es war uns sehr fatal, doch es ging nun einmal nicht!

Montag, den 9., räumten wir im Logis und zogen Dienstag, den 10., daselbst ein, nachdem wir im Breidenbacher Hofe eine tüchtige Rechnung erhalten hatten.

Die nächstfolgenden Tage waren schrecklich! Der Trubel, die fremden Leute um einen, die Handwerker, die einen in nichts pünktlich bedienen, das große Logis, wo eigentlich kein behagliches Plätzchen darin ist, Fenster so groß, daß man auf der Straße zu sitzen glaubt, eine Köchin dazu, die lieber noch eine Bedienung für sich hätte, kurz, alles vereinigte sich zu unsrer Mißstimmung.

Freitag, den 13. Der heutige Geburtstag von mir war, wenn auch kein trauriger, so doch ein höchst fataler. Ich stak im schrecklichsten Trubel. ... Dies und so manches andre kostete mir der Tränen heute nicht wenige, besonders aber bekümmerte mich der Gedanke an die schrecklichen Unkosten, die dieser Umzug dem Robert verursacht hat, die bei weitem das übersteigen, was wir uns gedacht hatten. Noch nie haben mich die materiellen Sorgen so gequält als jetzt, dazu der Umstand, daß ich nichts verdiene ... kurz, wir haben eine schlimme Zeit durchzumachen, bis wir alles hinter uns haben. ...

Dienstag, den 17., hielt Robert den ersten Singverein. Wir sangen Comala (von Gade) und einiges aus Josua von Händel. Robert war sehr zufrieden mit dem Verein; er ist sehr zahlreich, und besonders klingen die Soprane recht schön frisch. ...

Mittwoch, den 18., besuchten wir Eulers in Flingern, wo sie ein nettes Haus mit schönem Garten im Sommer bewohnen. Es war eine hübsche lustige Gesellschaft draußen. ...... Abends 9 Uhr gingen wir mit Müllers und Professor Stilke und Frau nach Haus bei herrlichem Mondenschein.

Die nächstfolgenden Tage vergingen wieder in größern häuslichen Sorgen. Ich mußte meiner Köchin aufsagen, weil sie gar zu prätentiös war; die Hauptsorge aber war, daß Robert durch das

fortwährende Geräusch auf der Straße, Leierkasten, schreiende Buben, Wagen usw. in eine höchst nervöse, gereizte, aufgeregte Stimmung geriet, die von Tage zu Tage zunahm; arbeiten konnte er fast gar nichts und das wenige mit doppelter Anstrengung. . . . . Ich war außer mir, daß ich meinen armen Robert nach all den Opfern . . . nun nicht einmal im Besitz eines behaglichen Stübchens sehen sollte. Es ist Unglück, was wir haben! Konnte uns niemand von diesem Logis abraten? Warum sagte es uns niemand vorher? Nachher wissen die Leute immer alles!

Sonntag, den 29., fuhren wir zu unsrer Zerstreuung nach Köln, das uns gleich beim ersten Anblick von Deutz aus entzückte, vor allem aber der Anblick des grandiosen Domes, der auch bei näherer Besichtigung unsere Erwartungen übertraf . . . . Nach Tisch . . . gingen wir auf das Belvedere, wo wir eine herrliche Aussicht auf den Rhein hatten, auch die sieben Berge, wo wir eigentlich noch hin wollten, liegen sahen . . . .

1. Oktober. Auch dieser Monat begann wieder mit Sorgen allerlei Art. Robert kann vor Lärm nichts arbeiten, ich nicht spielen vor allerlei häuslichen Beschäftigungen; ferner kann ich mich durchaus nicht in die untere Klasse von Leuten hier finden, die fast durchgängig grob, übermütig und prätentiös . . . . sind; sie betrachten sich ganz unsersgleichen, nicht guten Tag geben sie einem — es ist, als müßte man es für eine Gnade ansehen, wenn sie einem etwas machen, und von Wort halten wissen sie alle nichts . . . . Den ganzen Tag möchte ich weinen! kein Tag vergeht, wo nicht das Geld in Summen fortgeht!

Freitag, den 4., machten wir eine Partie auf den Grafenberg, unterdessen räumte Frl. Hartmann (ein liebes freundliches Mädchen) Roberts Stube von vorn nach hinten, und als wir zurückkamen, fanden wir alles fix und fertig, noch obendrein . . . . . . mit zwei schönen Bäumchen geschmückt. Die Damen sind hier überhaupt . . . voller Freundlichkeit und Dienstfertigkeit für mich . . .

Montag, den 7., Besuch von Hildebrand und seiner Frau. H. ist ein prächtiger Mann, ein Künstler durch und durch und ein gemütvoller Mann, dabei großer Musikenthusiast . . . .

Dienstag, den 15. Heute kam Herr v. Wasielewski (Violinspieler aus Leipzig), dessen Engagement bei den Konzerten Robert bewirkt hat, hier an. Ich freue mich sehr, daß er hier ist . . .

Sonntag, den 20., waren wir abends mit Wasielewski und Tausch bei Euler, wo wir musizierten. Tausch ist hier der beste Klavierlehrer . . . . . . als Musiker ist er gewiß nicht ungeschickt, doch als Spieler oft sehr roh und als Mensch auch wenig anziehend. Montag, den 21., waren wir bei Dr. Müller (aus Königswinter); ihn und seine Frau habe ich sehr gern, fast am liebsten von allen meinen Bekannten. Ich spielte den letzten Satz aus der F-moll-Sonate von Beethoven . . . Wir waren bei einem kleinen Souper noch sehr heiter, überhaupt sind die Leute hier immer lustig, wenn sie beieinander sind, was ich sehr gern habe, besonders fällt einem das heitere, ungezwungene Wesen der Damen auf, was wohl freilich auch zuweilen die Grenzen der Weiblichkeit und des Anstandes überschreiten mag; so erzählte mir wenigstens . . . ., das eheliche Leben soll hier mehr französischer, leichter Art sein . . . . . Die Dr. Müller soll von diesen allen eine rühmliche Ausnahme machen, ihr werde ich mich wohl am meisten anschließen. —

Dienstag, den 22., hielt Robert die erste Orchesterprobe. Das Orchester ist für die kleine Stadt ganz vortrefflich, was Robert sehr zufrieden stimmt . . . .

Dienstag, den 24., fand das erste Abonnementskonzert statt. Es war der Saal so voll wie nie in den Konzerten; viele Fremde aus Elberfeld, Krefeld, aus Münster sogar, waren gekommen. Robert wurde beim Auftreten mit einem dreimaligen Tusch empfangen. Die Ouvertüre von Beethoven (Op. 124) ging sehr schön, und war es mir ein besonderer Genuß, Robert heute dirigieren zu sehen mit der schönen Ruhe und doch so großen Energie dabei. Der Ouvertüre

folgte Mendelssohns immer von neuem bezauberndes G-moll-Konzert. Auch ich wurde mit einem Tusch empfangen und ebenso nach meinem Spielen entlassen. Es gelang mir alles vortrefflich, und nie kann ich mich eines so allgemeinen Beifalls entsinnen, als ich heute fand. Seit vielen Jahren war es das erstemal wieder, daß ich ein Orchesterstück öffentlich auswendig spielte. Sollte die Jugendkraft und Frische wohl noch einmal wiederkehren? ich glaube es trotz des guten Gelingens nicht. Diese Dreistigkeit, die zum Auswendigspielen gehört, bringt doch nur die Jugend mit sich. — Dem Konzert folgte Roberts Adventlied; wie schön das ist, habe ich auch erst jetzt erkannt, es ging auch recht gut für die wenigen Proben, die wir gemacht hatten. Den Beschluß machte die Comala (von Gade). . . . . . . Frl. Hartmann sang heute ganz begeistert, und es war eine Stimmung, daß seit Mendelssohns Weggange keine solche allgemeine Begeisterung wie heute im Orchester und Chor empfunden wurde . . . . . Nach dem Konzert blieben wir mit noch einigen, Schadows, Hasenclevers, Sohns, Eulers, Hillers, (die von Köln herübergekommen waren), u. a. zusammen. Die Gesellschaft war sehr lustig, auch wir, bis Hiller einen so ungeschickten Toast* auf uns ausbrachte, daß nicht viel fehlte, Robert stand auf und ging; es war mir höchst unangenehm und verstimmte uns beide total . . . .

Montag, den 28., hatten wir eine kleine Musik bei uns . . . . Ich spielte Roberts D-moll-Trio, Frl. Hartmann sang einige Lieder Roberts sowie mit Friderike Altgelt einige Duette sehr hübsch, und Wasielewski spielte Bachs Ciaconne auch sehr gut. Die ganze Gesellschaft war sehr teilnehmend, nur meint Robert, daß wenige oder vielmehr niemand hier ist, der in eine tiefere Musik leicht einzugehen imstande ist; ich meine aber, soviel Leute wie in Dresden sind hier auch, wenigstens haben die Leute hier mehr Enthusiasmus und guten Willen, das Schöne herauszufinden."

---

* Hiller ließ statt Robert Clara leben!

Dieser vergleichende Rückblick der Tagebuchschreiberin veranlaßt auch unwillkürlich den Leser, Halt zu machen und aus den Augenblicksstimmungsbildern der beiden ersten Monate in dem neuem Lebenskreis sich sondernd, prüfend und vergleichend ein Urteil zu bilden, was bei dem Tausch der Malerstadt an der Elbe mit der Malerstadt am Rhein an Gewinn oder Verlust sich sicher schon jetzt herausstellt, und zugleich sich ein Bild von dem neuen Hintergrunde zu machen, von dem fortan die beiden Gestalten Robert und Clara Schumann sich abheben.

Eines ist sicher, man kam ihnen beiden hier in den maßgebenden Kreisen mit einer Herzlichkeit und Freundlichkeit entgegen, die nicht nur in schroffstem und wohltuendstem Gegensatz zu dem Einsiedlerdasein in Dresden stand, sondern wie sie ihnen überhaupt in Deutschland bisher noch an keinem Orte zuteil geworden war. Die ganze Art des Empfanges von der Begrüßung am Bahnsteig bis zu der Aufnahme des Künstlerpaares im ersten Konzert bewies deutlich, daß die maßgebenden Persönlichkeiten sich vollkommen klar darüber waren, daß, einen schöpferischen Genius wie Robert Schumann in seinen Mauern zu bergen, eine Ehre und einen beneidenswerten Vorzug bedeutete, den Düsseldorf nunmehr vor größern und glänzendern Musikstädten voraushatte.

Alle die geselligen Fähigkeiten, über die der Rheinländer so reichlich verfügt und auf deren Besitz er so stolz ist, alle jene Farbenfreudigkeit, auch im übertragenen Sinne, die dem ganzen rheinischen Leben das Gepräge und den Reiz gibt, die in der Empfänglichkeit für den schönen Klang ebenso zum Ausdruck kommt wie in dem Verständnis für den Duft und die Farbe des Weines, der ihnen am Wege reift, all jene behagliche Feiertagslaune, die auch unter dem Arbeitsrock und unter dem Galafrack dort ihr Plätzchen und einen so leisen Schlaf hat, daß ein Wort, ein Klang genügt, um die Schellenkappe klingen zu lassen selbst in feierlichster Umgebung, alles das, was der Rheinländer mit einem Wort als seine

eigenste Domäne, als rheinischen Frohsinn hegt und pflegt, alles das war bereit, in der lustigen Malerstadt am Rhein ein ebenso lustiges, jauchzendes Musikleben wieder aufblühen zu lassen. Und alles wartete nur auf den Meister, der sie Stimmen und Instrumente recht brauchen lehren und ihnen aus der Fülle seiner schöpferischen Phantasie immer neue Aufgaben stellen, dabei aber unter der Arbeit und nach der Arbeit mit ihnen ebenso fröhlich sein sollte wie sie selber.

Die Erfüllung dieser Voraussetzung war mindestens ebenso wichtig und ebenso selbstverständlich in ihren Augen wie die der andern. Denn für den Rheinländer ist nun einmal heitere Geselligkeit der Grundakkord des Daseins überhaupt, und wer mit ihnen leben und bei ihnen sich wohl fühlen soll, der muß die Fähigkeit und die Neigung haben, sein Leben auch auf diesen Ton zu stimmen. Kann oder will einer das nicht, so wird er nie die in diesem Boden schlummernden Kräfte erwecken, regieren und zur vollen Blüte entfalten können; ja er muß darauf gefaßt sein, daß die scheinbar so wundervoll harmonische Stimmung sich über Nacht in eine herbe Dissonanz verwandelt.

Der Rheinländer ist von Haus aus liebenswürdig und vor allem im Gegensatz zu dem typischen Norddeutschen so leicht kein Spaßverderber. Er kann Widerspruch und Gegnerschaft auch in schroffer Form sehr gut vertragen, ohne die gute Laune zu verlieren, wenn nur irgendwo und irgendwie ein noch so leiser Unterton von Humor mitklingt. Auch in der heftigsten Debatte um sehr ernste Dinge wird ein zur rechten Zeit angeschlagener jovialer Ton selten die Wirkung verfehlen. Aber diese Liebenswürdigkeit, die, nicht nur im Fasching, auf einen derben Pritschenschlag mit einem behaglichen verständnisinnigen Lachen reagiert und gleich darauf mit ebenso kordialer Miene in derselben Münze heimzahlt, schlägt leicht in demselben Augenblick in das Gegenteil um, wo man zu merken glaubt, daß der andre keinen Spaß versteht. In einem solchen Fall kann der „fröhliche" Rheinländer sehr ungemütlich werden. Aus dem Gefühl

heraus, daß in dem Nichteingehen auf den kordialen Ton sich Hochmut oder Geringschätzung bekundet, verfällt er dann leicht seinerseits in einen hochmütig gereizten Ton, der, in der Wahl der Worte und Mittel nicht wählerisch, zarter organisierte Naturen, die geistig oder materiell dieser Kampfart nicht gewachsen sind, auf eine Weise verwunden und verletzen kann, die schwerlich in der Absicht des Urhebers lag.

Diese Eigentümlichkeit des Rheinländers auf der einen und Schumanns Eigenart auf der andern Seite muß man von vornherein sich klar machen, um die Entwicklung der Verhältnisse in Düsseldorf zu verstehen und um weder dem einen noch dem andern Teil Unrecht zu tun. Die vorstehenden Tagebuchaufzeichnungen der ersten beiden Monate zeigen schon deutlich die Keimzellen der Mißverständnisse und Mißhelligkeiten, die, von Jahr zu Jahr wachsend, nach scheinbar so verheißungsvollen Anfängen eine Verbitterung hüben wie drüben erzeugen sollten, deren Nachwirkungen noch heute in den Herzen derjenigen, die die Zeit mit durchlebten, nicht ganz verwunden sind.

An und für sich, von außen gesehen, bot Düsseldorf für Schumanns einen geradezu idealen Boden künstlerischen Wirkens; denn auch Claras Sorgen, daß die „kleine Stadt“ ihr die Möglichkeit, durch Unterricht zu den Kosten des Haushalts einen entsprechenden Anteil beizusteuern, auf einen verschwindenden Bruchteil reduzieren würde, erwiesen sich bald als unbegründet. Nicht nur fanden sich in Düsseldorf selbst bald Schülerinnen, sondern auch die benachbarten rheinischen Städte, vor allem Elberfeld, Barmen, Krefeld stellten im Laufe der Jahre ein wachsendes Kontingent. Vor allem aber erwies sich die Zugkraft ihres Namens so stark, daß in noch stärkerm Grade als bisher ihr Wohnort von werdenden Pianistinnen, die eine Zeitlang ihre Unterweisung genießen wollten, aufgesucht wurde. Die Übersiedelung von Dresden nach Düsseldorf hatte darauf nur ganz vorübergehend in der ersten Zeit ungünstigen Einfluß.

Die Hauptsache aber war doch, daß endlich hier Schumann die Gelegenheit sich bot, als Beherrscher eines gutgeschulten Orchesters

und eines nicht minder gutgeschulten, in guten Traditionen gebildeten Chors in einer musikfreundlichen Stadt, inmitten einer musikfreundlichen Provinz, getragen, wie der Empfang bewies, von dem freudigsten Vertrauen aller Beteiligten, seine musikalischen Intentionen in großem, im Hinblick auf die rheinischen Musikfeste in größtem Stil sogar, zu verwirklichen. Denn wenn auch kein Ort der Welt ihm das Leipziger Gewandhausorchester und Gewandhauspublikum ersetzen konnte, so wog hier die Weite des möglichen Wirkungs- und Anregungskreises einigermaßen die etwas leichtere Qualität der Ausübenden und Genießenden auf. Während in der Heimat Leipzig alle musikalische Lebenskraft aufsog, und daneben Dresden musikalisch nur den Rang einer etwas rückständigen kleinen Provinzialstadt behauptete, pulsierte hier in all den rheinischen Städten, die ihnen fast vor den Toren lagen, in Köln, Elberfeld, Barmen, Aachen kräftigstes Leben und Streben. Und die Musikfeste sorgten dafür, daß auch in die kleinen, mit höchst bescheidenen Mitteln haushaltenden Städte, wie Bonn, in regelmäßigen Intervallen fließendes Wasser aus dem großen Strom geleitet wurde. Außerdem war das musikfreundliche Holland in wenig Stunden zu erreichen, und aus nächster Nähe winkte auch England, das, ebenso wie Paris, sich grade in diesen Jahren für Schumannsche Musik zu erwärmen und zu begeistern begann.

Düsseldorf selbst aber schien ebensosehr durch seine natürliche Lage wie durch den Genius loci wohl geeignet, trotz der „schrecklichen großen Fenster“ und der Dreistockwerkwohnungen, den an den heimischen Gestaden der Elbe nicht Verwöhnten eine zweite und bessere Heimat zu werden. Denn in dieser Künstlerstadt war eben nicht wie dort ihre Kunst das Aschenbrödel, und nicht bedurfte es hier, um ihre Persönlichkeiten menschlich und künstlerisch zur Geltung zu bringen, besonderer Anstrengungen und Kämpfe. Im Gegenteil, es stand ihnen vom ersten Augenblick an, in welches Haus sie auch eintreten mochten, nicht nur ein freundliches Willkommen sondern ein Ehrenplatz an der Tafel bereit. Und an

diesen Tafeln aß und trank man nicht nur gut, sondern es saßen auch fröhliche, und was mehr sagen will, kluge und künstlerisch empfindende Menschen daran. Die Ankömmlinge empfanden zuerst diese Fröhlichkeit als eine Bereicherung ihres Lebens, vor allem des geselligen, in hohem Grade. Die Zwanglosigkeit und Harmlosigkeit heitern Lebensgenusses, die überall auch in der offiziellen Geselligkeit immer wieder ihr Recht verlangte und selten Langeweile aufkommen ließ, war ihnen beiden neu und, wenn sie auch beide ihrer Natur nach sich dabei passiv verhielten, nicht unwillkommen. Ihren eigentlichen Verkehr suchten und fanden sie freilich, von dem schon erwähnten Notar Euler und Müller v. Königswinter, der in der Folge auch ihr Hausarzt wurde, abgesehen, nicht eigentlich in den einheimischen Kreisen, sondern, was ja auch ganz natürlich war, vor allem in dem wesentlich norddeutschen Künstlerkreis der Schüler des jüngern Schadow, der aber, schon seit Jahrzehnten in Düsseldorf ansässig und heimisch, sich mit wenigen Ausnahmen dem rheinischen Wesen vollkommen akklimatisiert hatte. Vor allem waren es Hildebrand und Karl Sohn, in zweiter Linie Schadow selbst und der immer zu lustigen Scherzen aufgelegte Köhler, die ihnen als künstlerische Individualitäten imponierten und mit denen sie auch bald in intimen geselligen Verkehr traten, in dem auch Musik, und zwar nicht nur im Einzelspiel und Einzelgesang, sondern auch im Quartett- und Chorgesang, mit anfänglich großer Begeisterung von allen Seiten gepflegt wurde.

Aber wenn sie nach den ersten Eindrücken geglaubt hatten, in dieser temperamentvollen und künstlerisch angeregten Gesellschaft für eine intensivere Kunstübung im kleinen Kreise Verständnis und Boden zu finden, so mußten sie sich bald überzeugen, daß sie doch ihre lieben fröhlichen Freunde in dieser Hinsicht stark überschätzt hatten. Schon im Februar 1851 klagt Clara, daß im Kränzchen, zu dem u. a. Müller v. Königswinter, Hildebrand, Köhler, Sohn, Lessing gehörten, das Zuspätkommen so überhandnähme, „daß es ganz un-

ausstehlich wird. Mit dem Musizieren wird begonnen, wenn einem vor Müdigkeit schon die Augen zufallen." Und ein „langes, sehr langes Souper", das sich daran schloß, ward dann schließlich mehr Strapaze als Erholung. Noch peinlichere Erfahrungen sollten sie mit einem im Herbst 1851 von Robert ins Leben gerufenen Singekränzchen machen, das, wohl angeregt durch die Aufführung von „der Rose Pilgerfahrt", sich alle 14 Tage unter Schumanns Leitung in den Häusern der — etwa 30 — Mitglieder zusammenfinden und „hauptsächlich Sachen, die in den größern Vereinen nicht vorkommen, als Lieder, Opernsachen, Stücke für Begleitung usw." singen sollte, aber, wie es scheint, schon nach einem halben Jahre an der Teilnahmlosigkeit gerade auch der guten Freunde zugrunde ging. Schon im November klagt Clara: „Kränzchen bei Hildebrands, Robert war sehr bös, weil soviel geschwatzt wurde. Der gute Hildebrand an der Spitze. Das ist eigen hier, zum Schwatzen haben sie immer Leben genug, zum Singen aber nicht." Und im Februar heißt es gar: „Robert war wieder einmal recht böse und lief fort, kam aber wieder, was mir doch sehr lieb war, obgleich die Leute sich manchmal betragen, daß sie wirklich verdienen, wie Schulkinder behandelt zu werden. Das ist ein Schwatzen und Lachen, daß oft kaum die Stimme des Dirigenten durchzudringen vermag, oft bedarf es der Minuten, ehe man imstande ist, mit Singen zu beginnen. . . . Man kann nicht sagen, daß es an Eifer fehlte, aber es ist nicht der rechte ernste Eifer, der sich auf alles erstreckt, es ist Eifer für das, was ihnen besonders gefällt, aber nicht Eifer, etwas Schweres zu lernen." Noch schlimmere Erfahrungen als mit dieser wesentlich aus guten Freunden bestehenden Dilettantenvereinigung machten sie mit einem ebenfalls im Herbst 1851 ins Leben gerufenen Quartettkränzchen, das nach Schumanns Idee alle 14 Tage zusammenkommen und „Streichquartette, Quintette und Trios usw. mit Klavier" spielen sollte. Es ging schon nach den beiden ersten Übungen ein, da die Leistungen der Mitwirkenden, in-

folge ungenügenden Einzelstudiums, zu sehr hinter billigen Erwartungen zurückblieben. Diese Mitwirkenden waren aber mit einer Ausnahme Berufsmusiker, d. h. Persönlichkeiten, auf die Schumann vor allem auch in seiner öffentlichen amtlichen Tätigkeit an erster Stelle als seine Mitarbeiter und als Vorbilder für den weitern Kreis der Mitwirkenden zählen mußte!

Wir haben oben gehört, daß Schumann zunächst mit den Leistungen des Chors wie des Orchesters sehr zufrieden und namentlich von dem ersten angenehm enttäuscht war. Wenn auch die einzelnen Spieler nichts Hervorragendes leisteten, der Klang der durchweg mittelmäßigen Instrumente manches zu wünschen übrig ließ, war doch die ununterbrochene Schulung unter der festen Hand ausgezeichneter Dirigenten seit Mendelssohns Tagen deutlich zu spüren und versprach, zumal Schumann für die erste Violine sich in Wasielewski noch eine tüchtige frische Kraft anzuwerben gelungen war, auch für die Zukunft bei der Bewältigung schwieriger Aufgaben gutes. Von den einzelnen Mitgliedern freilich war für nicht pflichtmäßige Leistungen wenig oder nichts zu erwarten. Es waren geplagte Leute, diese Mitglieder des städtischen Orchesters, die froh waren, wenn sie nach glücklich beendigten Dienststunden das Instrument in den Kasten legen konnten. So kam z. B. ein regelmäßiges Triospiel erst zustande, als der junge Reimers aus Altona im März 1851 sich in Düsseldorf als Klavierlehrer niederließ, der sich mit der Zeit zu einem trefflichen Cellisten entwickelte. Reimers und Wasielewski, und nach des letztern Weggang von Düsseldorf im Sommer 1852 der im Herbst an seine Stelle getretene Ruppert Becker, der Sohn von Schumanns altem Freunde, waren die Stützen der namentlich in den letzten Jahren eifrigst gepflegten Hausmusik. Zu ihnen gesellte sich seit Oktober 1851 Albert Dietrich, der sich wegen seiner hervorragenden Eigenschaften als Mensch und als Künstler, die sofort das besondere Interesse beider Schumanns erregten, sehr bald, ganz abgesehen von seiner Mitwirkung in den häuslichen

Konzerten, eine Sonderstellung als Freund und Vertrauter des Hauses erwarb, und dessen Empfehlung auch seinem Freunde von Sahr freundliche Aufnahme verschaffte. Julius Otto Grimm dagegen ward erst nach Schumanns Erkrankung Genosse dieses engern Vertrautenkreises, nachdem Schumanns ihn im Januar 1854 in Brahms' Gesellschaft in Hannover kennen gelernt hatten. Musikalisch halfen aus nach Reimers Fortgang der Cellist Bockmühl und am Flügel gelegentlich, wenn auch nur in den ersten Jahren, Julius Tausch aus Dessau, der, unter den angesessenen Musikern zweifellos der bedeutendste, seit 1846 schon in Düsseldorf tätig, zugleich als Direktor der Künstlerliedertafel und des Männergesangvereins eine im breiten Bürgertum Düsseldorfs wurzelnde musikalische Machtstellung einnahm, die er wohl ebensosehr seiner wirklichen Tüchtigkeit wie seiner geschickten Anpassung an rheinischen Lebenston zu danken hatte. Bei aller Anerkennung aber seiner musikalischen Bildung wollte sich doch zwischen ihm und Schumanns kein innerliches Verhältnis herstellen. Es waren nicht nur gewisse Äußerlichkeiten, sondern vor allem wohl ein Mangel an Übereinstimmung in der Stellung zu den feinsten Problemen künstlerischer Arbeit überhaupt, die das verhinderten. Immerhin war er ein Musiker, der strebsam und eifrig immer bereit war, mitzutun, und der auch selten mit seinem etwas trocknen materiellen Spiel etwas geradezu verdarb. Aus seinen Händen hatte Schumann gewissermaßen den Dirigentenstab empfangen, denn er war es ja gewesen, der die Musik für den Begrüßungsabend einstudiert und geleitet hatte, und ihm sollte auch wenige Jahre später derselbe Kommandostab, der den müden Händen des kranken Meisters entglitten, wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.

Aber schon lange Zeit, ehe dies Ereignis eintrat, war nicht nur die anfängliche Harmonie zwischen dem städtischen Musikdirektor und dem Konzertkomitee, sondern auch die Stellung des Dirigenten dem Orchester und den Sängern gegenüber erschüttert, und eine Kette

von Verdrießlichkeiten, Verstimmungen ja Widersetzlichkeiten zieht sich seit dem Schluß des ersten Konzertwinters durch die weitere Direktionsführung Schumanns in Düsseldorf. Sie zu entwirren, ist nicht leicht, denn es handelt sich dabei nicht so sehr um Tatsachen als um Auffassungen, und an letztern hält der Mensch bekanntlich fast noch zäher fest als an Dogmen. Trotzdem muß der Versuch gemacht werden, die Entwicklung der Ereignisse in einer Weise zu schildern, die sich sorgfältig bemüht, nicht aus der Augenblicksstimmung der Beteiligten heraus Menschen und Dinge zu beurteilen, wohl aber den aus dieser Stimmung herausgewachsenen Handlungen und Beweggründen hüben wie drüben gerecht zu werden.

Der erste an die Öffentlichkeit gedrungene Mißton, der auf eine Trübung der Harmonie zwischen dem Dirigenten und seinem Publikum deutet, klingt an nach dem 8. von Schumann geleiteten Abonnementskonzert, das am 13. März 1851 stattgefunden hatte, also gegen Schluß der ersten Konzertsaison, in einem in der Düsseldorfer Zeitung erschienenen, an der bisherigen Konzertleitung Kritik übenden Aufsatz, der von Schumanns als eine Beleidigung und Unverschämtheit empfunden wurde, um so mehr als sie mit Bestimmtheit in dem Schreiber ein Mitglied des Konzertdirektoriums zu erkennen glaubten. „Das lassen nun die sogenannten Enthusiasten, als Euler, Müller u. a., ruhig geschehen", schreibt Clara entrüstet im Tagebuch, „eine Schande ist's, daß sie das ruhig sitzen lassen auf Düsseldorf, die alle Hände über Robert breiten sollten, um ihn zu fesseln!" —

Also jedenfalls ist seit dem ersten Konzert im Laufe des Winters die Stimmung umgeschlagen. Und man muß nach den Gründen fragen. Es ist kein Zweifel, daß Schumanns Leitung weite Kreise des Publikums, ob mit Recht oder Unrecht bleibe einstweilen dahingestellt, enttäuscht hatte und daß diese Enttäuschung sich zunächst in einer vielleicht ungehörigen Weise öffentlich Luft machte. Und Tatsache ist — nach Claras Aufzeichnungen —, daß nach ihrem eignen und vor allem Schumanns Urteil der Chor in zwei Konzerten die

wünschenswerte Sicherheit hatte vermissen lassen*; und ferner, daß schon vor dem Erscheinen jener Besprechung beide Künstler über die kühle Haltung des Düsseldorfer Publikums glaubten klagen zu dürfen. Namentlich hatte sie sehr verstimmt, daß Schumanns neue Ouvertüre zur „Braut von Messina" in dem Konzert am 13. März ohne jedes Zeichen von Beifall aufgenommen wurde.

Wenn trotzdem unter dem Eindruck der Aufführung der Johannispassion (am 13. April), in der die Chöre nach Claras Urteil „durchweg gelungen" waren, und des letzten Abonnementskonzerts (am 18. Mai), in dem, mit Ausnahme einer vom Komponisten „etwas unsicher" dirigierten Ouvertüre von Reinecke, „alles gut ging", und die den Schluß bildende Pastoralsymphonie so „herrlich", daß „alle eine Stimme waren, daß man sie hier nicht wieder so gehört seit Mendelssohns Fortgang", beide glaubten mit dem Ergebnis des ersten Winters zufrieden sein zu können — „Robert lustig wie selten", notiert das Tagebuch —, so war dieser Eindruck doch wohl nicht bei allen Beteiligten der gleiche. Namentlich hatte zwischen Chor und Dirigent sich kein rechtes Verhältnis herstellen wollen. Für erstern, ein gutes Instrument in der Hand eines starken und temperamentvollen Leiters und daran gewöhnt, fest im Zügel gehalten zu werden, war die vornehme Ruhe und Lindigkeit des mehr nach innen als nach außen lauschenden Meisters ein Verderb. Die Disziplin begann sich zu lockern, und mit den daraus wieder sich ergebenden Konflikten in den Proben erlahmte auch die Lust. Es war ein böses Zeichen, daß die erste Probe nach der Sommerpause erbärmlich besucht war, „die Soprane hören ganz und gar auf", klagt das Tagebuch. Es ist bezeichnend auch, daß

* „Am 11. Januar 4. Abonnementskonzert, Roberts Neujahrslied, wegen ungenügender Proben nicht so gut, wie R. wünschte. R. infolge dessen sehr verstimmt"; am 13. März: Roberts Nachtlied, „das leider vom Chor nicht sicher genug ausgeführt wurde und daher auch nicht entschieden wirken konnte."

Schumann schon um diese Zeit ernstlich erwog, die Leitung des Chors überhaupt ganz aufzugeben.

„Am 6. September", berichtet das Tagebuch, „fand die erste Konferenz wegen der Winterkonzerte [1851/52] statt, Robert kam alteriert nach Haus*. Die Leute sind oft recht unverschämt hier, und da ist wahrhaftig kein langes Bleiben; es stellen sich ferner auch allerlei große Mängel jetzt heraus. Der Gesangverein ist ganz im Untergehen, kein Eifer, keine Liebe zur Sache da, und das Orchester ist vor der Hand noch nicht einmal zur Not vollständig, da jetzt kein Militärmusikkorps hier ist. Das sieht also schlimm aus. Robert geht viel damit um, den Gesangverein ganz abzugeben, doch wird es wohl kaum gehen, will er nicht einen großen Bruch herbeiführen, bei dem der Musikverein dann schlimm fahren würde, denn der Gesangverein besitzt die Musikalien." Und aus derselben Stimmung am 23. September: „Wieder einmal Ärger im Verein. Es sollen einige Sätze aus der H-moll-Messe von Bach gesungen werden, doch die Herren und Damen kommen ja nicht in den Verein, um etwas zu lernen, nein, sie wollen sich eben nur amüsieren, und da zeigt sich denn ihre Unlust ohne Rückhalt. — Die Leute haben hier weder Respekt vor der Kunst noch vor dem Dirigenten! Und so soll es immer gewesen sein!" Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls waren das keine verheißungsvollen Aussichten für die Zukunft. Und so machte denn, trotzdem die Konzerte dieses Winters und ihre Vorbereitung zunächst keine, wenigstens keine an die Oberfläche kommenden Mißhelligkeiten brachten, und Clara sogar bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten nach ihrem Wochenbett am 4. März 1852 im 6. Abonnementskonzert mit ostensiblem Beifall empfangen und „mit Blumen überschüttet" wurde, die Entfremdung zwischen dem Künstlerpaar und den Düsseldorfern auch in diesem Winter weitere Fortschritte. Namentlich im Gesang-

* In seinen Tagesnotizen verzeichnet Schumann zum 6. Sept.: „Konferenz. Sturm mit Wortmann. Große Bedenken wegen der Zukunft."

verein wurden die Verhältnisse immer unerträglicher, die Disziplinlosigkeit nahm reißend zu. „Im Verein", schreibt Clara am 30. März 1852 nach einer Probe zur Matthäuspassion, „fehlt jetzt wahrhaft jede Spur von Eifer! Die Damen tun den Mund kaum auf, und sie benehmen sich (einige Gebildete natürlich ausgenommen) so unartig, setzen sich beim Singen, werfen die Füße und Hände um sich, wie so recht ungezogene Jungen, daß es mir immer im Herzen kocht, und wahrhaft könnte mir nichts lieber sein, als wenn Robert sich ganz von dem Verein zurückzöge, denn es ist eine seinem Range nicht würdige Stellung. Ginge es nur sogleich. Doch es hängt vielerlei daran und darum, und manches Schlimme würde daraus entstehen, täte Robert dies; denn dann würde der Verein Konzerte für sich geben wollen und somit die Kräfte zersplittern."

Es ist natürlich und selbstverständlich, daß bei einer solchen Grundstimmung auch freundlichere Eindrücke, wie z. B. die enthusiastische Aufnahme von Schumanns B-dur-Symphonie am 6. Mai 1852 u. a., nur vorübergehende Besserung schaffen konnten, und daß die kleinste beabsichtigte oder nicht beabsichtigte Reibung in sachlichen und formalen Fragen sofort wieder hüben wie drüben den Gegensatz zum Bewußtsein brachte und an und für sich vielleicht gar nicht so wichtige Meinungsverschiedenheiten zu herben Dissonanzen verschärfte.

Mißtrauen auf beiden Seiten ist ein schlechter Wächter für die Aufrechterhaltung eines in gegenseitigem vollsten Vertrauen begründeten Vertragsverhältnisses. Schumanns empfanden oder glaubten in dem Verhalten des Konzertkomitees bei jeder Gelegenheit einen Mangel an schuldiger Rücksicht gegen die Bedeutung Roberts als Künstler zu empfinden, der sie um so verletzender berührte, als es im Anfang anders gewesen war. Und das Konzertkomitee wieder, aus dem übrigens im Laufe der Zeit gerade einige von den Mitgliedern ausgeschieden waren, die seinerzeit Schumanns Berufung am eifrigsten betrieben hatten, befand sich insofern in einer peinlichen Lage, als

ein großer Teil des Publikums von Tag zu Tage unverhohlen seiner Mißstimmung über die Berufung eines Mannes Ausdruck gab, der, unbeschadet seiner Bedeutung als Komponist, nach Düsseldorf als Dirigent nicht passe, wie denn die wachsende Disziplinlosigkeit im Chor und im Orchester jedenfalls darauf hinwies, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. In einem solchen Konflikt in jedem Augenblick und in jeder Äußerung den Takt zu wahren und einen an und für sich begreiflichen lokalen Ärger nicht einen großen Genius entgelten zu lassen, dessen Eigenart, auch wo sie unbequem ist, respektiert werden muß, ist eine fast übermenschliche Aufgabe, die von einem aus sehr verschiedenartigen Bildungselementen zusammengesetzten Konzertkomitee kaum verlangt oder auch nur erwartet werden kann. Ahnte doch keiner damals, daß eine gewisse Apathie und Verträumtheit, die den Dirigenten an seinem Pult vor der Partitur für Augenblicke manchmal ganz vergessen ließ, daß er seines Amtes zu walten habe, wie eine eigentümliche, zeitweilig sich bemerkbar machende Schwerfälligkeit seines mündlichen Ausdrucks, schon Symptome der zerstörenden Krankheit seien; selbst dann nicht, als im Sommer 1852 Schumann so ernstlich erkrankte, daß die Einstudierung und Leitung der beiden ersten Abonnementskonzerte des Winters in seiner Vertretung Julius Tausch übernehmen mußte. Vielmehr trug gerade dies Intermezzo dazu bei, die Verstimmung auf beiden Seiten wesentlich zu steigern und schließlich den bis dahin noch immer vermiedenen Eklat herbeizuführen. Hatte Clara es schon als eine Kränkung empfunden, daß das Publikum sie bei ihrem Auftreten im ersten Abonnementskonzert des Winters 1852, das für sie, da es nicht von ihrem Manne geleitet wurde, ein großes Opfer bedeutete, nicht einmal freundlich empfangen hatte, so wirkte die Kälte, mit der das Publikum den genesenen Schumann selbst am 3. Dezember in dem ersten wieder von ihm dirigierten Konzert aufnahm, geradezu demonstrativ.

Daß hier jedenfalls bei einem Teil in der Tat eine Absicht zugrunde lag, sollte sich in den nächsten Tagen schon heraus-

stellen *. Drei Herren des Gesangvereinskomitees richteten an Schumann in höchster Unverfrorenheit die Aufforderung, er möge doch von seinem Amte zurücktreten, das er auszufüllen nicht imstande sei. War dies auch wohl zweifellos eine Entgleisung einiger bevorzugter Taktlosen, die durch Vermittelung der vornehmen Elemente, wie Notar Euler und Dr. Hasenclever, durch Eingreifen des Regierungspräsidenten von Massenbach und, wie es scheint, auch der zu dem Zweck berufenen Generalversammlung notdürftig wieder gutgemacht wurde, und deren Urheber schließlich in demütigster Form sich entschuldigten; daß so etwas vorkommen konnte, war wieder ein böses Zeichen. Der Gedanke ist wohl nicht von der Hand zu weisen, daß die interimistische Leitung des Vereins durch Tausch dazu den Anlaß gegeben, und daß seitdem in bestimmten Kreisen der lebhafte Wunsch bestand, Schumann durch Tausch zu ersetzen. Eine lokalkarnevalistische Färbung nahm diese Opposition durch die Begründung eines „Antimusikvereins gegen schlechte und schlecht ausgeführte Musik“ an, während gleichzeitig durch Hervorhebung der Tauschschen Leistungen in der Presse dafür gesorgt wurde, für ihn als den berufenen musikalischen Führer Düsseldorfs Stimmung zu machen.

Die Vorbereitungen für das rheinische Musikfest, die im Frühling 1853 begannen, brachten nur vorübergehend einen Waffenstillstand. Und dieses selbst, an dem, wie wir noch hören werden, Schumann als Komponist der D-moll-Symphonie größte Triumphe erntete, wurde in der lokalen wie in der auswärtigen Fachpresse zu Claras großer Entrüstung dafür ausgebeutet, mit mehr oder minder großer Deut-

* Ich lasse zur Ergänzung von Claras Aufzeichnungen die kurzen Notizen Schumanns in seinem Ausgabenbuche folgen: „11. Dezember Stürmische Konferenz. 14. Frecher Brief des Herrn W. ꝛc. 15. Agitation wegen des Briefes. Besuch v. Hasenclever, Euler und Dietrich. 16. Stürmische Konferenz. 17. Viel Korrespondenz. 18. Erklärung von Herrn von Heister. Gedanken an Fortzug. 19. Besuch von Herrn von Massenbach. 21. Besuch von Herrn Nielo, Voß ꝛc. mit Entscheidung der Generalversammlung. 22. Konferenz bei Geißler. 23. Besuch bei Nielo und Tausch. Dr. Hasenclever mit Brief vom W.“

lichkeit zu betonen, daß der Meister als Dirigent nicht auf der Höhe stehe und in dieser Hinsicht z. B. mit seinem Vorgänger Hiller nicht zu vergleichen sei. Wenn man der Freundesstimmen auch aus guten Tagen über Schumanns Begabung als Orchesterleiter sich erinnert und außerdem bedenkt, daß hier tatsächlich schon ein kranker Mann den Taktstock schwang, so wird man wohl Claras leidenschaftliche Bitterkeit, daß die guten Freunde, wie Dietrich und Hasenclever, dazu schwiegen — „warum beweisen sie ihre Anhänglichkeit und Verehrung nicht durch die Tat? warum lassen sie ihrem „verehrten Meister“ diese Ungerechtigkeit ungerügt antun? ist das rechte Freundschaft? ich sage nein!“ — wohl aus ihrer Seele heraus verstehen, aber nicht als objektiv berechtigt anerkennen können. Daß aber in der Tat die Zustände auch im Orchester unhaltbar waren, erhellt am schlagendsten aus den Vorgängen bei der Probe von Joachims Hamlet-Ouvertüre am 27. Oktober 1853. Clara selbst schreibt: „Schlimme Probe von Joachims Hamlet-Ouvertüre, die sehr schwer ist und gar nicht gehen wollte, wobei auch allerlei Intrigen ins Spiel kamen. Forberg (Cellist) lief fort, kam später wieder, und niemand sagte ihm darüber ein Wort! Man hätte ihn gleich wieder hinausweisen müssen, kurz es ist hier keine Disziplin, und da ist auch kein Zusammenwirken von Direktor und Orchester möglich!“

Unter diesen Verhältnissen kann es den verantwortlichen Männern schließlich nicht verdacht werden, wenn sie, selbst auf die Gefahr hin, einem so großen und edlen Meister weh zu tun, den Versuch machten, einen neuen Ausweg zu finden und, um Schlimmeres und Schrofferes zu verhüten, eine Art Kompromiß herbeizuführen*.

„Am 7. November“, schreibt Clara, „kamen die Herren Illing

* Schumanns Notizen darüber lauten: „7. November Entscheidender Tag. Unverschämtheiten. 8. Schwanken zwischen Berlin und Wien. Brief an Dr. Herz und Tausch. 9. Bürgermeister Hammers' Brief an das Komitee. 10. Entscheidung für Wien. 17. Viel Korrespondenz. 18. Miserable Menschen hier. 19. Ultimatum. Briefe an den Verein und Herrn Tausch.“

und Herz vom Komitee und teilten mir mit, daß sie wünschten, R. dirigiere in Zukunft nur seine Sachen, das andre habe Herr Tausch versprochen übernehmen zu wollen. Das war eine infame Intrige und eine Beleidigung für Robert, die ihn zwingt, seine Stelle gänzlich niederzulegen, was ich den Herren auch sogleich antwortete, ohne Robert gesprochen zu haben. Abgesehen von der Frechheit, die zu solch einem Schritte einem Manne wie Robert gegenüber gehörte, so war es auch eine Verletzung des Kontraktes, die Robert sich in keinem Fall gefallen läßt. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich entrüstet war, und wie bitter es mir war, Robert diese Kränkung nicht ersparen zu können. O, es ist ein niederträchtiges Volk hier. Die Gemeinheit herrscht hier, und die Gutgesinnten, z. B. Herren von Heister und Lezaak, ziehen sich zurück, mißbilligend aber tatlos. Was hätte ich darum gegeben, hätte ich mit Robert gleich auf und davon gehen können, doch wenn man 6 Kinder hat, ist das so leicht nicht.

9. November: Robert hat dem Komitee seinen Entschluß, nicht mehr zu dirigieren, mitgeteilt. Tausch benimmt sich wie ein roher ungebildeter Mensch ... denn er dürfte unter den jetzt obwaltenden Umständen nicht dirigieren und tat es doch, obgleich ihm Robert geschrieben, daß, wenn er es dennoch täte, er (Robert) ihn für keinen wohlmeinenden Menschen halten könne. Die Sache stellt sich überhaupt immer klarer heraus, daß Tausch, scheinbar ganz passiv, die Hauptintrige gesponnen. Hammers (Bürgermeister) benimmt sich sehr freundlich in der Sache und möchte gern vermitteln, wenn's anginge.

10. November: „Konzertabend — wir zu Haus. Tausch dirigiert. Robert schrieb ihm heute einen zweiten Brief, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird ....

Das ist das Bild der Vorgänge, wie es sich in Schumanns Augen darstellte. Die Auffassung aber und die Motive, die das Komitee zu einem solchen, unter allen Umständen höchstes Aufsehen erregenden Schritte veranlaßten, sind niedergelegt in einem Bericht des Verwaltungsausschusses des Allgemeinen Musikvereins, den

dieser unter dem 25. November 1853 dem Bürgermeister Hammers erstattete. Dieser hatte nämlich, wie schon aus Claras Äußerungen hervorgeht, und zwar in amtlicher Eigenschaft, Veranlassung genommen, in das zwischen dem städtischen Musikdirektor und dem Komitee des Allgemeinen Musikvereins eingetretene Zerwürfnis einzugreifen. Zu diesem Zwecke hatte er zunächst das Komitee um eine authentische Darstellung der Vorgänge ersucht und sandte diese unter dem 5. Dezember an Schumann mit einem mir im Original vorliegenden Begleitschreiben folgenden Inhalts:

„Der Gemeinderat hat in seiner amtlichen Stellung und bei dem großen Interesse, welches die Stadt mit Recht an den musikalischen Leistungen nimmt, welche unter Ihrer Direktion bisher stattgefunden haben, von den Zerwürfnissen Kenntnis nehmen müssen, welche zwischen Ihnen und dem Komitee des allgem. Musikvereins zu seinem Bedauern eingetreten sind, und welche wahrscheinlich die Folge gehabt, daß Sie in den letzten Konzerten die Direktion nicht geführt haben.

Der Gemeinderat hat ein Komitee aus seiner Mitte zur Aufklärung des wahren Sachverhältnisses und Einleitung der etwa nötigen Maßregeln erwählt, und dieses hat zunächst beschlossen, auch von Ihnen sich eine Darstellung der Entstehung jenes Zerwürfnisses zu erbitten, nachdem das Komitee des A. M.-V. eine Darlegung des Sachverhaltes in der Anlage gegeben hat."

In dem fraglichen Bericht des Verwaltungsausschusses ist nun zunächst der Wortlaut des Protokolls der entscheidenden Sitzung mitgeteilt.

„Protokoll vom 6. November 1853.

Die augenblicklichen Verhältnisse der musikalischen Direktion unsrer Konzerte hatten bei mehreren Mitgliedern des Verwaltungsausschusses den Wunsch hervorgerufen, den Versuch zu machen, daß der Herr Musikdirektor Dr. Schumann sich bewegen lasse, sich bei

der Direktion unsrer Konzerte, mit Ausnahme der Ausführung seiner eignen Kompositionen, durch Herrn Tausch vertreten zu lassen.

Herr Dr. Herz hatte es unternommen, zuvor Herrn Tausch über die Art und Weise dieser Vertretung vertraulich zu fragen, und referierte, daß Herr T. erklärt habe, bei seiner hohen Achtung gegen Herrn Dr. Schumann sei er bereit, als Stellvertreter desselben die Abonnementskonzerte zu dirigieren, was er unter einem andern Musikdirektor nicht tun würde. Hierauf wurde, nachdem man sich einstimmig für die Stellvertretung des Herrn Dr. Schumann durch Herrn Tausch erklärt hatte, durch Abstimmung festgestellt, daß die hierüber mit Herrn Dr. Sch. einzuleitenden Verhandlungen mündlich geführt werden sollen, und beschloß man, durch eine ausschließlich aus Komiteemitgliedern bestehende Deputation die Sache mit Herrn Dr. Sch. regulieren zu lassen. Zu dieser Deputation wurden gewählt Herr Vorsitzender Regierungsrat Illing und Dr. Herz, welche dieses Kommissorium übernahmen."

„Infolge des vorstehenden Beschlusses", heißt es nun weiter im Bericht, „verfügte ich (der Vorsitzende) mich mit Herrn Dr. Herz zu Frau Dr. Schumann. Wir gaben ihr in möglichst schonender Weise Kenntnis von der Lage der Sache, und da es uns in allseitigem Interesse wünschenswert schien, daß Herr Dr. Sch. nicht sofort eine entscheidende Erklärung direkt an den Ausschuß richte, sondern mit uns konfidentiell die weitern Schritte bespräche, so äußerten wir uns in diesem Sinne gegen Frau Dr. Sch. und erklärten gleichzeitig, daß wir jeden Augenblick zu einer solchen Besprechung bereit seien.

Unsre Vermittelung wurde nicht in Anspruch genommen, vielmehr ging dem Verwaltungsausschusse unterm 9. d. M. ein Schreiben zu, in welchem Herr Dr. Sch. erklärte, daß er in jedem Falle von dem ihm zustehenden Recht, zu rechter Zeit zu kündigen, nämlich vom 1. Oktober 1854 an, Gebrauch machen werde."

Das dem Bericht in Abschrift beigefügte Schreiben aber lautet:

„Düsseldorf, den 9. November 1853.

An den verehrlichen Verwaltungsausschuß des allgemeinen Musikvereins.

Herr Regierungsrat Illing und Herr Dr. Herz haben mir — mittelbar durch meine Gattin — folgende Mitteilung gemacht, ob ich damit einverstanden wäre, daß Herr Tausch in den Konzerten alle Kompositionen andrer Meister dirigiere außer die meinigen, die selbst zu dirigieren mir überlassen bliebe, wie sie sich denn darüber schon mit Herrn Tausch benommen und dieser sich, wie sie sich ausdrückten, „aus Verehrung gegen mich" dazu geneigt gezeigt habe, und das ist offenbar sehr anerkennungswert, da es viel schwerer ist, fremde Kompositionen als eigne zu dirigieren. Da nun die genannten Herren noch andeuteten, daß sie im Sinne der übrigen Mitglieder des Ausschusses sprächen, so richte ich meine Erwiderung an denselben. Sie ist diese: Es besteht ein Kontrakt zwischen mir und dem frühern Ausschuß, dem indes noch viele der damals unterschriebenen Mitglieder angehören.

Die wesentlichsten Punkte jenes Kontraktes sind diese:

1. Die Tätigkeit des Musikdirektors erstreckt sich a) auf die Leitungen der Übungen des Singvereins, b) auf die Leitung der Konzerte und der Kirchenmusik, welche der allgemeine Musikverein unter der Mitwirkung des Singvereins veranstaltet.

2. Unser Kontrakt beginnt mit dem kommenden 1. April. Derselbe wird von Jahr zu Jahr vom 1. Oktober ab in der Art abgeschlossen, daß er von einen oder dem andern Teile wenigstens drei Monate vor jedem 1. Oktober gekündigt werden muß, um den Vertrag mit dem 1. Oktober zu lösen. ... Da mich nun der jetzige Ausschuß an der Ausübung meiner übernommenen und immer gewissenhaft erfüllten Amtspflichten hindert und ganz vergessen zu haben scheint, daß ein solcher Kontrakt auch ihm gewisse Verbindlichkeiten auferlegt, so nötigt er mich dadurch, durch einen moralischen Zwang, daß ich in keinem Falle irgendwie eine Direktion oder Mitwirkung übernehmen werde, solange nicht der Kontrakt, wie er steht, aufrecht gehalten wird, d. h. daß ich die Direktion ausschließlich allein vertrete, — daß ich aber in jedem Falle von dem

mir zustehenden Recht, zur rechten Zeit zu kündigen, nämlich vom 1. Oktober 1854 an, Gebrauch machen werde.

Auf diese meine Enderklärung bitte ich um eine gleiche.

Des verehrlichen Verwaltungsausschusses

ergebener

R. Schumann."

Wie wir schon aus Claras Tagebuch wissen, hatte Schumann bereits am folgenden Tage die praktische Konsequenz aus dieser Auffassung gezogen, indem er in dem am 10. November stattfindenden Abonnementskonzert nicht erschien, das nun Tausch als Nothelfer wohl oder übel leiten mußte.

Keine Frage, in dem auch nur als Vorschlag oder Anfrage an Schumann herangetretenen Ansinnen des Komitees lag für ihn subjektiv schon an sich eine Kränkung. Ob diese Kränkung durch die Form, in der die mündlichen Verhandlungen mit Clara geführt wurden, noch verschärft wurde, muß dahingestellt bleiben. Ganz ausgeschlossen scheint es mir nach Lage der Dinge nicht, trotz der gegenteiligen Versicherung der Deputierten, an deren gutem Willen und Glauben, „möglichst schonend" vorzugehen, deshalb nicht gezweifelt werden soll. Das aber ist sicher, daß, mochte das Komitee durch die tatsächlich unhaltbaren Zustände auch in eine Zwangslage versetzt sein, der von ihm eingeschlagene Weg, hinter Schumanns Rücken erst mit Tausch zu verhandeln und den Meister so vor die vollendete Tatsache einer mit einem Dritten getroffenen Vereinbarung zu stellen, auf eine Brüskierung Schumanns hinauslief, die durch keine noch so liebenswürdigen Beschönigungsversuche aus der Welt geschafft werden konnte, und der gegenüber Schumann nichts andres übrig blieb, als mit der sofortigen Kündigung zu antworten.

Vollkommen begreiflich ist auch, daß er unter diesen Verhältnissen sich für zu gut hielt, die Direktion überhaupt weiterzuführen. Dagegen war er ebenso zweifellos formell im Unrecht, wenn er diesen V o r s c h l a g des Komitees, denn in keiner andern

Form war es bisher an ihn herangetreten, als einen Kontraktbruch auffaßte und sich daraufhin für berechtigt erklärte, seinerseits seine Tätigkeit mit demselben Tage einzustellen. Tatsächlich erwies er dadurch dem Komitee auch der Außenwelt gegenüber einen Dienst, auf den es in dieser Form schwerlich gerechnet hatte, denn es war dadurch mit einem Schlage von allen Schwierigkeiten befreit, die sich zweifellos ergeben haben würden, wenn Schumann in irgend einer Weise auf den Kompromiß eingegangen wäre. Daß es die Herren von vornherein darauf abgesehen hatten, durch eine unannehmbare Bedingung den Meister zu brüskieren und aus seiner Reizbarkeit Nutzen zu ziehen, möchte ich aber, wenn auch in einigen Seelen dieser Wunsch in der Tiefe schlummern mochte, deswegen nicht annehmen. Denn selbst, wenn die Befriedigung, durch Schumanns schroffe Absage aus einer unendlich schwierigen Lage befreit zu sein, sicher dem Komitee es verhältnismäßig leicht machte, nicht selber schroff zu werden, so ist doch in dem unter dem 14. November an Schumann gerichteten Antwortschreiben das Bestreben anzuerkennen, bei aller Wahrung ihrer, tatsächlich ja nicht bloß dem Dirigenten sondern auch dem Publikum gegenüber übernommenen und zu wahrenden Rechte und Pflichten, dem Genius des großen Komponisten all die Rücksicht und Ehrfurcht zu zollen, die sie ihm als technischem Dirigenten versagt hatten.

Es ist datiert vom 14. November.

„Geehrter Herr Doktor!

Die verehrliche Zuschrift vom 9. d. M. beeilen wir uns dem ausgesprochenen Wunsche gemäß zu beantworten. Wir sind uns bewußt, nicht nur in keinem Augenblick unsres kontraktlichen Verhältnisses uneingedenk gewesen zu sein, sondern auch bei all unsern Schritten der hohen Achtung gemäß gehandelt zu haben, welche Ihrem Genius überall gebührt; und wir werden auch nichts tun, was dem widerspräche.

Bei den hier obwaltenden Verhältnissen wurden wir zu der An-

frage gedrängt, welche Ihrer von uns gleichfalls hochgeschätzten und verehrten Gemahlin durch die von uns dazu kommittierten Mitglieder mitgeteilt und von dieser Ihnen übermittelt wurde.

Wenn wir nun auch das zwischen den Künstlern, welche die Leitung unsrer musikalischen Aufführungen übernommen hatten, und ganz besonders das zwischen Ihnen, geehrter Herr Doktor, und uns bestehende Verhältnis stets für ein zartes und für ein zumal unserseits auf die rücksichtsvollste Weise zu behandelndes erachtet haben und noch erachten, bei welchem selbst das Aussprechen eines bloßen Wunsches von nicht geringer Bedeutung sein kann, so glauben wir dennoch nicht, daß in einer einfachen Anfrage, spricht sich gleich in derselben auch ein Wunsch aus, oder in einem bloßen Wunsche eine Kontraktwidrigkeit, ja nur eine Verletzung schuldiger Hochachtung gefunden werden kann, zumal wenn dieser Hochachtung wegen die Form der Anfrage gewählt worden ist, und wenn sogar das Gewünschte selbst eine Verletzung des Vertrages nicht enthält.

Außer unserm Verhältnisse zu unserm technischen Dirigenten haben wir auch unsern Kommittenten sowie dem gesamten Publikum, welches sich an unsern musikalischen Aufführüngen beteiligt, gerecht zu werden und nach allen Seiten hin Pflichten im Auge zu behalten, deren Erfüllung oft fürwahr nicht angenehm ist, noch leicht gemacht wird. So mißlich es sein mag, zu einer Erörterung über kontraktliche Verhältnisse genötigt zu werden, so wenig haben wir eine solche zu scheuen. Verpflichtungen sind auf beiden Seiten, wir werden, solange der Vertrag zwischen Ihnen und uns besteht, nicht unterlassen, unserseits dasjenige zu leisten, wozu der Vertrag uns verbindet, wie wir nicht anders als erwarten können, daß Sie ebenso bedacht sein werden, den uns gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, wo wir darum zu ersuchen uns erlauben werden. In dieser festen Erwartung wiederholen wir nochmals die Versicherung der vollsten und aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung und verharren

Ihr ergebenster
Verwaltungsausschuß des allgemeinen Musikvereins
gez. Illing als Vorsitzender
„ Wortmann, Sekretär."

Gleichzeitig hatte der Verwaltungsausschuß beschlossen, „Herrn Tausch zu veranlassen, während der diesjährigen Saison die Konzerte resp. den Teil derselben zu leiten, welche Herr Musikdirektor Schumann nicht dirigiert, und in der künftigjährigen Konzertsaison 1854/55 dem Herrn Tausch die musikalische Direktion der Konzerte zu übertragen*".

Man sieht, daß auch jetzt noch trotz Schumanns Weigerung formell ihm der in jener Anfrage abgegrenzte Anteil an der Leitung der Konzerte gewahrt ist, jetzt natürlich aber in der sichern Voraussetzung, daß er nicht mehr davon Gebrauch machen werde. Die schon am 24. November angetretene Reise des Schumannschen Ehepaares nach Holland, ihr dadurch bedingtes Fernsein von Düsseldorf bis Weihnachten und der bald darauf erfolgende Ausbruch seiner Krankheit machte allen weitern Verhandlungen und Konflikten ein Ende.

Es würde aber den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, wenn man sich die Düsseldorfer Jahre als beständig von diesen Konflikten und Widerwärtigkeiten beschattet und die beiden Künstler wie unter einem immerwährenden gemütlichen Druck stehend vorstellen wollte. Im Gegenteil, trotzdem gerade das, was sie nach Düsseldorf gelockt, sich sehr bald als eine Täuschung erwies, und infolgedessen der Gedanke, wieder fortzugehen, wie ein ungeduldiges Kind, fast vom ersten Augenblick an, bald laut, bald leise, an der Tür rüttelte, in andrer Hinsicht boten ihnen diese letzten Jahre ihres Zusammenseins doch soviel an freudigen und erhebenden Eindrücken verschiedenster Art, daß erst die immer tiefer fallenden Schatten der Krankheit das starke Glücksgefühl, das in ihnen beiden lebte, trüben und erschüttern konnten.

---

* Bei Mitteilung dieses Beschlusses war aber, wie in dem betreffenden Bericht an den Bürgermeister betont wurde, „Herr Tausch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht", daß die Disposition über das Gehalt der Musikdirektion der Stadt zustehe, und daß der Verwaltungsausschuß „nur die Verpflichtung übernehmen könnte, Herrn T. als den einzigen Kandidaten des Verwaltungsausschusses in Vorschlag zu bringen."

Vor allem war es ein Glück, daß Clara fast bis zum Eintritt der Katastrophe doch ganz ahnungslos über den Ernst der Lage war, und während Fernerstehende, und namentlich gelegentlich vorsprechende alte Freunde, mit Sorge Veränderungen und krankhafte Störungen, besonders im Sprechen, schon verhältnismäßig früh beobachteten, selbst diesen Erscheinungen, an die sie als kommende und gehende gewöhnt war, um so weniger Gewicht beilegte, als das subjektive Krankheitsgefühl — Melancholie und Angstzustände — in diesen Jahren bei Schumann zunächst viel weniger stark hervortrat als früher, und als gleichzeitig seine schöpferische Tätigkeit, statt zu erlahmen, sich immer noch steigerte. Auch darin befand Clara sich in einer Selbsttäuschung, daß sie das in der Qualität dieser Leistungen zutage tretende Nachlassen und allmähliche Versiegen der Gestaltungskraft nicht erkannte, jedenfalls es vor sich selbst und andern nicht Wort haben wollte. Sie sah mit den Augen des Geliebten, und wenn diese freudig aufleuchteten über etwas Gelungenes, so war es gut, und wer anders urteilte, hatte unrecht. Das Gefühl des Einsseins mit ihm und das leidenschaftliche Bestreben, diese Solidarität gegenüber aller Welt immer wieder zum schärfsten Ausdruck zu bringen, wurde von Jahr zu Jahr stärker, vielleicht gerade in dem dunkeln Gefühl, daß das Abwehren aller und jeder Kritik, die sich gegen seine Person richtete, der einzige Schutz sei gegen kritische oder skeptische Regungen im eignen Innern. Es macht für den Außenstehenden einen fast beklemmenden Eindruck, zu sehen, wie sie z. B. kritik- und bedingungslos in seiner ekstatischen Schwärmerei für die Gedichte Elisabeth Kulmanns ebenso mitgeht wie in dem alle Besucher des Hauses geradezu unheimlich berührenden fanatischen Glauben an die Wunder des Tischrückens, der schon im Frühling 1853 bei Schumann entschieden krankhafte Formen annimmt; wenn sie ganz harmlos von einem während des Musikfestes in ihrem Hause veranstalteten Tischrücken erzählt: „Robert wurde ganz lustig davon, wie immer, wenn er sich nicht ganz wohl fühlt,

und fängt er seine Manöver mit den Tischen an, so wird er ganz wohl und angenehm aufgeregt", oder ein andermal ernsthaft berichtet: „R. ist ganz entzückt von dieser Wunderkraft und hat ordentlich das Tischchen lieb gewonnen und ihm ein neues Kleid (d. h. eine neue Decke) versprochen" (April 1853).

Für sie war und wurde eben jede Äußerung seines Wesens eine Art Offenbarung und seine Ansicht auch in den Fragen, in denen sie selbst ein Urteil hatte, die allein maßgebende. Die einzige Trübung verursachte es, wenn diese letzte und höchste Instanz in allen Dingen mit ihren eignen künstlerischen Leistungen sich unzufrieden erklärte. Denn wie ein Lob von ihm ihr einen ganzen sonst verlorenen Konzertabend aufwog, ebenso schmetterte eine abfällige Äußerung oder auch nur Miene von ihm sie mitten im tosenden Beifall des Publikums in tiefste Verzweiflung. Und er hatte gelegentlich eine unendlich verletzende und schroffe Art, die zuzeiten ihr Selbstvertrauen vollkommen lähmte, ohne daß er sich offenbar über die Tragweite seines Verhaltens klar gewesen wäre. Auf diese Weise ward ihr zum Beispiel das erste eigne Konzert, das sie am 9. November 1850 in Düsseldorf gab, und das ihr den größten Beifall des Publikums einbrachte, ein Tag tiefen Kummers. Das entgegen der ursprünglichen Absicht an Stelle des Quintetts im letzten Augenblick ins Programm aufgenommene D-moll-Trio verfehlte seine Wirkung auf das Publikum, nach Claras Meinung, weil es für das Publikum beim erstenmal hören zu schwer war, während Schumann die Schuld auf Claras schlechtes Spiel schob, „was mich entsetzlich betrübte, denn ich hatte es mit all meiner Kraft und all meinem besten Willen gespielt, und dachte für mich, so gut ist es doch noch nicht gelungen, desto bitterer war es daher für mich, statt eines freundlichen Wortes die bittersten, entmutigendsten Vorwürfe zu hören." Auch ihr Vortrag der F-moll-Sonate von Beethoven fand an jenem Abend keine Gnade vor seinen Augen, obgleich das Publikum sie enthusiastisch aufnahm! „Ich weiß kaum mehr,

wie ich noch spielen soll," klagt sie in völliger Verzweiflung, „während ich mich bemühe, den Sänger möglichst zart und nachgebend zu begleiten, spricht Robert, meine Begleitung ist ihm schrecklich! Müßte ich nicht mein Spiel benutzen, um auch etwas zu verdienen, ich spielte wahrhaftig keinen Ton mehr öffentlich, denn was hilft mir der Beifall der Leute, wenn ich ihn nicht befriedigen kann."

Aber trotzdem sie in diesen Jahren unter strenger und oft sicher ungerechter Kritik des Geliebten zu leiden hatte, und trotzdem in den Düsseldorfer lokalen Musikverhältnissen auch nicht gerade ein besonderer Ansporn zu einer sie auch innerlich selbst befriedigenden öffentlichen musikalischen Tätigkeit geboten war, so sollte doch gerade in diesem Zeitraum, diesen und andern vor allem aus den mit der zunehmenden Schar der größer werdenden Kinder erwachsenen häuslichen Nöten und Sorgen und Abhaltungen zum Trotz, ihre künstlerische Persönlichkeit eine Vertiefung und zugleich ihr künstlerischer Ruf eine Erweiterung erfahren, die wieder Freude und Licht auch in dunkle Stunden, jetzt und später, hineinbrachte. Freilich die lang ersehnte und oft geplante Reise nach England, zu der der von Jahr zu Jahr dort wachsende Ruhm Schumanns gleicherweise lockte wie direkte Einladungen von verschiedenen Seiten, mußte einstweilen Projekt bleiben, da immer im entscheidenden Augenblick Mutterpflichten Clara die Ausführung unmöglich machten. Aber davon abgesehen, erwies sich doch die Lage Düsseldorfs als sehr günstig, um neuen Boden zu gewinnen, zunächst das Rheinland selbst, das Clara ja bisher noch nicht betreten hatte. Köln, Barmen, Elberfeld und Bonn. In Köln war es vor allen Dingen das Gürzenichorchester, das sich in diesen Jahren unter Hillers Leitung überraschend schnell zu einem, höchsten Aufgaben gewachsenen, durch feine Auffassung, Temperament und Klangschönheit, im ganzen wie in den Einzelstimmen, sich auszeichnenden Grundpfeiler für das gesamte musikalische Leben des Rheinlands entwickelte, das ihr als Hörende und Mitwirkende immer wieder Anregung und Freude bereitete. In Elberfeld und Barmen be-

rührte sie besonders wohltuend der vornehme Geist, in dem das reiche Bürgertum jener Städte beste Musik als einen selbstverständlich notwendigen Begleitakkord des sonst ganz in materiellen Interessen aufgehenden Berufslebens pflegte, und die Liebenswürdigkeit und der Takt, mit dem man ihr persönlich entgegenkam und Gastfreundschaft erwies. Das kleine Bonn, das damals wesentlich noch mit dilettantischen Kräften seine musikalischen Aufführungen bestreiten mußte, konnte natürlich mit den großen Schwesterstädten nicht rivalisieren, entzückte aber immer wieder bei wiederholten Besuchen durch seinen landschaftlichen Reiz wie durch die mehr vergeistigten Ausdrucksformen rheinischer Geselligkeit, wie sie der Verkehr mit dem Heimsoethschen Hause, mit Simrock, mit dem Bürgermeister Kaufmann ihnen erschloß.

So wurden in diesem Jahre schon die Keime gelegt zu dem ganz persönlichen Verhältnis, in dem Clara bis zu ihrem Lebensende zum Rheinland gestanden, die aber eigentlich Frucht erst in den schweren Jahren, die folgten, tragen sollten. Während Schumanns amtlicher Tätigkeit in Düsseldorf war das insofern erschwert, als schließlich doch die unliebsamen Erfahrungen dort, mehr als vielleicht beiden zum Bewußtsein kam, die Pflege herzlicher Beziehungen in der Nachbarschaft und ein Festwachsen in dem Boden überhaupt erschwerten. Namentlich litten darunter entschieden die Beziehungen zu manchen rheinischen Kollegen, vor allem zu Hiller, den beide in all diesen Jahren mit einem gewissen Mißtrauen betrachteten, das sicher, wie die Folgezeit bewies, in dem Grade nicht berechtigt war. Es erklärt sich aber, ganz abgesehen von Differenzen in rein musikalischen Geschmacksfragen, vor allem aus der Beobachtung, wie schnell und scheinbar spielend dem weltgewandten Frankfurter auf diesem Boden alles glückte, der für die Innerlichkeit Schumanns kein Verständnis zu haben schien. Naturgemäß mußten solche Vergleiche und daraus Reibungen sich bei fast jeder Berührung auf dem gemeinsamen Wirkungsgebiet herausstellen, und das Gefühl, doch eigentlich in diese Welt nicht so

recht hineinzupassen, bei Robert und Clara verstärken. Vor allem machte sich das bemerkbar an musikalischen Festtagen, wie dem Sängerfest im August 1852, bei dem Schumann trotz schweren Unwohlseins schließlich am 3. August seine Ouvertüre zu Shakespeares „Julius Cäsar" dirigierte, ohne daß das Werk auf das allerdings sehr gemischte Publikum, und noch dazu bei sehr ungünstiger Aufstellung des zu schwachen Orchesters, einen nennenswerten Eindruck gemacht hätte. Schwerer wogen aber aus naheliegenden Gründen die Erfahrungen des folgenden Jahres, bei dem 31. niederrheinischen Musikfest, Pfingsten 1853, wo als Dirigent Hiller zweifellos mit der neunten Symphonie den Vogel abschoß, während Schumann zwar mit der D-moll-Symphonie eine begeisterte Aufnahme fand, wie ihm noch nie in den Rheinlanden zuteil geworden, aber mit seiner für das Fest komponierten und, wie er hoffte und glaubte, so recht aus rheinischem Empfinden herausgeschaffenen „Festouvertüre mit Schlußchor über das Rheinweinlied", das den Beschluß des 3. Konzerts bildete, keine rechte Resonanz zu wecken vermochte. Um so mehr konnten ihn diese und ähnliche Erfahrungen verstimmen, als er gerade in seinem musikalischen Empfindungsleben von Anfang an nicht ungern, und mit Vorliebe sogar, sich von Eindrücken, die ihm seine Umgebung zutrug, zu eignen Schöpfungen anregen ließ und als Musiker keineswegs so exklusiv sich dem rheinischen Leben gegenüber verhielt, wie er es als Mensch zu tun schien. Für die erste große in Düsseldorf entstandene Komposition, die Es-dur-Symphonie, gab der Anblick des Kölner Domes die erste Anregung, und auch sonst „schimmern in ihr wohl Bilder des rheinischen Lebens durch" (Spitta), wie denn überhaupt auch, von besondern Beziehungen — z. B. der Messe — abgesehen, die schöpferische Tätigkeit Schumanns in diesen Jahren, trotz der sehr gewissenhaft und ernst genommenen amtlichen Berufspflichten, trotz mancher Störungen durch Krankheit und längere Reisen, quantitativ gegen früher womöglich noch eine Steigerung

zeigt, und zwar gleichmäßig auf allen bisher von ihm kultivierten Gebieten. Daß sie qualitativ aber nur zum Teil auf der alten Höhe stehen, ist leider nicht zu verkennen. In diesem Rahmen ist es nicht Aufgabe, diesen künstlerischen Zersetzungsprozeß in allen seinen Phasen nachprüfend kritisierend zu verfolgen, würde es auch dann nicht sein, wenn dem Verfasser die Fachkenntnis zu Gebote stände, über die er nicht verfügt. Auch eine chronologische Verzeichnung der einzelnen Kompositionen, wie sie frühere Angaben ergänzend und berichtigend sich wohl aus Schumanns Notizen geben ließen, scheint mir nicht angebracht. Wohl aber wird es willkommen sein, die Reflexe seiner schöpferischen Tätigkeit zu verfolgen, wie sie uns aus Claras Tagebuchaufzeichnungen entgegentreten, die keineswegs alles, was in diesen Jahren entstanden war, festhalten, die aber das für uns in diesem Zusammenhang Wesentliche gewähren: den Einblick in die Stimmungen, aus denen die bedeutendsten von ihnen erwachsen, und zugleich eine Vorstellung der Resonanz, die sie unmittelbar im engsten und weitern Kreise weckten.

Von den Hemmnissen der schöpferischen Tätigkeit, die aus der unglücklichen Lage der ersten Wohnung erwuchsen, haben wir schon gehört. Es ist deshalb kein Wunder, wenn erst seit dem November 1850 das Tagebuch wieder regelmäßig über Arbeiten Roberts zu berichten weiß*.

Am 16. November schreibt Clara: „Robert arbeitet jetzt an etwas, das ich nicht weiß, da er es mir nicht sagt. Im vorigen Monat hat er ein Violoncellkonzert** komponiert, das mir sehr gefällt und mir besonders so recht im Cellocharakter geschrieben erscheint“***.

* Die erste Arbeit in Düsseldorf war übrigens schon im September 1850 die Instrumentation des Rückertschen Neujahrsliedes gewesen. Vgl. oben S. 198.

** Op. 129.

*** Am 11. Oktober 1851 schreibt sie darüber eingehender: „Ich spielte Roberts Violoncellkonzert einmal wieder und schaffte mir dadurch eine recht musikalisch

Das „Unbekannte" aber war die Es-dur-Symphonie gewesen, mit der er sie am 9. Dezember überraschte. „Ich staune immer", schreibt sie nach der ersten Aufführung in Düsseldorf am 6. Februar 1851, „über die Schöpferkraft Roberts, — immer wieder ist er neu in Melodien, Harmonien, wie in der Form . . . Welcher der 5 Sätze mir der liebste, kann ich nicht sagen . . . Der vierte jedoch ist derjenige, welcher mir noch am wenigsten klar ist; er ist äußerst kunstvoll, das höre ich, doch kann ich nicht so recht folgen, während mir an den andern Sätzen wohl kaum ein Takt unklar blieb, überhaupt auch für den Laien ist die Symphonie, vorzüglich der zweite und dritte Satz sehr leicht zugänglich.".

„Schönes", heißt es am Silvesterabend 1850, „hat Robert in diesem Jahr geschaffen, noch heute das Jahr mit einer neuen Ouvertüre zur „Braut von Messina" beschlossen."

Jenem innern Gesetz entsprechend, dessen Walten wir schon oft bei Schumann beobachteten, dem Gesetz des gruppenweisen Loslösens und Ausreifens künstlerischer Motive in einer bestimmten Form, folgten der neuen Ouvertüre im selben Jahre noch zwei. Den 17. Januar schreibt Clara: „Robert arbeitet unaufhaltsam fort. Jetzt hat er wieder eine Ouvertüre zu „Julius Cäsar" in Arbeit. Die Idee, zu mehreren der schönsten Trauerspiele Ouvertüren zu schreiben, hat ihn so begeistert, daß sein Genius wieder von Musik übersprudelt." Waren diese — am 2. Februar vollendete — und die Ouvertüre zu „Hermann und Dorothea", die 1851 als Überraschung, in zwei Tagen komponiert und instrumentiert, auf Claras Weihnachtstisch lag, — „was ich so aus der Partitur sehen kann", schreibt sie, „so ist sie höchst eigentümlich, kriegerisch und anmutig zugleich", — wohl mit aus dem Wunsche ans Licht gerufen, für die Düsseldorfer Orchesteraufführungen

---

glückliche Stunde. Die Romantik, der Schwung, die Frische und der Humor, dabei die höchst interessante Verwebung zwischen Cello und Orchester ist wirklich ganz hinreißend, und dann von welchem Wohlklang und tiefer Empfindung sind alle die Gesangstellen darin! . . . ."

kürzere wirkungsvolle Sachen zu schaffen, so wurde dem Chor in diesem Jahr mit „der Rose Pilgerfahrt“ eine dankbare Aufgabe gestellt, bei der dem Dichter wie dem Komponisten wohl die Peri als Vorbild vorschwebte, die sie freilich weder poetisch noch musikalisch erreichte.

„Trotz des fast unerträglich störenden Gassenlärms der unglücklichen Wohnung“, schreibt Clara Ende Mai 1851, „trotzdem schafft er doch soviel des Herrlichen! — Diesen Monat hat er ein Gedicht „der Rose Pilgerfahrt“ von einem Chemnitzer, namens Horn, für Sopran, Alt, Tenor, Baß und kleinen Chor mit Klavierbegleitung komponiert.“

Am 6. Juli wurde der schöne, etwa 60—70 Personen fassende Musiksalon der wenige Tage zuvor bezogenen neuen Wohnung mit einer Morgenaufführung des Werkes durch einen Chor von 24 Personen eingeweiht. „Den Leuten allen schien die Komposition“, schreibt Clara, „sehr gefallen zu haben. Doch werden sie sie noch anders begreifen, wenn sie sie öfter hören und das Gedicht genauer kennen* . . . Präsident von Massenbach meinte, wenn man ein Logis mit so herrlicher, frommer Musik einweihe, müsse es einem doch gut darin gehen.“ Das sollte sich bewahrheiten, jedenfalls übte die Stille und Behaglichkeit der neuen Räume auf die Schöpferlust Schumanns einen sichtlich belebenden Einfluß aus, denn der Herbst dieses Jahres sollte noch einen reichen Erntesegen bringen, der in der Unerschöpflichkeit und der Leichtigkeit der Produktion an die besten Jahre erinnerte.

Doch war das Düsseldorfer Arbeitszimmer nur die Stätte, in der die Frucht gekeltert wurde; im stillen gereift war sie unter andrer Sonne, auf einer gemeinsamen Reise durch Süddeutschland und die Schweiz, die sie in der zweiten Hälfte des Juli (1851) unter-

* Es war noch kein Textbuch gedruckt, und die Dichtung infolgedessen den Gästen vor der Aufführung nur einmal vorgelesen worden.

nahmen und deren Eindrücke beiden unvergeßlich blieben. „Es war die schönste Reise“, schreibt Clara am Schlusse, „die Robert mit mir gemacht.“ Die Erinnerung an sie leuchtete auch, wie wir noch hören werden, in die graue Dämmerung des Endenicher Krankenzimmers hinein. „Schon in Bonn, als wir aufs Schiff kamen, dort, wo es von lustigen Studenten wimmelte, der Himmel so freundlich sah, der Rhein so schön grün, dabei lustige Musik, da wurde auch er heiter und blieb es.“ Ursprünglich war nur eine Rheinreise geplant, aber in Aßmannshausen wurde die „kühne Idee“ gefaßt, die Reise bis zur französischen Schweiz auszudehnen. Man fühlt aus den Tagebuchblättern den Pulsschlag einer gesteigerten Lebensfreudigkeit, je weiter die Fahrt nach Süden geht. Ein wundervoller Sommertag in Heidelberg, „das zu erblicken ich sehr ungeduldig war, hatte mir doch Robert so oft von der schönen Zeit, die er dort verlebte, gesprochen.“ Das Lied von der alten Burschenherrlichkeit klingt aus der Ferne: „Robert fand alles wie vor alters, dieselben alten Häuser, noch angestrichen wie vor 22 Jahren, denselben wohlschmeckenden weißen Wein, dasselbe Bier am Wolfsbrunnen, nur die Menschen nicht mehr wie damals! sein alter Wirt lebt noch, jedoch auf dem Lande, seine Kollegen waren alle fort, zerstreut in die Welt, nur eine alte Engländerin, Madame Michel, die damals das erste Haus in Heidelberg gemacht, besuchten wir — Robert fand sie aber wieder mit weißem Haar und recht alt geworden. Warum kann es nicht mit den Menschen sein wie mit der Natur, wo alles immer wieder frisch grünt und prangt.“ Dann geht's über Baden-Baden — dessen „Kultur“ mit der Heidelberger Romantik seltsam kontrastiert, „doch gewiß auch seinen großen Reiz hat“, — und Basel in die Schweiz. In Genf, „schön aber elegant“, wandert man auf Rousseaus Pfaden und erlabt sich an „merkwürdig billigem Champagner — $1\frac{1}{2}$ Frcs. die Flasche!“ Dann mit der Diligence im Sonnenschein nach Chamouny. Beim Eintritt in Sallanches zum erstenmal der Montblanc in voller Pracht, und in Chamouny im

Hotel Royal liegt er vor ihrem Zimmer, „gerade als hätte ihn der liebe Gott für uns dahin gestellt.“ Fröhlich lauschen sie dem Geläut der Herdenglocken. Den Glanzpunkt bildet aber auf der Rückreise, nach regnerischer Fahrt über den Genfer See, Vevey bei durchbrechender Sonne, „man glaubt sich der Erde entrückt in eine Zauberwelt, herrlicher sah ich nie eine Natur!“ Der Plan, über Freiburg mit den schwebenden Brücken und im Dome mit der herrlichsten aller Orgeln, aber einem erbärmlichen Organisten, und Bern nach Thun und Interlaken zu gehen, wurde leider durch anhaltenden, strömenden Regen vereitelt. So sahen die Reisenden nur kurz vor Bern für einen Augenblick aus der Ferne die Jungfrau und traten von Bern die Rückreise, die wegen der überall ausgetretenen Flüsse noch vielfach gehemmt und erschwert wurde, schweren aber dankbaren Herzens an; am 5. August waren sie wieder in Düsseldorf.

Ehe sie sich aber wieder behaglich in ihren vier Wänden zurechtfanden, brachte noch eine am 16. August angetretene Reise nach Antwerpen und Brüssel ein eigenartiges Nachspiel, das keineswegs unbedingt wohlklingend genannt werden kann. Nach Antwerpen rief Schumann die übernommene Pflicht, als Preisrichter in dem großen Männergesangswettstreit seines Amtes zu walten. „Der schrecklichste aller Tage sollte heute für Robert anbrechen“, schreibt Clara am 17. August. Mit Recht. Denn da die Herren sich in der Zeitberechnung versehen hatten, mußten die unglücklichen Preisrichter von 11 Uhr vormittags, statt bis 7 Uhr, bis 11 Uhr abends sitzen, mit nur einer Stunde Unterbrechung — „und was für Kompositionen! Die französischen Vereine sangen alle nur das schlechteste Zeug.“ Die Eindrücke des folgenden Tages aber, die schöne, alte Stadt, die würdige, glanzvolle Feier der Preisverteilung, aus der der Kölner Männergesangverein als Sieger hervorging, die Liebenswürdigkeit ihrer deutschen Wirte, der Familie des Kaufmanns Fester, die Kunstschätze, vor allem Rubens, zerstreuten schließlich doch die Wolken, und am folgenden Tage wurde Brüssel in guter Stimmung

besucht und alle Sehenswürdigkeiten, auch „das spaßhafte Männchen“, gebührend bewundert. Ein Besuch bei Camilla Pleyel* bereitete Clara eine angenehme Enttäuschung. „Ich freute mich sehr, sie kennen zu lernen, von der ich soviel gehört, und fand mich sehr überrascht durch ihre große Liebenswürdigkeit, in der sie mir so ganz natürlich erschien.“

Noch ein zweites Nachspiel bereitete den am 22. August glücklich Heimgekehrten, ehe sie noch wieder sich recht besonnen hatten, ein Besuch von Liszt mit der Fürstin Wittgenstein, der, am Vorabend von Mariens Geburtstag gekommen, eine für diesen Tag geplante Kindergesellschaft in alle Winde zerstreute. Denn „wo der Liszt hinkommt“, schreibt Clara am 1. September, „da ist gleich alle häusliche Ordnung umgestoßen, man wird durch ihn in eine fortwährende Aufregung versetzt. . . . Nachmittags 5 Uhr kam Liszt mit seiner (zukünftig sein sollenden Gemahlin) Fürstin Wittgenstein, deren 14jährigen Tochter und Gouvernante. Wir waren überrascht, in der Fürstin eine ziemlich matronenartige Frau zu finden, die nur durch ihre Liebenswürdigkeit und ihren Geist und feine Bildung, was sie alles im wahren Sinn des Wortes besitzt, ihn fesseln kann. Sie verehrt und liebt ihn leidenschaftlich, und er selbst sagte dem Robert, daß die Frau eine unbeschreibliche Ergebenheit für ihn zeige. Nur die Tochter, ein liebes Wesen, macht einem einen wehmütigen Eindruck, sie hat etwas Gedrücktes, Melancholisches in ihrem Aussehen. . . . Wir musizierten sehr viel, zweite Symphonie vom Robert (8händig), aus dem Album Springbrunnen und Kroatenmarsch, dann den ganzen Kinderball, und zum Beschluß spielte er ein neues Konzertstück und einige seiner „Harmonien“. Er spielte, wie immer, mit einer wahrhaft dämonischen Bravour, er beherrscht das Klavier wahrhaft wie ein Teufel (ich kann mich nicht anders ausdrücken . . .), aber ach, die Kompositionen, das war doch zu schreckliches Zeug! Schreibt

* Vgl. Bd. I S. 377 f.

einer jung solch Zeug, so entschuldigt man es mit seiner Jugend, aber was soll man sagen, wenn ein Mann noch so verblendet ist. . . . Wir waren beide ganz traurig gestimmt darüber, es ist doch gar zu betrübt. Liszt selbst schien betroffen, daß wir nichts sagten, doch das kann man nicht, wenn man so bis ins Innerste indigniert ist."

Unmittelbar aber nach diesen, in mehr als einer Beziehung herben musikalischen Dissonanzen forderte die durch die Höhenluft der Schweizer Bergriesen neu gestärkte Schöpferkraft ihr Recht. Und wenn die erste Hälfte des Jahres der Arbeit für Chor und Orchester gewidmet gewesen war, sollte jetzt auch Claras eigner Kunstübung ihr Recht werden.

„Robert arbeitet", schreibt Clara am 15. September 1851, „sehr fleißig etwas Neues*; ich kann ihm aber nicht entlocken, was; vermute jedoch, es sei ein Stück für Klavier und Violine, hab ich recht?" — 18. September. „Ich hatte recht vermutet, R. hat eine neue Sonate für Klavier und Violine** komponiert, doch lernte ich sie noch nicht kennen, da sie jetzt beim Notenschreiber ist." 25. September. „Roberts neue Sonate . . . habe ich nun kennen gelernt und bin sehr entzückt davon. Der ganze Charakter der Sonate gefällt mir außerordentlich, und ich kann gar nicht erwarten, bis Wasielewski kommt, daß ich sie mit ihm spielen kann."

Am Abend des 15. Oktober kam Wasielewski zurück, am 16. schreibt Clara: „Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte gleich heute Roberts neue Sonate probieren. Wir spielten sie und fühlten uns ganz besonders durch den ersten sehr elegischen, sowie den zweiten

* Unter demselben Datum erwähnt sie: „R. hat drei Clavierstücke von sehr ernstem leidenschaftlichen Charakter komponiert, die mir außerordentlich gefallen." Gemeint sind die „Drei Phantasiestücke für Pianoforte". Op. 111, die nach Schumanns Aufzeichnungen, unmittelbar nach der Rückkehr aus der Schweiz vor der Reise nach Antwerpen entstanden sind.

** Sonate in A-moll für Pianoforte und Violine. Op. 105. Nach dem Handexemplar: Düsseldorf 12.—16. Sept. 1851. Zum erstenmal öffentlich gespielt von Clara und David in Leipzig im März 1852.

lieblichen Satz ergriffen, nur der dritte, etwas weniger anmutige, mehr störrische Satz wollte noch nicht so recht gehen."

Schon am 11. Oktober aber hatte sie geschrieben: „Robert arbeitet sehr fleißig an einem Trio für Klavier, Violine und Violoncell, doch läßt er mich durchaus nichts davon hören, als bis er ganz fertig ist — ich weiß nur, daß es aus G-moll geht*. Am 27. Oktober ward es zum erstenmal probiert und machte auf Clara „einen gewaltigen Eindruck". „Es ist originell, durch und durch voller Leidenschaft, besonders das Scherzo, das einen bis in die wildesten Tiefen mit fortreißt. Was ist es doch Herrliches um einen so rastlos schaffenden gewaltigen Geist, wie preise ich mich glücklich, daß mir der Himmel Verstand und Herz genug gegeben hat, diesen Geist und dies Gemüt so ganz zu erfassen. Oft befällt mich eine heiße Angst, wenn ich daran denke, welch glückliches Weib ich bin vor Millionen andern, und dann frage ich oft den Himmel, ob es auch nicht zuviel des Glückes ist. Was sind alle Schattenseiten, die das materielle Leben mit sich bringt, gegen die Freuden und die Wonnestunden, die ich durch die Liebe und die Werke meines Robert genieße . . . ."

Schon am 4. November ist neues zu berichten: „Robert arbeitet fleißig an einer zweiten Sonate für Klavier und Violine**. Ich brenne vor Ungeduld danach." Am 15. November aber heißt es: „heute hatten wir einmal wieder einen selten genußreichen Abend bei uns. Wasielewski, Reimers, Tausch, Dietrich, Frl. Leser, Hartmann und Prof. Hildebrand waren bei uns, und da spielte ich mit den ersten beiden das Trio in G-moll vom Robert, und wahrhaft begeistert waren wir alle. Vorher aber hatte ich mit Wasielewski Roberts eben vollendete zweite Sonate in D-moll probiert . . . sie ist wieder

* Drittes Trio (G-moll) für Pianoforte, Violine und Violoncell. Op. 110. Nach dem Handexemplar: Düsseldorf vom 2.—9. Oktober 1851.

** Zweite große Sonate für Violine und Pianoforte (D-moll). Op. 121. Nach dem Handexemplar: Düsseldorf vom 26. Oktober—2. Nov. 1851.

von einer wunderbaren Originalität und einer Tiefe und Großartigkeit, wie ich kaum eine andre kenne, — das ist wirklich eine ganz überwältigende Musik*."

Der Instrumentierung von „der Rose Pilgerfahrt" galt die Hauptarbeit des November, und die des Dezember der Neuinstrumentierung der D-moll-Symphonie**. Den Beschluß machte, wie schon erwähnt, die Ouvertüre zu „Hermann und Dorothea", „mit großer Lust in wenig Stunden geschrieben".

Auch das neue Jahr schien unter günstigen Auspizien für den Komponisten zu beginnen. „Robert", schreibt Clara am 1. Januar 1852, „begann das neue Jahr mit einem Werke „Des Sängers Fluch" von Uhland . . . wie er es begonnen mit höchster Begeisterung, so beendete er es am 6. Januar und spielte es mir noch denselben Abend vor. Lange war ich nicht von einer Musik so ergriffen . . . welch einen Eindruck muß dies Werk machen instrumentiert!" Und diese Schaffensfreudigkeit blieb auch in den ersten Monaten des Jahres lebendig. Am 22. Februar schreibt Clara wieder: „Robert ist jetzt wieder außerordentlich fleißig! er ist am Komponieren einer Messe und beendete heute, nachdem er kaum 8 Tage daran gearbeitet, die Anlage des Ganzen."

Die Arbeit erfuhr aber zunächst eine Unterbrechung durch eine am 5. März gemeinsam angetretene Reise nach Leipzig, wohin eine Einladung zur Aufführung von „der Rose Pilgerfahrt", ihn und Clara zur Mitwirkung in einem Gewandhauskonzert zog; ein Plan, damit gleichzeitig einen Abstecher nach Weimar zur ersten Aufführung des Manfred zu verbinden, zerschlug sich.

---

* Spitta (Robert Schumann, Ein Lebensbild S. 85) konstatiert sowohl für das dritte Trio wie vor allem für die beiden Violinsonaten, „die man kaum ohne peinliche Empfindung hören kann", die deutlichen Zeichen der Erschöpfung. Clara Schumann hat dazu am Rande ihres Exemplars bemerkt: „Das kann man doch nicht von der A-moll-Sonate und dem 2., 3. und 4. Satz der D-moll-Sonate sagen? Nur der erste Satz der D-moll-Sonate hat etwas rhythmisch Peinliches."

** Vgl. oben S. 31.

Es war das erste Mal, daß sie wieder den Heimatboden nach zweijähriger Pause betraten, und die alte Musen-, Musiker- und Buchhändlerstadt grüßte sie wieder mit dem ganzen Zauber der Heimat. „Wir hatten unsre Stübchen wie früher (bei Preußers), nur die Nachtigallen fehlen. Am Bahnhof erwarteten uns Wenzel und Grabau, welch letzerer den Namen „der Quartettvater“ (er hat sich jetzt wieder ein neues Quartett herangezogen) bekommen hat. Er ist immer der alte Enthusiast und unermüdlich, gilt es Musik. Bei Preußers kaum angelangt, besuchte uns gleich Dr. Härtel . . . . er bleibt auch der alte überaus dienstfertige Freund! Manchmal fährt er sich wohl gar gewaltig in die Haare, doch das tut nichts, es ist nicht so schlimm.“ Schöne Tage folgten. Da wurde bei Grabau mit David das D-moll-Trio probiert, und der Abstand zwischen seiner Kunst und dem guten Willen der Düsseldorfer Genossen wohltätig empfunden. Und vor allem, als er nach einem „trefflichen Diner“ beim Fürsten Reuß mit Clara die A-moll-Sonate vom Blatt spielte mit „dem ihm eignen vollen großen Ton“ und „hinreißender Genialität“, da meinte Clara, nun erst sei ihr der eigentümliche Charakter des letzten Satzes aufgegangen, ... „kurz er hat uns entzückt.“ Am 14. März fand das „Konzert von Robert und Clara Schumann“ statt, in dessen zweitem Teil „der Rose Pilgerfahrt“ zur Aufführung kam, und das die Manfred-Ouvertüre eröffnete, die den tiefsten Eindruck machte — Moscheles erklärte nach der Probe, es sei „das Herrlichste, was Robert geschaffen“ — während die „Rose“ etwas durch die Unzulänglichkeit der Solisten beeinträchtigt wurde. Durch alles aber klang ein so warmer herzlicher Ton, daß beiden Künstlern unendlich wohl zu Sinne wurde. Auch von auswärts hatten sich wieder Freunde eingefunden, Liszt und Joachim aus Weimar, Pohl aus Dresden, Meinardus aus Berlin u. a. Und so gab's dann am folgenden Tage Hausmusik im Schumannschen Quartier: „ich spielte Liszt Roberts G-moll-Trio vor, und dann spielten wir Mendelssohns vierhändiges Allegro und aus dem Album einiges. Das Allegro

war furchtbar anzuhören; die jungen Leute aber, deren viele da waren, waren ganz entzückt! Liszt am Klavier, wenn er animiert ist, ist wohl ein genialer Anblick, aber eben nur ein Anblick war's. Musik nicht mehr, sondern wie dämonisches Sausen und Brausen." Und zwischen den Proben zum Abonnementskonzert jagten sich die musikalischen Veranstaltungen in den Freundeshäusern, so daß sie manchmal das Gefühl hatten, „fast tot gemacht zu werden mit Musik", besonders beim alten Moscheles. Clara spielte dem alten Herrn zur Freude seine Sonate für Violoncell mit Grabau zusammen. „Man erzählt hier von dieser Sonate, daß sie Moscheles an 60mal mit Grützmacher, 10mal mit Grabau, wohl 20mal mit David gespielt habe, und könne er niemand haben, so spiele er sie vierhändig mit seinen Töchtern", berichtet das Tagebuch, und auch dieser Ton gemütlicher Medisance darf in dem Stimmen- und Tongewirr jener Leipziger Tage nicht fehlen. Das Gewandhauskonzert am 18., in dem Clara Moscheles' G-moll-Konzert spielte, „ein schönes Stück, das keineswegs so baldiges Vergessen verdient", wurde gekrönt durch eine wohlgelungene Aufführung der Es-dur-Symphonie — „das klang doch anders als in Düsseldorf — schon der Klang der Instrumente" —, die mit „wahrem Enthusiasmus" aufgenommen wurde. Dagegen schien in einer Wohltätigkeitsmatinee am 21. das Publikum weder recht für die A-moll-Sonate noch für das G-moll-Trio zu erwärmen. Alles in allem aber waren es freudig bewegte Tage, die in einem Ständchen, das die Konservatoristen dem Künstlerpaar am Abend des 21. brachten, harmonisch ausklangen. Am folgenden Morgen ward die Heimreise angetreten mit schwerem Herzen; vor allem ward ihnen der Abschied von dem treuen Dr. Reuter schwer, sie wußten, es war der letzte, seine Tage waren gezählt. Keiner aber von all den jungen und alten Freunden, die sich in diesen Tagen zu den Morgenmusiken im Preußerschen Hause einfanden, ahnte, daß dies auch Schumanns letzter Abschied von seiner alten Heimat war.

Ein Blick in Schumanns Kompositionsverzeichnis lehrt, daß nach der Rückkehr von Leipzig die schöpferische Tätigkeit nicht in demselben Tempo und Umfange aufgenommen wurde. Der Vollendung der Messe wurden die letzten Tage des März gewidmet, im April aus verwandten Stimmungen heraus das lateinische Requiem (Op. 148) geschaffen, dessen das Tagebuch merkwürdigerweise nicht gedenkt. Im Juni ward der Balladenzyklus vom Pagen und der Königstochter begonnen, jedoch in der Instrumentation erst Ende August beendigt. Zu Weihnachten 1852 meldet das Tagebuch: „Robert beschenkte mich mit Liedern nach Texten der Maria Stuart*, sein erster Kompositionsversuch seit langer Zeit wieder."

Die Gründe für dieses Nachlassen lagen zum Teil in häuslichen Verhältnissen. Im April hatten sie ihre freundliche und behagliche Wohnung wegen Verkauf des Hauses räumen müssen und waren dann in der Wahl der neuen, in der Herzogstraße, ganz draußen, gelegenen, sehr unglücklich gewesen; auf der einen Seite Wand an Wand eine englische Familie, deren Sprößlinge den ganzen Tag das Klavier mißhandelten. Alle Bitten, auf die Ruhe des Meisters Rücksicht zu nehmen und das Instrument in einem andern Raum aufzustellen, stießen auf schroffen Widerstand dieser musikalischen Familie. Auf der andern Seite ein Neubau, in dem von früh bis spät Handwerker lärmten, und dazu vor dem Hause die Pflasterarbeiten der neuangelegten Straße. Es waren geradezu verzweifelte Zustände, und es ward daher als eine Erlösung begrüßt, als es mit großen Opfern schließlich gelang, den Kontrakt zu lösen und für den Winter wenigstens eine ihnen in jeder Beziehung zusagende Wohnung in der Bilkerstraße zu finden.

Die Hauptursache aber war Roberts Gesundheitszustand, der seit dem Anfang April 1852 andauernd viel zu wünschen übrig ließ.

* Gedichte der Königin Maria Stuart für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Op. 135.

Zunächst schien es ein rheumatisches Leiden zu sein, das ihm namentlich nachts den Schlaf raubte und offenbar auch auf seinen Gemütszustand stark einwirkte. Nach vorübergehender Besserung im Mai trat Anfang Juni eine neue Verschlimmerung ein, die es ihm unmöglich machte, der ersten Aufführung des Manfred in Weimar beizuwohnen, was aber vielleicht ganz gut war, denn schwerlich würde er an der Lisztschen Anordnung, im Zwischenakt Richard Wagners Faust-Ouvertüre spielen zu lassen, Geschmack gefunden haben. Ein Erholungsaufenthalt am Rhein (vom 26. Juni bis zum 6. Juli) in Godesberg, mit vielen Ausflügen ins Ahrtal und vor allem ins Siebengebirge, schien bei einem wandellos schönen Sommerwetter anfangs Stärkung und Frische bringen zu sollen. Aber gerade diese beständig über dem Rheintal brütende blendende Hitze, dazu offenbar sehr unverständige Lebensweise (lange Wanderungen in der Sonnenglut) steigerten das körperliche und seelische Unbehagen Schumanns so sehr, daß er am 2. Juli auf einem Abendspaziergang am Rheinufer nach Plittersdorf einen nervösen Krampfanfall bekam, der sie zum schleunigen Aufbruch und zur Rückkehr nach Düsseldorf veranlaßte. Trübe Tage folgten. Zwar brachten Rheinbäder, auf Dr. Müllers Rat, wie in früherer Zeit vorübergehend Besserung, aber Ende des Monats verschlechterte sich sein Zustand wieder. „Robert ist schrecklich heimgesucht von hypochondrischen Gedanken", schreibt Clara am 21. Juli, „Dr. Müller beruhigt mich übrigens ganz über ihn, denn es sei nur ein Unwohlsein in Folge großer Anstrengungen, das sich aber nach und nach wieder verlieren werde. Jetzt ist es aber im Steigen, denn es wird fast täglich schlimmer."

In diese Zeit fiel das früher erwähnte Sängerfest, und es erschien ausgeschlossen, daß Schumann, wie er versprochen, in dem einen Konzert würde dirigieren können. Am 30. Juli war die Probe, in der nach Verabredung Tausch Schumann vertreten sollte. „Wir gingen aber doch am Abend hin, um wenigstens die Cäsar-Ouvertüre zu hören. Als aber Robert hörte, da ergriff ihn der Komponisten-

enthusiasmus, und er dirigierte sie selbst." Infolgedessen verschlimmerte sich aber sein Befinden wieder so, daß er die aus Anlaß des Festes zahlreich vorsprechenden Besucher nicht sehen und sprechen konnte. Trotzdem ließ er sich für das Konzert am 3. August den Kommandostab nicht aus der Hand winden. „Robert nahm heute alle seine Kräfte zusammen, aber mit größter Anstrengung"*, schreibt Clara, „dirigierte die beiden Ouvertüren von Beethoven und seine eigne."

„Die nächste Zeit war eine recht traurige für uns, denn mein geliebter Robert litt viel und ich mit ihm. Dr. Müller will uns in ein Seebad oder Kaltwasseranstalt schicken. Meine Schwester (Marie Wieck) können wir gar nicht unterhalten, denn ich verlasse Robert nicht, und ihn greift jede Unterhaltung an**. Die nächsten Tage verließ ich Robert wenig, endlich am 12. August faßten wir den Beschluß, nach Scheveningen ins Seebad zu gehen. Ich packte unter mancherlei Kämpfen, denn Robert behauptete, die Reise nicht machen zu können."

Die Seebäder taten ihm entschieden gut; das Tagebuch weiß von fortgesetzter Besserung zu berichten, auch von Arbeitslust und Freudigkeit. „Robert arbeitet mit Heiterkeit an der Ballade", schreibt Clara am 5. September. Wenige Tage später sollte sie freilich ihm eine großen Schreck bereiten durch eine vorzeitige Niederkunft, die offenbar durch die auf Anraten eines dortigen Arztes genommenen Seebäder veranlaßt war. Trotzdem schritt die Besserung vorwärts, und auch Clara erholte sich schnell und stand schon nach wenigen Tagen wieder mit bewunderungswürdiger Frische und Tapferkeit auf ihrem Posten.

Aber wenn sie auch erheblich leichtern Herzens Mitte September wieder heimkehrten und dankbar die Behaglichkeit der in ihrer

* „Traurige Ermattung meiner Kräfte", notiert Schumann selbst am Morgen des Tages.

** „Schwere Leidenszeit", notiert Schumann am 9. August.

Abwesenheit eingerichteten neuen Wohnung empfanden, — „Roberts Zimmer ist sehr freundlich und still gelegen, so daß er wie in einem Kästchen sitzt . . . die größte Annehmlichkeit ist noch die, daß ich mein Studierzimmer im zweiten Stock habe, wo Robert nichts hören kann. Zum ersten Male nach unsrer Verheiratung treffen wir es so glücklich!" — so sollten doch die Sorgen, gerade auch um Roberts Gesundheit, zunächst noch nicht aufhören. „Dieser Monat endete noch immer in Leid, denn Robert befand sich zwar viel besser, aber doch noch sehr angegriffen." Auch Mitte Oktober weckte ein Schwindelanfall neue Befürchtungen, die aber, wie es scheint, der Arzt als nicht berechtigt gelten lassen wollte. So nahm denn auch Schumann Ende November seine Tätigkeit als Dirigent wieder auf, und für die nächsten Monate besserte sich sein Befinden zusehends, wenn auch schon um diese Zeit gelegentlich jene Gehörstäuschungen aufgetreten sein müssen, die nachmals so qualvoll wurden*.

Clara hatte an der neuen Wohnung als besonders erfreulich die Lage ihres Studierzimmers in einem andern Stockwerke hervorgehoben, die ihr das Musizieren ermögliche, ohne ihren Mann zu stören. Tatsächlich hatten in diesen Düsseldorfer Jahren unter den ungünstigen häuslichen Verhältnissen ihre eignen Musikstudien, vom Stundengeben abgesehen, entschieden mehr als früher zurückstehen müssen. Freilich der sich vergrößernde Haushalt, die heranwachsenden Kinder, ein neuer Ankömmling, die vierte Tochter — Eugenie, am 1. Dezember 1851 geboren — hatten auch ihren oft mit Seufzen und stillen Tränen konstatierten Anteil an diesen unwillkürlichen Einengungen ihrer künstlerischen Tätigkeit gebracht, aber es war doch wohl kein Zufall, daß nachdem sie die Nachwirkungen jener Scheveninger Katastrophe, die ihr im November und Dezember eine absolute Schonung auferlegten,

* Schumann notiert am 21. November: „Besuch von Hiller. Merkwürdige Gehörsaffektionen."

glücklich überwunden, mit dem Beginn des neuen Jahres in ihrem neuen Studierzimmer eine ungleich intensivere musikalische Tätigkeit begann als in den Jahren zuvor. „Heute", heißt es am 9. Januar 1853, „fing ich auch endlich wieder an, zu studieren. Wenn ich so recht regelmäßig studieren kann, fühle ich mich doch eigentlich erst wieder so ganz in meinem Elemente; es ist, als ob eine ganz andre Stimmung über mich käme, viel leichter und freier, und alles erscheint mir heiterer und erfreulicher. Die Musik ist doch ein gutes Stück von meinem Leben, fehlt sie mir, so ist es, als wäre alle körperliche und geistige Elastizität von mir gewichen." Auch in den folgenden Monaten ist wiederholt von eifrigstem Studium und von der Freude daran die Rede, die gelegentlich wohl durch eine tadelnde Bemerkung des geliebten Mannes gedämpft wird, aber immer wieder von neuem auflodert. Ist es die Aussicht auf die schon so oft geplante und ebensooft, weil sie nicht dazu fähig ist, verschobene Reise nach England, die sie so anfeuert, sind es vielleicht die Erfolge der jungen Wilhelmine Claus, die mit Schumanns Quintett in Paris Triumphe feiert? „Robert schrieb heute einen liebenswürdigen Brief an Wilhelmine Claus", meldet das Tagebuch vom 9. April 1853, „nach Paris; ich war aber betrübt, daß sie es sein muß, die zuerst in Paris und London Roberts Sachen vorführt, während doch gewiß vor allen andern mir das zugekommen wäre!"

Sicher sprachen auch diese Stimmungen und Stimmen mit; aber es ist doch nicht bloß die Virtuosin, die sich nach neuen Aufgaben und neuer Tätigkeit sehnt, es ist auch ein Stück innerer Musik, was da plötzlich im Innern wieder zu singen und zu klingen anfängt nach langer Pause.

„Heute fing ich seit Jahren zum ersten Male wieder . . an, etwas zu komponieren; d. h. ich will dem Robert zum Geburtstag ein Thema aus den bunten Blättern von ihm mit Variationen bearbeiten; es wird mir aber sehr schwer, — ich habe zu lange pausiert", meldet am 29. Mai das Tagebuch und am 3. Juni die Vollendung: „wie mir scheint,

nicht mißlungen" *, und nun sind auf einmal alle Singvögel wieder lebendig und singen den ganzen Sommer lang. „2 Lieder von Hermann Rollett aus „Jucunde" komponiert", meldet sie am 10. Juni. „Es macht mir großes Vergnügen das Komponieren. Mein letztes Lied hab ich 1846 gemacht, also vor 7 Jahren!" und am 22.: „ich habe heute das sechste Lied von Rollett komponiert und somit ein Heft Lieder beisammen, die mir Freude machen und schöne Stunden verschafft haben. ... Es geht doch nichts über das Selbst produzieren, und wäre es nur, daß man es täte, um diese Stunden des Selbstvergessens, wo man nur noch in Tönen atmet" und am 29. Juni: „ich habe nun 3 Klavierstücke beendet und will jetzt einige Zeit ausruhen." Aber schon am 8. Juli meldet sie die Komposition eines neuen Liedes „Goethes Veilchen", ohne Ahnung von Mozarts Komposition, sie muß sich dafür von Robert auslachen lassen, bemerkt aber vergnügt: „doch meine Komposition gefiel ihm". Und im Juli entstehen noch drei Romanzen für Klavier und Violine.

Und eine Treppe tiefer ist auch Robert wieder in vollster schöpferischer Arbeit, ebenfalls seit Beginn des Jahres (1853). Der Arbeit an der Klavierbegleitung zu den Bachschen Violinsonaten folgt im März die Komposition des von Hasenclever bearbeiteten „Glücks von Edenhall", die Clara im April mit Jubel begrüßt. „Das Ganze atmet wieder einmal eine Frische, die hinreißend ist"; doch niemand könne es so empfinden wie sie, „die ich mich vor allem durchdrungen fühle von der Genialität und der Meisterschaft Roberts und gewiß behaupten kann, daß zum wenigsten niemand ihn besser verstehen kann als ich." An die „Rheinlied-Ouvertüre" im April reiht sich im Juni die Arbeit an „6 Klavierstücken, in Fugenform** geschrieben. Eigentlich sind es ordentliche Fugen, alle ganz eigentümlich! Viere sehr melancholisch, zweie außerordentlich energisch."

* Das Manuskript trägt die Aufschrift: „Meinem geliebten Manne zum 8. Juni 1853 dieser schwache Wiederversuch von seiner alten Clara."

** Fughetten für Pianoforte. Op. 126.

Derselbe Juni zeitigt noch eine Gabe für die Kinder „Kindersonaten", „für spielende Kinder, wie es wohl keine gibt", bemerkt Clara, die daher auch in „Klaviersonaten für die Jugend" umgetauft wurden, den drei Töchtern gewidmet.

Mitten in diesem singenden und klingenden Sommer ward am 8. Juni Schumanns Geburtstag — der letzte mit den Seinen — gefeiert. Man fuhr mit den Kindern nach Benrath im Wagen und wanderte von da nach Eller in den parkartigen Wald, „wo es wirklich war, als ob der liebe Gott dem Robert auch noch ein Ständchen bringen wollte,* denn es war ein wahres Waldkonzert von allen möglichen kleinen Sängern. Ich hätte mögen stundenlang hier verweilen! Abends verbrachten wir noch ganz gemütlich zu Haus und waren recht freudigen Herzens, daß Robert so wohl und vergnügt den Tag verlebt, was vorm Jahr leider nicht der Fall war .... Muß man Gott immer danken, wenn man heiter an Körper und Geist sein kann, so fühlt man sich an solchen Festtagen doch doppelt dankbar dafür...... Was die Zukunft bringen kann, nun das müssen wir dem Himmel anheimstellen! Heute will ich nur dankbar sein für das Gute, was uns geworden ist", schreibt Clara am Abend des Tages, und kein Wölkchen erspäht ihr Auge am Himmel!

Auch in den folgenden Wochen klingt, trotzdem es an einzelnen Warnungen — am 30. Juli bei einem Besuch in Bonn ein Anfall, den Schumann zunächst für einen Nervenschlag hielt, den der Arzt aber beruhigend als Hexenschuß deutete; am 30. August nach sehr angeregten, aber auch sehr anstrengenden musikalischen Tagen abends plötzlich eine „sonderbare Sprachorganschwäche" — nicht fehlte, dieser heitere, jauchzende Ton durch den ganzen Sommer hindurch, nicht nur in Claras Aufzeichnungen, sondern auch in Schumanns kurzen Notizen,

* Am Vorabend hatten Freunde ein Ständchen gebracht.

die namentlich im August immer wieder „heiter“, „Freude“ als Stimmung des Tages vermerken.

„Robert ist so heiter, daß ich mich wahrhaft an ihm erheitere“, schreibt Clara am 10. September, zwei Tage vor ihrem 14. Hochzeitstag. Daß dieser und ihr darauf folgender Geburtstag unter diesen scheinbar so glücklichen Auspizien erst recht als Freudentage gefeiert wurden, war nur zu natürlich. „Kann ein Hochzeitstag wohl schöner sein“, schreibt Clara, „als mit einem geliebten und liebenden Mann zur Seite und sechs muntern, wohlgestalteten Kindern um uns! Dankerfüllt ist mein Herz für all den reichen Segen — möge uns der Himmel noch lange dies Glück erhalten!“ Der eigentliche Festglanz fiel aber auf den folgenden Tag. Schon vorher hatte ihr Robert mitgeteilt, daß er eine Hiobspost bekommen habe, ein Geschenk sei ausgeblieben und komme erst am nächsten Nachmittag, sie müsse sich daher solange gedulden. „Das war“, schreibt Clara, „insofern eine Geduldsprobe, als ich darauf brannte, die „bewußten Geburtstagsnüsse endlich knacken zu dürfen“ (d. h. seine neuen Kompositionen endlich zu sehen und zu empfangen). „Nun, ich stellte mich ganz geduldig.“ Vom Tage selbst berichtet das Tagebuch: „Herrlicher Morgen, das wundervollste Wetter und Roberts heiteres Gesicht leuchtete ordentlich! ich konnte mir doch gar nicht denken, was er vorhabe. Das war ein Geflüster mit Dietrich, dann lief er fort, kam wieder, kurz es wäre ein Wunder gewesen, da nicht neugierig zu werden.“ .... Um 12 Uhr fuhr man nach dem geliebten Benrath. .....„Alles war recht innerlich zufrieden, nur auf Roberts Stirn spielten zuweilen Schatten, wenn ich z. B. etwas äußerte, woraus er glaubte, entnehmen zu müssen, ich ahne etwas von seiner Überraschung.“ Diese aber war vollständig, denn als sie um 5 Uhr wieder in der Bilkerstraße anlangten, fand sie „in der Mitte der Stube einen mit Blumen verzierten Flügel, dahinter zwei Damen und zwei Herren, am Flügel selbst Frl. Then (aus Augsburg, Schülerin von Clara), und im Augenblick meines Eintretens fingen sie an zu singen, und was

sangen sie? dasselbe Gedicht, welches mir Robert vor 13 Jahren*, als er mir den Härtelschen Flügel schenkte, gedichtet, jetzt von ihm komponiert. Und bei alledem ahnte ich noch immer nichts von seinem großen Geschenke! ich glaubte, der Flügel sei nur zum Singen von Klems hergeschickt. Kurz und gut, war je eine Überraschung gelungen, so war es diese. Freude und Schreck überwältigten mich ganz, als es mir Robert sagte, daß der Flügel mein sein sollte — Schreck, weil es mir ein zu großes Geschenk war . . . für unsre Verhältnisse zu kostbar . . . . doch daß ich ihn brauchen konnte, ist wahr, und Robert machte mir das Geschenk mit so glückseligem Gesichte, daß endlich doch die Freude den Schrecken besiegte. Was ich nun aber auf dem Flügel liegend fand, das erfüllte mich wahrhaft mit Wehmut, denn es war doch des Glückes gar zu viel! Die Früchte seines rastlosen Fleißes waren es. Ein Konzert-Allegro mit Begleitung des Orchesters, für mich komponiert**, desgleichen eine Phantasie für Violine mit Orchester*** (für Joachim komponiert) und Ouvertüre zu „Faust“, Partitur, zwei- und vierhändiger Klavierauszug . . . . . ich kann es nicht so ausdrücken, wie ich fühlte, aber mein Herz war erfüllt von Liebe und Verehrung für Robert, und Dank dem Himmel für das hohe Glück, womit er mich überschüttet. Es klingt vielleicht übermütig, wenn ich es sage, doch ist es denn nicht wahr, bin ich nicht das glücklichste Weib auf der Erde?“ . . . .

Abends, als die Gäste fort waren, saßen die beiden noch lange zusammen und musizierten, „alle die neuen Sachen“ wurden auf dem neuen Flügel durchgespielt.

„Eherner Füße Rauschen vernehm ich!“

Aber sie vernahmen es nicht!

* Am 4. Juli 1840, vgl. Bd. I S. 425 f.

** Konzert-Allegro mit Introduktion für das Pianoforte mit Begleitung des Orchesters. Op. 134.

*** Op. 131.

„Für Joachim komponiert“ war eine der Geburtstagsgaben. Das war ein freundlicher Nachklang des Musikfestes 1853, das mit vielen erhebenden und begeisternden Eindrücken als größtes, allen Teilnehmern unvergeßlich, am 3. Tage, am 17. Mai, das Beethovensche Violinkonzert, von Joachim gespielt, gebracht hatte. „Joachim war die Krone des Abends“, schrieb damals Clara im Tagebuch. „Haben wir andern auch wohl Beifall gehabt, wurde auch mir von seiten des Orchesters nach Roberts Konzert ein Lorbeerkranz und großer Beifall von Publikums Seite, so errang doch Joachim mit dem Beethovenschen Konzert den Sieg über uns alle — er spielte aber auch mit einer Vollendung und einer so tiefen Poesie, so ganz Seele in jedem Tönchen, wirklich idealisch, daß ich nie solch Violinspiel gehört, und ich kann wohl sagen, nie von einem Virtuosen solch einen unvergeßlichen Eindruck empfangen habe. Und wie wurde das geniale Werk begleitet, mit welcher Vollendung! Es war, als beherrsche das ganze Orchester eine heilige Andacht.“ Am folgenden Tage hatte er in kleinem Kreise noch mit Clara zusammen Schumanns A-moll-Sonate gespielt, „so wundervoll, daß mir das ganze Werk nun erst recht den Eindruck gemacht hat, wie ich es immer gedacht hatte. . . . . . Ich mag jetzt an keine andre Violine denken.“ „Jedoch nicht allein als Künstler haben wir Joachim erkannt, sondern auch als liebenswürdigen, echt bescheidenen Menschen. Er hat eine Natur, die, um genau gekannt zu sein, eines nähern und längern Umgangs bedarf, wie das ja eigentlich wohl bei allen ausgezeichneten Menschen der Fall ist!“

Von diesem Tage an datiert jene Freundschaft, die Schumann bis in die letzten lichten Momente seines Lebens ein ungetrübter Quell der Freude sein sollte und die Clara in nie versagender, im großen wie im kleinen stets sich gleichbleibender Treue durch mehr als vierzig Jahre begleitet hat.

Als ob sie eine Ahnung hätten, daß jede Minute kostbar sei, ward in den folgenden Monaten jede Gelegenheit wahrgenommen,

im persönlichen Verkehr die Gegenwart auszunutzen. Am 4. Juni hatte Joachim seine Hamlet-Ouvertüre gesandt, die durch den „tiefen Kompositionsernst" die Freunde zugleich überraschte und erfreute. Am 28. August war er selber gekommen, um die letzten Tage seines Urlaubs mit ihnen zu verbringen, und „Joachim wundervoll" „Joachim alles bezaubernd" „Früh und abends mit Joachim musiziert. Schöne Stunden" notiert Schumann in seinen Tagebuchnotizen von diesem Zusammensein (vom 28.—31. August); und Clara: „Robert war außerordentlich heiter." „Am 23. September schrieb ich morgens einen Mahnbrief (um Antwort auf eine an ihn ergangene Einladung) an Joachim, doch kaum hatte ich ihn vollendet, so trat er selbst, seine Antwort bringend, ins Zimmer (auf dem Wege zum Karlsruher Musikfest) und blieb den ganzen Tag hier. Wir musizierten viel, vor allem war es ein herrlicher Genuß, Roberts . . . Phantasie für Violine von ihm zu hören, und er mußte sie uns dreimal spielen . . ." Zum Schluß spielte er noch einmal die A-moll-Sonate, „so tief ergreifend, daß es einem an die innersten Saiten des Herzens schlug; so hatte ich es mir wohl immer gedacht, daß es klingen müßte, aber nie gehört."

Für Clara ging sonst dieser Monat, der unter so glücklichen Auspizien begonnen, in trüben Betrachtungen zu Ende. Wieder sah sie die für diesen Winter sicher in Aussicht genommene Reise nach England durch neue Mutterhoffnungen vereitelt. „Meine letzten guten Jahre gehen hin, meine Kräfte auch — gewiß Grund genug, mich zu betrüben. . . . Ich bin so entmutigt, daß ich es gar nicht sagen kann."

Sie ahnte nicht, daß dieser Kummer von allem Schweren, das ihr das Leben noch bescheren sollte, der am leichtesten zu tragende war, daß sie erst an der Schwelle ihrer eigentlichen Künstlerlaufbahn stand; ebensowenig freilich, daß diese Schwelle über ein geliebtes Grab gehen sollte.

Aber noch etwas andres ahnte sie nicht, und diesmal etwas Freudiges. Stets hatte sie es als ein gutes Omen betrachtet, wenn

Anfang und Ende eines Monats durch irgend ein musikalisches Ereignis, wenn auch nur ein Trio oder Quartett im häuslichen Kreise, bezeichnet wurde. An demselben 30. September aber, wo sie die eben erwähnten mutlosen Betrachtungen ihrem Tagebuch anvertraute, trug Robert in seine Tagesnotizen ein: „Hr. Brahms aus Hamburg."

Um so mehr weiß das Tagebuch des folgenden Monats* von dem Ankömmling zu berichten. „Dieser Monat brachte uns eine

* Schumanns Notizen im Haushaltsbuch bringen auf Brahms' und Joachims Anwesenheit bezüglich folgendes:

30. Sept. Hr. Brahms a. Hamburg.
1. Oct. Das Concert für Violine beendigt. Brahms zum Besuch (ein Genius).
2. Oct. Viel mit Brahms. Sonate in Fis-moll.
4. Oct. Nachmittags um 5. Musik bei uns. Phantasie von Brahms.
5. Oct. Lieder von Brahms und Sonate für Violine und Pianoforte.
7. Oct. Viel mit Brahms. Quartett von ihm.
8. Oct. Lustiger Brief an Joachim. F-moll-Sonate von mir, von Clara Brahms vorgespielt.
9. Oct. Aufsatz über Brahms angefangen, auch Mährchen lese ich, Mus. Mährchen.
10. Oct. Fleißig. Abends Brahms bei uns. Ihm Gedichte vorgelesen.
11. Oct. Die Mährchenphantasien beendigt. Abends bei Schirmer. Herr Laurens a. Montpellier.
12. Oct. Fleißig. Nachmittag Musik bei uns. F-moll-Sonate. — Brahms spielt besonders schön.
13. Oct. Aufsatz über Brahms. Scherenberg und T. Ulrich ihm u. Dietrich vorgelesen.
14. Oct. Früh zur Überraschung Joachim. Laurens zum Zeichnen gesessen. Nachmittag Musik, wunderschön. Zusammen bei Disch [Breidenbacher Hof]. Sehr fröhlich, aber trübes Ende.
15. Oct. Laurens z. zweiten Mal gesessen, sehr hübsches Bild. Idee zu einer Sonate für Joachim Diotima [Gesänge der Frühe An Diotima].
16. Oct. Diotima. Um 5 Uhr Musik. Zum letzten Mal Laurens. Geschenk an ihn und Brahms an Manuscripten.
17. Oct. Fleißig. Versuch mit Geisterklopfen nicht gelungen.
18. Oct. Die Gesänge der Frühe beendigt.
19. Oct. Conferenz. Unverschämte Menschen. Besuch von Herrn v. Heister und Herrn Illing.
21. Oct. Harmonisirung der Variationen von Paganini.
22. Oct. Intermezzo f. d. Joachim-Sonate.
23. Oct. Finale der Sonate fertig. Um 5 Uhr Probe der Mährchenerzählungen Gr. Freude daran.

wunderbare Erscheinung in dem 20jährigen Komponisten Brahms aus Hamburg. Das ist wieder einmal einer, der kommt wie eigens von Gott gesandt! — Er spielte uns Sonaten, Scherzos etc. von sich, alles voll überschwänglicher Phantasie, Innigkeit der Empfindung und meisterhaft in der Form. Robert meint, er wüßte ihm nichts zu sagen, das er hinweg- oder hinzutun solle. Es ist wirklich rührend, wenn man diesen Menschen am Klavier sieht mit seinem interessant jugendlichen Gesichte, das sich beim Spielen ganz verklärt, seine schöne Hand, die mit der größten Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten besiegt (seine Sachen sind sehr schwer), und dazu nun diese merkwürdigen Kompositionen. Er hat bei Marxsen in Hamburg studiert, doch das, was er uns gespielt, ist so meisterhaft, daß man meinen müßte, den hätte der liebe Gott gleich so fertig auf die Welt gesetzt. Eine schöne Zukunft steht Dem bevor, denn wenn er erst für Orchester schreiben wird, dann wird er erst das rechte Feld für seine Phantasie gefunden haben! — Robert sagt, man kann nichts wünschen, als daß ihn der Himmel gesund erhalte! . . . . 2. Oktober. Nachmittags kam Brahms, spielte uns von seinen Sachen und ergriff uns alle (ich hatte es einigen Schülerinnen und Frl. Leser gesagt) aufs Tiefste. . . . . . Abends aßen Brahms und Dietrich bei uns. Brahms spielte uns

---

26. Oct. 3 Uhr Joachim zu unserer Freude. Abends er, Brahms u. Dietrich bei uns. Sein Spiel der Phantasie und der Paganinistücke.
27. Oct. Früh Probe der Phantasie. Hamletouvertüre. Abends Concert. Dann Zusammensein.
28. Oct. Frau v. Arnim (Bettina) und ihre Tochter Gisel. Die D-moll-Sonate. Hr. Cornelius. Gegen Abend die F-, A-, E-Sonatenüberraschung. [Vgl. Kalbeck, Brahms I S. 135]. Dann Gesellschaft.
29. Oct. Schöne Tage. Am 1. Satze der Sonate. Abends Soiree von Clara und Joachim. Wunderschön. Dann zusammen. Abschied von Arnims.
30. Oct. Die 3 zu Tisch. Gegen Abend Musik. Dann Abschied von Joachim auch von Brahms.
31. Oct. Fertig mit der Sonate f. Violine.
2. Nov. Romanze f. Vcllo. und Pfte. Abschied von Brahms. Vorher d. F-moll-Sonate.

nach Tisch noch verschiedene sehr eigentümliche ungarische Volkslieder. . . . . 4. Oktober. Brahms spielte eine Phantasie für Klavier, Violine und Violoncell* und sein schönes Scherzo in Es-moll**. Brahms' Phantasie ist wieder ein merkwürdiges jugendlich wildes Stück, aber voller Phantasie und herrlicher Gedanken; der Klang der Instrumente war hier und da nicht immer ganz ihrem Charakter angemessen, doch das sind eben Kleinigkeiten im Vergleich zu seiner reichen Phantasie und Gemüt. . . . . 5. Oktober. Robert hatte einen spaßhaften Briefwechsel mit Joachim, der ihm den Brahms sehr warm empfohlen hatte. Robert schrieb an Joachim: „Das ist der, der kommen mußte." Joachim antwortete: „Ich liebe Brahms zu sehr, um ihn zu beneiden." 7. Oktober. Robert hat ein höchst interessantes Violinkonzert*** beendet, er spielte es mir ein wenig vor; doch wage ich mich nicht eher darüber näher auszusprechen, als bis ich es erst einmal gehört. Das Adagio und der letzte Satz waren mir gleich ganz klar, nicht so ganz der erste. Heute abend spielte ich dem Brahms Roberts B A C H Fugen und dann mit Robert den neuen Kinderball† . . . 8. Oktober spielte ich dem Robert und Brahms Roberts F-moll-Sonate†† (früher Konzert ohne Orchester). . . . 10. Oktober. Abends war Brahms (ich nenne ihn nur dem Robert seinen Johannes) bei uns. 11. Oktober. Robert hat einen höchst humoristischen Brief an Joachim über Brahms geschrieben. Heute vollendete Robert 4 Stücke für Klavier, Klarinette und Viola††† und war selbst sehr beglückt darüber. Er meint, diese Zusammenstellung werde sich höchst romantisch ausnehmen. — Ich kann es mir auch denken. Ein unerschöpflicher Genius! — 12. Oktober

* Vgl. Kalbeck, Brahms I S. 136.

** Op. 4.

*** A-moll. Manuskript. Vgl. Brief Joachims bei Moser S. 128 ff.

† Op. 130. Tagebuch „24. September. Robert hat einen reizenden vierhändigen Kinderball vollendet."

†† Op. 14.

††† „Mährchenerzählungen". Op. 132.

machten wir nachmittags bei uns Musik. Ich spielte erst Roberts F-moll-Sonate, dann Brahms' Scherzo, dann ich Roberts drittes Trio mit Becker* und Bockmühl. Herr Laurens** mit Familie waren da. Herr Laurens ist ein großer warmer Verehrer Roberts und war sehr freudig erregt von allem, was er hörte. Er kennt wohl die meisten Sachen Roberts, hat sie aber nie gut gehört. Er interessiert sich ebenso für Malerei als für Musik; er zeichnet selbst sehr schöne Porträts mit Kreide."

14. Oktober. Joachim überraschte heute wieder einmal — er kam von Karlsruhe zurück — wie war ich froh, daß er nicht gestern gekommen***. Nachmittag baten wir Laurens wieder zu uns und musizierten viel mit Joachim. Erst Roberts D-moll-Sonate, dann das erste Trio. Brahms spielte auch. . . . Um 9 Uhr gingen wir noch mit Joachim in den Breidenbacher Hof und aßen da mit Brahms und Dietrich zu Abend. Wir waren sehr vergnügt! 15. Oktober reiste Joachim wieder ab. Herr Laurens zeichnete ein zweites wunderschönes Bild Roberts, welches er mir zu meiner großen Freude schenkte. 16. Oktober. Nachmittag zum letztenmal Musik für Herrn Laurens (Es-dur-Quartett und das zweite Trio), Robert hat ihn mit der Skizze seines Quintetts beschenkt. . . . Dem Brahms hat Robert auch die Skizzen seiner Quartette geschenkt......... 18. Oktober. R. hat 5 Frühgesänge komponiert, — ganz originelle Stücke wieder, aber schwer aufzufassen, es ist so eine ganz eigne Stimmung darin."

Dasselbe — die eigne Stimmung — gilt von diesen Tagen, deren Inhalt in den knappen Tagebuchaufzeichnungen uns so lebendig, man möchte sagen, entgegenklingt. Ein so reiner voller tiefer Ton durchweht das Zusammensein dieser vornehmen, großen und guten

* Wasielewskis Nachfolger als Primgeiger.

** Aus Montpellier. Über seinen Aufenthalt in Düsseldorf, seine Zeichnungen 2c. vgl. Jansen, Briefe, Neue Folge. 2. Aufl. S. 530.

*** Clara hatte am 13. in Barmen konzertiert.

Menschen, daß jede anekdotische Zutat aus Beobachtungen und Berichten geladener und geduldeter Zuschauer und Teilnehmer wie eine Entweihung erscheint.

Die letzte Oktoberwoche aber erhielt durch Joachims Mitwirkung im Abonnementskonzert, in dem auch seine Hamlet-Ouvertüre zur Aufführung kam, durch eine von Clara gemeinsam mit Joachim am 29. gegebene Soiree und durch die gleichzeitige Anwesenheit Bettina von Arnims und ihrer Tochter Gisela ein etwas andres, unruhigeres, aber darum nicht weniger vornehmes Gepräge. Clara war vor allem freudig überrascht durch die herzliche Art, in der ihr Bettina jetzt entgegentrat. Sie berichtet: „am 26. Oktober kam Joachim hier an und stieg bei uns ab. Abends spielte er uns Paganinis Etuden und Roberts Phantasie. . . . Am 28. Oktober früh Besuch von der Bettina von Arnim mit ihrer jüngsten Tochter Gisela. Eine interessante Bekanntschaft. Den Joachim scheint sie sehr in ihr Herz geschlossen zu haben. Wir spielten ihr verschiedenes zusammen vor. Abends Gesellschaft bei uns, Joachim zu Ehren. Bettina, Schadows, Hasenclevers, Hammers, Heisters und noch einige andere. Wir machten viel Musik, auch die Märchenerzählungen wieder. 29. Oktober gab ich mit Joachim eine Soiree im Kürtenschen Saale, sie war sehr voll, und das Publikum für hier sehr enthusiastisch. . . . Bettina war noch zum Konzert geblieben, reiste aber tags darauf ab. Ich schien ihr nicht zu mißfallen, wenigstens sagte sie mir so, nachdem sie mich lange angesehen und meine Hand in der ihrigen gehalten hatte.

Am 30. Oktober musizierten wir noch viel früh und nachmittags. Abends reiste Joachim ab. So zog denn einer diesen Monat bei uns ein — Brahms — und einer ging wieder. Auch Brahms wird uns bald wieder verlassen, was uns wahrhaft leid tut, Robert liebt ihn und findet seine große Freude an ihm, dem Menschen und Künstler. — Robert hat einen schönen Aufsatz „Neue Bahnen“ über ihn geschrieben, der in der Brendelschen Zeitung erschienen ist. . . .

2. November spielte uns Brahms abends seine F-moll-Sonate zum Abschied. Es that uns recht innig leid, daß er ging! — Er will zu Joachim nach Hannover, der sich dort sehr vereinzelt fühlt."

„Brahms ist gestern nachts an mein Fenster gekommen wie eine Erscheinung, die Glück für den Winter prophezeit", berichtet tags darauf Joachim an Clara.

Fast schien es aber, als hätte damit den in Düsseldorf zurückgelassenen Freunden das Glück den Rücken gekehrt. Wenige Tage später erfolgte jenes Ansinnen des Konzertkomitees an Schumann, die Direktion an Tausch abzutreten, dem der endgültige Bruch auf dem Fuße folgte, der wenn auch unvermeidbar und schließlich unerträglichen Zuständen ein Ende machend, doch zugleich Schumanns vor die ernste Frage einer Verlegung ihres Wohnortes stellte, denn in Düsseldorf konnte unter diesen Verhältnissen ihres Bleibens nicht sein. Die Entscheidung fiel nach kurzem Schwanken für Wien, das trotz der höchst unerquicklichen Erfahrungen des Jahres 1846 immer noch ihnen beiden als das Ideal eines künstlerischen Wirkungskreises im großen erschien, um so mehr, da grade in den letzten Monaten unzweideutigste Symptome zutage getreten waren, daß auch Wien endlich für Schumannsche Musik Verständnis zu gewinnen begann.

Aber eine sofortige Übersiedlung war aus den verschiedensten Gründen ausgeschlossen, und da anderseits der Aufenthalt in Düsseldorf ihnen im Augenblick gründlich verleidet war, so begrüßten sie als eine Art Erlösung die aus einigen holländischen Städten ergehenden Einladungen, die gleicherweise dem Komponisten wie seiner musikalischen Interpretin galten. Schon im Sommer 1852 hatten sie in Scheveningen aus Gesprächen den Eindruck gewonnen, daß gerade Schumann sich in Holland einer Beliebtheit erfreue, wie kaum irgendwo in Deutschland; ihre Erwartungen waren danach also ziemlich hoch gespannt. Sie sollten aber noch bei weitem übertroffen werden.

Die Reise, die am 24. November angetreten wurde, und die sie nach Utrecht, dem Haag, Rotterdam und Amsterdam führte, glich einem förmlichen Triumphzug, wie er ihnen in der Einmütigkeit und Ausdauer bisher noch nicht beschieden gewesen war, und dessen Herzlichkeit und Aufrichtigkeit sie die nicht geringen Strapazen der Reise, vor allem die entsetzliche Kälte, unter der sie im Gegensatz zu den Einheimischen — „diese Holländer frieren nie!“ klagt Clara — sehr litten, verhältnismäßig leicht verschmerzen ließ.

Eine unrühmliche Ausnahme machte nur der Hof, trotz eines direkten Empfehlungsschreibens an die Königin, das die Fürstin von Hohenzollern, deren Tochter Stefanie Claras Schülerin war, Clara mitgegeben hatte. Auf einer Soiree beim Prinzen Friedrich hatten sie sich, vom Hofmarschall bis zum Lakaien im Vorzimmer, einer so ausgesucht unartigen Behandlung zu erfreuen, daß sie sofort nach den von einer lärmenden Gesellschaft ohne Aufmerksamkeit aufgenommenen Musikvorträgen Claras den Saal und das Palais verließen — Clara durch den Schnee mit seidenen Schuhen watend — da die Herren Bedienten es für überflüssig hielten, sich um die „Musikanten“ zu bekümmern. Die Krone von allem aber war doch die Frage des fürstlichen Gastgebers, des Prinzen Friedrich, an Schumann: „Sind Sie auch musikalisch?“, und als dies still lächelnd bejaht ward, die zweite: „Auf welchem Instrument?“

In frühern Jahren würde Schumann vermutlich durch eine solche Taktlosigkeit sich tief verletzt gefühlt haben. Diesmal aber lächelte er nur, und mit Recht. Denn wenn die königliche Hoheit nicht wußte, welcher Persönlichkeit sie gegenüber stand, so bewies das nur, daß sie keine Zeitungen las, in denen tagtäglich der Name dieses Dr. Schumann als eines der größten Komponisten der Gegenwart in allen Tonarten gepriesen wurde. Ja, es war ein Triumphzug vom ersten Tage bis zum letzten für beide.

Gleich am ersten Abend (26. November) in Utrecht, wo mit einem von Kufferath vortrefflich einstudierten Dilettantenorchester die Es-

dur Symphonie mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, ebenso wie Claras Leistungen (C-dur Sonate von Beethoven und das Konzert-Allegro von Schumann). Nachdem Clara noch eine Zugabe gespielt, dauert das Rufen an, ohne daß sie wissen, was der unverständliche Ruf bedeutet. Endlich die Aufklärung: „Doktor, Doktor!“ und Robert muß zu Claras größter Freude heraus. „Ich war sehr überrascht, das holländische Publikum so enthusiastisch und lebendig zu finden, und dabei gebildeter, möchte ich sagen, als das rheinische Publikum. Wir waren sehr vergnügt über den guten musikalischen Anfang in Holland.“ Und dieser Eindruck blieb nicht nur, sondern verstärkte sich von Stadt zu Stadt. Im Haag in der „Diligentia“ dirigierte Schumann am 30. November seine von Lübeck gut einstudierte zweite Symphonie, von einem selbst begeisterten Orchester gut vorgetragen, und ebenso erntete Clara mit Mendelssohns Variationen (serieuses) und Roberts Konzert-Allegro stürmischen Beifall. In Rotterdam aber, wo am folgenden Tage in der „Eruditio Musica“ Schumann seine dritte Symphonie dirigierte und Clara das A-moll Konzert spielte, beschränkten sich die jubelnden Ovationen für das Künstlerpaar nicht bloß auf den Konzertsaal. Nach dem Konzert — das erst um 11 Uhr sein Ende erreicht hatte — fanden sie vor ihrem Hotel schon eine große Menschenmenge versammelt. Ein Sängerchor von 100 Sängern mit Fackeln und ein Orchester begrüßt sie mit dem Waldchor aus „der Rose Pilgerfahrt“ und dem Geburtstagsmarsch. An der Spitze Freund Verhulst, der trotz eisiger Kälte fast eine Stunde lang zu Ehren des geliebten Freundes und verehrten Meisters den Taktstock schwingt. Nachdem Schumann hinausgetreten und ein paar Dankesworte gesprochen, erscheint eine Deputation der Holländischen Musikgesellschaft, deren Präsident van Houten herzlichsten Willkommensgruß entbietet, der — „man konnte es wohl hören“, schreibt Clara, — „ihm recht aus der Seele kam.“ „Ich war sehr ergriffen von der ganzen Sache.“ Zugleich aber stiegen — nur zu begreiflich — auch bittere Empfindungen in ihr auf, in Erinnerung an die jüngsten

Düsseldorfer Erfahrungen: „jeder Ton von Robert ist zu gut für die . . . und im Grunde genommen tut es mir ordentlich wohl, daß ich ihn nicht mehr in Düsseldorf am Dirigentenpult stehen sehe . . . Ich glaube zwar nicht, daß das Publikum in Holland viel mehr von ernster Musik versteht; doch aber ist es gebildeter und hat wenigstens den Respekt vor dem schaffenden Künstler, den er beanspruchen kann." Kein Wunder aber auch, daß sie selbst, von diesen Begeisterungswellen emporgetragen, schöner spielte denn je. In Amsterdam, wo tags darauf in „Felix Meritis" Schumann die zweite Symphonie dirigiert, sie selbst das Es-dur Konzert von Beethoven gespielt hatte, schreibt sie: „Robert sagt von mir in seinen Notizen: ich spiele hier in Holland wunderschön. Solch eine Teilnahme vom Publikum, die muß einen aber auch begeistern. Der Enthusiasmus des Publikums und des Orchesters (obgleich dies dem Rotterdamer nicht ebenbürtig war) nach dem ersten Beethovenschen Satze hob mich über mich selbst."

Es war aber nicht nur das Publikum als Ganzes, das ihnen in diesen Wochen, in denen sie wiederholt im Haag, in Amsterdam, Rotterdam und Utrecht erschienen und, bald in den Konzertvereinigungen, bald in selbständigen Konzerten, bei wechselnden Leistungen der Mitwirkenden, immer die gleiche freudige Teilnahme und Begeisterung erweckten, so wohl tat, sondern mindestens ebensosehr die zahlreichen ganz persönlichen Beweise von Verehrung und neidloser Bewunderung, die die holländischen Musiker, Orchestermitglieder wie die Direktoren in den einzelnen Städten — Kufferath in Utrecht, Lübeck im Haag, Hutschenreyter in Rotterdam, Ball in Amsterdam — an der Spitze natürlich der getreue unermüdliche Verhulst, ihnen in Wort und Tat bezeugten. Und dabei nicht zu vergessen das feine Verständnis und die herzliche Gastfreundschaft einzelner Musikfreunde, wie des Witteringschen Hauses in Amsterdam.

Einen besonders freundlichen Eindruck aber hinterließ die Aufführung von „der Rose Pilgerfahrt" im Singverein im Haag am 6.

Dezember unter Lübecks Direktion und mit Clara am Klavier; der Abend wurde eröffnet durch das Quintett — nicht sehr schön begleitet. „Robert", schreibt Clara darüber, „sagt wieder in seinen Notizen: „Claras wunderschönes Spiel!" Das freut mich sehr, daß Robert immer so teilnehmend für mein Spiel ist, und er weiß auch, daß wenn er zufrieden, mir dies lieber ist, als läge mir ein ganzes Publikum zu Füßen." Am Schluß der vortrefflich einstudierten und in den Chören sehr schön wirkenden „Rose" „rief das Publikum so lange, bis Robert aus seiner Ecke, die er während der Aufführung eingenommen, hervorkam und dankte. Die Sängerin Offermans bekränzte ihn, — er bemerkte es gar nicht, wohl aber wir andern, und ich dachte für mich: „so muß es sein!"

Dies Bild möchte man festhalten, es ist wie ein verklärendes Symbol dieser unvergleichlichsten, höchsten und reinsten menschlichen und künstlerischen Gemeinschaft und zugleich des Sieges vornehmer selbstloser Kunstübung über kleines Menschentum. Was beide in stillen und ernsten Arbeitsjahren erstrebt und erkämpft und ersehnt, das Ideal, zu dem Clara, nicht ganz ohne innere Kämpfe als Robert Schumanns Frau herangereift war, — ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst seines Schaffens zu stellen und durch das völlige Aufgehen in seinen schöpferischen Genius etwas Besseres und Größeres zu werden als je zuvor —, erschien hier reine Wirklichkeit geworden, in demselben Augenblick, wo der Name, den sie trug, der Name Robert Schumanns, für die ganze musikalische Welt den Tonwert des Meisters, des Vollenders, erhielt.

Der Abschied von den holländischen Freunden wurde schwer, aber man hoffte auf ein Wiedersehen im nächsten Winter!

Der Weihnachtsabend fand die Familie wieder vereint, und trotz mancher Verdrießlichkeiten, die sie daheim empfingen, waren sie fröhlichen und dankbaren Herzens. Claras Bild, von Sohn gemalt, war ihre Überraschung für den Geliebten. Er schien nicht recht befriedigt davon. „Ich glaube, es war das Ungewohnte!" schreibt sie,

„man muß sich doch in jedes Bild, und ist es auch noch so frappant, hineinfinden, es oft ansehen, dann gewinnt man es auch immer lieber! es ist wie mit einer schönen Komposition, in die man sich auch erst hineinleben muß!" — Sie ahnte nicht, wie kurz die Frist für ihn bemessen war, sich „hinein zu leben."

Und wenn am Jahresschluß ihr auch mancherlei zu wünschen und zu sorgen übrig blieb, das Ergebnis war doch: „wir hatten alle Ursache, mit Dank zu Gott auf das vergangene Jahr zurückzublicken: es hat mir Mann und Kinder gesund erhalten . . . und wäre man eben nicht Mensch, so müßte man über die großen Wohltaten der kleinen Übel gar nicht gedenken!"

Auch das neue Jahr begann unter freundlichen Auspizien. In Hannover hatte Hille eine Aufführung der Peri vorbereitet und lud Schumann zur Direktion ein.* Diese Aufführung zerschlug sich zwar im letzten Augenblick, aber trotzdem wurde Mitte Januar die Reise dorthin angetreten, Clara sollte im dritten Abonnementskonzert das Beethovensche Es-dur Konzert spielen, und die 4. Symphonie sollte unter Joachims Leitung, der am selben Abend auch die Phantasie für Violine spielte, aufgeführt werden. Eine Konzertfahrt nach Frankfurt sollte sich anschließen. Nicht ganz leichten Herzens entschloß sich Clara zu den neuen Reisestrapazen, da ihr das öffentliche Spielen doch schon schwer zu werden begann, aber der Wunsch, dem Düsseldorfer Milieu wieder für eine Weile entrückt zu werden, die Sehnsucht, die Freunde Brahms und Joachim wiederzusehen, überwogen alle Bedenken. Und sie hatten es nicht zu bereuen. Nicht nur daß das Konzert wohl gelang, Joachim die Phantasie „wundervoll" spielte und das Orchester durch seinen Wohlklang und sein Temperament Clara entzückte — „es machte eine Freude, von seiten des Orchesters eine Teilnahme zu sehen, wie man in Deutschland selten findet" — die Hauptsache war die reine wohltuende menschliche

* Briefe. Neue Folge. 2. Aufl. S. 533.

und künstlerische Atmosphäre, in der sie sich hier bewegten, und die, im Gegensatz zu den holländischen Erfahrungen, sich nicht auf die bürgerliche Gesellschaft beschränkte.

„Heute früh Besuch von Graf Platen", schreibt Clara am 22., „ein angenehmer Mann! — Man kann hier mit Recht sagen: „wie die Herrschaft so die Diener", denn hier sind sie alle bei Hof so liebenswürdig und leutselig, wie sie es am Königspaar sehen." Gleich im Konzert, hatte „der arme König, der so seelensgut aussieht", Schumann wiederholt ausgesprochen, „wie sehr er sich freue, ihn zu hören und zu sehen (!), und wie sehr er seine Kompositionen liebe und ihn ehre." Und an den beiden Abenden, an denen Clara bei Hofe spielte, wurden diese sympathischen Eindrücke noch verstärkt, namentlich am zweiten Abend, wo auf Wunsch des Königs fast nur Schumann gespielt wurde. „Von manchen der Stücke sah man dem König das Ergriffensein an, z. B. am Schluß „Der Dichter spricht" der Kinderszenen."

Das Beste aber gab doch das Zusammensein mit den Freunden Joachim und Brahms. „Brahms fällt uns durch seine Schweigsamkeit auf", schreibt Clara „er spricht fast gar nicht, oder tut er es zuweilen, so geschieht es so leise, daß ich es nicht verstehen kann. Er hat gewiß seine geheime innere Welt — er nimmt alles Schöne in sich auf und zehrt nun innerlich davon." Auch Joachim fanden sie im allgemeinen ernster; trotzdem fehlte es nicht an heitern, übermütigen Stunden; besonders eines Abends bei Joachim mit Brahms und Julius Otto Grimm zusammen, von dem das Tagebuch ausdrücklich berichtet, wir waren „sehr fröhlich, viel Champagner getrunken"*. Musiziert wurde bald bei Schumanns, bald in Joachims Junggesellenwohnung. Am letzten Abend — am 29. — waren noch einmal die Freunde bei Schumanns versammelt. Clara spielte mit Joachim Roberts Romanzen für Klavier und Violoncell (deren letzte im November 1853 entstanden war), dann allein die drei ersten Sätze

* Vgl. auch Moser, Joachim S. 133 f.

der Brahmsschen Sonate und zum Schluß mit Joachim Roberts D-moll Sonate. „Schöner Schluß war diese Sonate für uns alle!“ schreibt Clara.

Am folgenden Tage kehrten sie nach Düsseldorf zurück, am Bahnhof winkten Brahms, Joachim, Grimm, Hille ihnen den Abschiedsgruß. Keiner ahnte, daß es das letzte Mal gewesen.

Heimatliche Gefühle verbanden sie ja nicht mit Düsseldorf, und beiden wäre es nicht zu verdenken gewesen, wenn sie mit alles eher als freudiger Stimmung die Plätze und Straßen der Düsselstadt wieder begrüßt hätten, die sich ihnen so wenig gastlich erwiesen.

Wem außer den Kindern, dem getreuen Dietrich und dem kleinen Kreis von Claras Schülerinnen war an ihrer Rückkehr etwas gelegen, wessen Gesicht leuchtete auf, wenn der Klang ihrer Tritte und Stimmen auf dem Gang oder der Treppe ein Echo weckte!

Aber wenn die beiden Reisenden in der Stille der abendlichen Heimfahrt sich diese Frage vorlegten und manche Namen sogenannter guter Freunde dabei mit resigniertem Kopfschütteln ausschieden, bei einem Namen taten sie es sicher nicht, sondern wenn sie an den dachten, dann kam doch ein Gefühl wie von Heimat über sie, wenn sie sich vorstellten, „wie wird Fräulein Leser sich freuen, uns wieder da zu haben!“ nicht zu sehen, denn es war eine arme Blinde, die aber alles Licht und alle Freude, die ihr mit Augen zu sehen nicht vergönnt war, in ihr Herz gerettet zu haben schien und von da aus denen, die sie lieb hatte, in unerschöpflicher Freudigkeit und Güte, mitleidend und mitfreuend, spendete. Seit im November 1850 Clara zum ersten Male bei der einsamen, in behaglichem Wohlstand lebenden, fein gebildeten Blinden eingekehrt war, hatte sich zwischen ihnen beiden, mit den Jahren immer fester wachsend, ein Band innigster Freundschaft gewoben, die, alle Lebens- und Kunstinteressen umspannend, in Nähe und Ferne, in kleinen Haussorgen und tiefsten Seelenerregungen immer dieselbe Zartheit und Festigkeit und Lebenskraft bewährte. Fast auf jeder Seite des Tagebuches ist seit dem

Anfange der fünfziger Jahre Rosalie Lesers Name zu finden, und immer wird er erwähnt als ein Lichtpunkt. Sie ist bei festlichen Veranstaltungen im eignen Hause oder in dem der Freunde immer die willkommenste Erscheinung, voll fröhlicher Initiative; und wenn es gilt zu helfen, wenn Sorgen kommen, immer ist der erste Gedanke an sie.

Wenn trotzdem hier erst jetzt zu dem schon oft erwähnten Namen das Bild der Persönlichkeit gegeben wird, so möge man das nicht für Willkür halten, denn von nun an wird seine Trägerin erst für Clara, man kann sagen zu dem Inbegriff der Freundschaft, und als hätte sie eine Ahnung davon, wie sehr sie dieser bedürfe, ist auf dem Tagebuchblatt, das den Monat Januar 1854 schließt, den letzten, den sie ungetrübt an Roberts Seite verleben durfte, ausgesprochen und zusammengefaßt, was ihr diese Freundschaft bisher gewesen: „Rosalie, meine treue und einzige Freundin hier, war sehr froh, uns eher wiederzusehen, als sie gehofft hatte. Ich gehe fast nur mit ihr um und verlange auch nicht nach mehr Umgang; sie versteht mich ganz und sieht zu Robert mit größter Verehrung auf. Dies fesselt mich dann doppelt an sie. Sie weiß auch der Freundschaft Opfer zu bringen, oder vielmehr sie empfindet eben so wahr für uns, daß es ihr z. B. trotz ihrer großen Musikliebe gar nicht schwer wird, aller Musik zu entsagen, wobei wir nicht beteiligt sind. . . . Solange ich sie nun kenne, hing sie mir immer mit gleicher Wärme an, und das tut einem so wohl!"

Viertes Kapitel.

Nacht.

1854.

Seit dem Herbst hatte sich Schumann andauernd in heiterer, fast gehobener Stimmung befunden, die auch durch die widerwärtigen Zwischenfälle im November nicht ernstlich getrübt worden war. Auf der Reise nach Holland hatte er allerdings im ersten Nachtquartier in Emmerich wieder einen Anfall von „unnatürlichen Gehörsaffektionen“ gehabt, „so daß er“, wie Clara schreibt, „nicht schlafen konnte und ich auch nicht, denn es beängstigte ihn.“ Dies scheint sich aber bald verloren zu haben, denn in all den folgenden Wochen ist nicht wieder die Rede davon. In Hannover fanden ihn die Freunde heiterer und gesprächiger als je*.

Seit dem November hatte die musikalische schöpferische Tätigkeit ganz geruht. Um so eifriger war er seit Anfang des Jahres mit Auszügen für seinen „Dichtergarten“ beschäftigt, d. h. der Sammlung von Äußerungen bedeutender Dichter und Schriftsteller über Musik, ein Thema, das ihn ja schon seit langen Jahren interessierte und lockte.

„Robert“, schreibt Clara am 13. Januar, „ist sehr fleißig ..... er hat schon herrliche Schätze in Jean Paul, Shakespeare, Rückert u. a. gesammelt und ist unermüdet daran, immer mehr von den ältesten (bei der Bibel angefangen) bis zu den neuesten Dichtern zu entdecken.“ So notiert er selbst am 7. Januar „Goethe für Musik“,

---

* Vgl. auch Moser, Joachim S. 134. Die dort geschilderte Szene kann aber nicht nach der Aufführung der Peri (Kalbeck, Brahms I S. 167) sich abgespielt haben, da eine Peri-Aufführung überhaupt nicht stattfand.

am 9. Januar „Schillers Gedichte für Musik. 10. Viele Klassiker für das Buch durchgegangen. 13. Hildegard von Hohenthal (v. Heinse). 14. Kreisleriana."

In Hannover war diese Beschäftigung fortgesetzt worden. „Robert war soviel mit seinem Dichtergarten beschäftigt, daß er es (die fehlende regelmäßige Tätigkeit) nicht empfand", notiert Clara.

Die ersten Februartage verstrichen in Besuchen der Ateliers der befreundeten Künstler Hasenclever, Hildebrand, Köhler, und Besuchen der Bibliothek. „Robert ist sehr fleißig an seinem Dichtergarten", heißt es im Tagebuch vom 4. Februar, „wenn er sich nur nicht zu sehr anstrengt". Am 6. Februar ist der letzte Brief an Joachim geschrieben; „ein prächtiger Brief", schreibt Clara, „wie er es ja so gut versteht."

Wer aber den Brief liest in dem Gedanken, daß das Unheil vor der Tür steht, schon die Hand erhoben, sie auf die Klinke fallen zu lassen, den überläuft es wie ein Schauder bei Worten, wie „mit sympathetischer Tinte, habe ich Euch oft geschrieben, und auch zwischen diesen Zeilen steht eine Geheimschrift, die später hervorbrechen wird." „Die Musik schweigt jetzt, wenigstens äußerlich." und der Schluß: „Nun will ich schließen. Es dunkelt schon."

Am 7. Februar besuchten beide noch einen Ball bei dem Präsidenten von Massenbach, für eine Stunde allerdings nur. Tags darauf war er wieder auf der Stadtbibliothek; vielleicht durch Zeichen großer Reizbarkeit erschreckt, schreibt Clara: „mit Sorge erfüllt es mich, sehe ich ihn nach so langer Zeit Latein und Griechisch lesen. Das muß ihn ja angreifen."

Zwei Tage später trat der furchtbare Gast über die Schwelle. Das Tagebuch berichtet:

„Freitag, den 10.*, in der Nacht auf Sonnabend, den 11., bekam

* Schumanns eigenhändige Eintragungen in sein Ausgabenbuch lauten:
10. Abends sehr starke und peinliche Gehöraffection.
11. Traurige Nacht (Gehör- und Kopfleiden). Mit Dietrich auf der Bibliothek.

Robert eine so heftige Gehörsaffektion die ganze Nacht hindurch, daß er kein Auge schloß. Er hörte immer ein und denselben Ton und dazu zuweilen noch ein andres Intervall. Den Tag über legte es sich. Die Nacht auf Sonntag, den 12, war wieder eben so schlimm und der Tag auch, denn das Leiden blieb nur zwei Stunden am Morgen aus und stellte sich schon um 10 Uhr wieder ein. Mein armer Robert leidet schrecklich! alles Geräusch klingt ihm wie Musik! er sagt, es sei Musik so herrlich mit so wundervoll klingenden Instrumenten, wie man auf der Erde nie hörte! aber es greift ihn natürlich furchtbar an. Der Arzt sagt, er könne gar nichts tun.

Die nächstfolgenden Nächte waren sehr schlimm — wir schliefen fast gar nicht. . . . Den Tag über versuchte er zu arbeiten, doch es gelang ihm nur mit entsetzlicher Anstrengung. Er äußerte mehrmals, wenn das nicht aufhöre, müsse es seinen Geist zerstören. . . . Die Gehörsaffektionen hatten sich so weit gesteigert, daß er ganze Stücke wie von einem vollen Orchester hörte, von Anfang bis zum Ende, und auf dem letzten Akkorde blieb der Klang, bis Robert die Gedanken auf ein andres Stück lenkte. Ach, und nichts konnte man tun zu seiner Erleichterung!

Die Gehörstäuschungen steigerten sich vom 10.—17. Februar* in

12. Noch schlimmer, aber auch wunderbar . . ? . . zeigt sich Ein fest Burg.
13. Wunderbare Leiden.
14. Am Tage ziemlich verschont. Gegen Abend sehr stark, musiciren (Wunderschöne Musik).
15. Leidenszeit Dr. Hasenclever.
16. Nicht besser. Alle Gedichte zusammengetragen.
17. Besser.
18. u. 19. fehlt jede Eintragung. Am 20. ist noch das „Wochengeld“ gebucht. Am 21. eine ganze Reihe von Ausgaben. Am 22. nichts: am 23. noch einmal Ausgaben. 24., 25., 26. noch vorgezeichnet, aber nicht mehr ausgefüllt.

* Die folgenden Eintragungen sind — auf Grund der kurzen Notizen, die Clara täglich zu machen pflegte — erst im April erfolgt; sie tragen die Überschrift „Nachtrag der vergangenen 5 Wochen“.

hohem Grade. Wir nahmen einen andern Arzt, Regimentsarzt Dr. Böger, an, und auch Hasenclever kam täglich, jedoch nur als ratender Freund.

Freitag, den 17., nachts, als wir nicht lange zu Bett waren, stand Robert wieder auf und schrieb ein Thema auf, welches, wie er sagte, ihm die Engel vorsangen; nachdem er es beendet, legte er sich nieder und phantasierte nun die ganze Nacht, immer mit offenen, zum Himmel aufgeschlagenen Blicken; er war des festen Glaubens, Engel umschweben ihn und machen ihm die herrlichsten Offenbarungen, alles das in wundervoller Musik; sie riefen uns Willkomm zu, und wir würden beide vereint, noch ehe das Jahr verflossen, bei ihnen sein. . . . Der Morgen kam und mit ihm eine furchtbare Änderung! Die Engelstimmen verwandelten sich in Dämonenstimmen mit gräßlicher Musik; sie sagten ihm, er sei ein Sünder, und sie wollen ihn in die Hölle werfen, kurz, sein Zustand wuchs bis zu einem förmlichen Nervenparoxysmus; er schrie vor Schmerzen (denn wie er mir nachher sagte, waren sie in Gestalten von Tigern und Hyänen auf ihn losgestürzt, um ihn zu packen), und zwei Ärzte, die glücklicherweise schnell genug kamen, konnten ihn kaum halten. Nie will ich diesen Anblick vergessen, ich litt mit ihm wahre Folterqualen. Nach etwa einer halben Stunde wurde er ruhiger und meinte, es lassen sich wieder freundlichere Stimmen hören, die ihm Mut zusprechen. Die Ärzte brachten ihn zu Bett, und einige Stunden ließ er es sich auch gefallen, dann stand er aber wieder auf und machte Korrekturen von seinem Violoncellkonzert, er meinte dadurch etwas erleichtert zu werden von dem ewigen Klange der Stimmen. Sonntag, den 19., brachte er im Bett zu unter großen Qualen der bösen Geister! daß wirklich überirdische und unterirdische Menschen ihn umschweben, ließ er sich durchaus nicht ausreden; wohl glaubte er, wenn ich ihm sagte, er sei sehr krank, seine Kopfnerven furchtbar überreizt, aber von dem Glauben an die Geister brachte ich ihn keinen Augenblick ab, im Gegenteil sagte er

mir mehrmals mit wehmütiger Stimme, du wirst mir doch glauben, liebe Clara, daß ich dir keine Unwahrheiten sage! Es blieb mir nichts übrig, als ihm ruhig zuzugeben, denn ich regte ihn durch Zureden nur noch mehr auf. Abends 11 Uhr wurde er plötzlich ruhiger, die Engel versprachen ihm Schlaf. . . . Montag, den 20., verbrachte Robert den ganzen Tag an seinem Schreibpult, Papier, Feder und Tinte vor sich, und horchte auf die Engelstimmen, schrieb dann wohl öfter einige Worte, aber wenig, und horchte immer wieder. Er hatte dabei einen Blick voll Seligkeit, den ich nie vergessen kann; und doch zerschnitt mir diese unnatürliche Seligkeit das Herz ebenso, als wenn er unter bösen Geistern litt. Ach es erfüllte ja dies alles mein Herz mit der furchtbarsten Sorge, welch ein Ende das nehmen solle; ich sah seinen Geist immer mehr gestört und hatte doch noch nicht die Idee von dem, was ihm und mir noch bevorstand. Dienstag, den 21. Februar, schliefen wir wieder die ganze Nacht nicht; er sprach immer davon, er sei ein Verbrecher und solle eigentlich immer in der Bibel lesen usw. Ich merkte überhaupt, daß sein Zustand immer aufgeregter wurde, wenn er in der Bibel las, und kam dadurch auf die Idee, daß er sich beim Lesen derselben, als er für seinen Dichtergarten sammelte, vielleicht zu sehr in Dinge hineinvertieft, die seinen Geist verwirrten, wie denn sein Leiden fast durchgängig religiöser Art, förmliche Überspannung, war.

Die nächstfolgenden Tage blieb es immer dasselbe, immer abwechselnd gute und böse Geister um ihn, aber nicht mehr immer in Musik, sondern oft nur sprechend. Dabei aber hatte er so viel Klarheit des Geistes, daß er zu dem wundervoll rührenden, wirklich frommen Thema*, welches er in der Nacht des 10. niedergeschrieben, ebenso rührende, ergreifende Variationen machte, auch schrieb er noch zwei Briefe, einen Geschäftsbrief an Arnold nach Elberfeld und einen an Holl in Amsterdam.

* Gedruckt im Supplementband der kritischen Ausgabe unter Nr. 9 „Thema (Es-dur) für Pianoforte“.

In den Nächten hatte er oft Momente, wo er mich bat, von ihm zu gehen, weil er mir ein Leid antun könnte! ich ging dann wohl auf Augenblicke, um ihn zu beruhigen; kam ich dann wieder zu ihm, so war es wieder gut. ... Oft klagte er, daß es in seinem Gehirn herumwühle, und dann behauptete er, es sei in kurzer Zeit aus mit ihm, nahm dann Abschied von mir, traf allerlei Verordnungen über sein Geld und Kompositionen usw. ... Sonntag, den 26., war die Stimmung etwas besser, und da spielte er dem Herrn Dietrich abends noch mit größtem Interesse eine Sonate von einem jungen Musiker, Martin Cohn, vor, geriet aber dabei in eine so freudige Exaltation, daß ihm der Schweiß nur so herunterfloß von der Stirn. Darauf aß er mit furchtbarer Hast viel zu Abend. Da plötzlich 9½ Uhr stand er vom Sopha auf und wollte seine Kleider haben, denn er sagte, er müsse in die Irrenanstalt, da er seiner Sinne nicht mehr mächtig sei und nicht wissen könne, was er in der Nacht am Ende täte. ... Herr Aschenberg, unser Hauswirt, kam sogleich herauf, ihn zu beruhigen, ich sandte nach dem Dr. Böger; Robert legte sich alles zurecht, was er mitnehmen wolle, Uhr, Geld, Notenpapier, Federn, Zigarren, kurz, alles mit der klarsten Überlegung; und als ich ihm sagte: „Robert willst du deine Frau und Kinder verlassen?“ erwiderte er: „es ist ja nicht auf lange, ich komme bald genesen zurück!“

Dr. Böger bewog ihn aber, zu Bett zu gehen, und vertröstete ihn auf morgen. Mir erlaubte er die Nacht nicht, bei ihm zu bleiben, ich mußte einen Wärter holen lassen, blieb aber natürlich im Nebenzimmer. Anfangs unterhielt er sich mit dem Herrn Bremer (den ich hatte holen lassen) ziemlich unbefangen, dann las er viel in Journalen, und zuletzt schlummerte er wohl minutenweise.

Frl. Junge* war mir neben der Bertha, die sich wirklich als

---

* Elise Junge, Gesellschafterin und Freundin von Fräulein Leser. Bertha, Stütze im Schumannschen Hause.

eine treue Seele zeigte, eine recht trostreiche Stütze; sie verbrachte mehrere Nächte mitwachend hier. ... Ach welch schrecklicher Morgen sollte heranbrechen. Robert stand auf, aber so tief melancholisch, daß es sich nicht beschreiben läßt! Wenn ich ihn nur berührte, sagte er: „ach Clara, ich bin deiner Liebe nicht wert.“ Das sagte Er, zu dem ich immer in größter, tiefster Verehrung aufblickte ... ach, und alles Zureden half nichts. Er schrieb die Variationen aufs Reine, noch war er an der letzten, da plötzlich — ich hatte nur auf wenige Augenblicke das Zimmer verlassen und Mariechen zu ihm sitzen lassen, um mit Dr. Hasenclever etwas im andern Zimmer zu sprechen (überhaupt aber hatte ich ihn schon seit 10 Tagen keinen Augenblick allein gelassen) — verließ er sein Zimmer und ging seufzend ins Schlafzimmer. Marie glaubte, er werde gleich wiederkehren, doch er kam nicht, sondern lief, nur im Rock, im schrecklichsten Regenwetter, ohne Stiefel, ohne Weste fort. Bertha stürzte plötzlich herein und sagte es mir, daß er fort sei — was ich empfand, ist nicht zu beschreiben, nur so viel weiß ich, daß es mir war, als höre das Herz auf zu schlagen. Dietrich, Hasenclever, kurz alle, die nur da waren, liefen fort, ihn zu suchen, fanden ihn aber nicht, bis zwei Fremde ihn nach etwa einer Stunde nach Haus geführt brachten; wo sie ihn gefunden und wie, ich konnte es nicht erfahren .....

... aber ich Unglückliche sah ihn nicht mehr! als man ihn zu Haus ins Bett gebracht, wollte man ihn nicht aufregen durch das Wiedersehen mit mir, und so entschloß ich mich, für diesen Tag zu Frl. Leser mitzugehen, denn im Haus bleiben und ihn nicht sehen, das wäre mir zuviel gewesen!“ .....

„Wo sie ihn gefunden und wie, ich konnte es nicht erfahren“, schreibt Clara.

Es war selbstverständlich, daß man ihr einstweilen wenigstens die Wahrheit verhehlte, daß er, von Angst getrieben, direkt auf die Rheinbrücke gegangen und sich von dort in den reißenden Strom

gestürzt hatte. Erst viel später, unmittelbar nach seinem Tode, erfuhr sie davon, als sein Trauring vermißt wurde. Sie schreibt darüber 1856: „Alles war wohl geordnet. Aber eins konnten wir nicht finden, was mich tief schmerzte, den Trauring, und ich vermute, daß er ihn, bevor er in den Rhein sprang, selbst hinabgeworfen hatte, in dem seligen Wahn, er werde sich da mit dem meinigen vereinigen. Damit euch, meinen teuern Kindern, nie ein Zweifel über diese Tatsache komme, will ich sie euch erzählen, wie sie war. Es war am 26. Febr. 1854, den Tag, als ich ihn zum letzten Mal in Düsseldorf sah, als er plötzlich verschwunden war. Da war er in der Angst im Fieberwahnsinn in den Rhein gesprungen, glücklicherweise aber sogleich gerettet worden. Ich ahnte es damals nur, erst jetzt habe ich es als gewiß erfahren. Nachdem fand ich Papiere, wo unter anderm stand: „Liebe Clara, ich werfe meinen Trauring in den Rhein, tue du dasselbe, beide Ringe werden alsdann sich vereinigen. Damals gab ich dem weiter keine Bedeutung, doch als man mir in Endenich sagte, man habe nie den Trauring an seiner Hand gesehen, da fiel mir das gleich ein und ist mir jetzt zur schmerzlichen Gewißheit geworden."

Es folgen nun weiter die Tagebuchaufzeichnungen nach dem 26. Februar 1854:

„Welch schreckliche Tage verbrachte ich nun wieder! ich durfte nicht zu ihm, doch bekam ich jede Stunde Nachricht von ihm. Er frug selten nach mir, und als man ihm sagte, ich sei bei Frl. Leser, war er ganz zufrieden . . . . . . Dienstag, den 28. Febr., war er wieder den ganzen Tag aus dem Bett und immer schreibend an seinem Schreibtisch. Die Ärzte hatten ihm zwei Wärter besorgt, welche er gleich sehr gern um sich hatte, wie er denn überhaupt gegen andre mild und freundlich war. Er schickte mir heute durch Frl. Junge die Reinschrift der Variationen mit dem Zusatz, ich möchte sie doch Frl. Leser vorspielen . . . Mittwoch, den 1. März, sandte ich ihm ein Veilchentöpfchen und einige Apfelsinen; er ließ mir früh sagen, es gehe ihm recht gut, doch plötzlich bekam er

wieder eine heftige Aufregung, und nun litten die Ärzte sein Aufbleiben nicht mehr, niemand von seiner frühern Umgebung mehr um ihn . . . wenn er die Ärzte sah, so drang er immer in sie, daß sie ihn in eine Anstalt bringen sollten, denn er könne nur da genesen.“ . . . Und so kamen denn Böger und Hasenclever zu mir, das Furchtbarste mir mitzuteilen, daß sie ihn nämlich in eine Privatheilanstalt nach Endenich, eine halbe Stunde von Bonn, bringen wollten . . . Ihn, den herrlichen Robert, in eine Anstalt! — wie war es nur möglich, daß ich es trug! und sehen, nur noch einmal ihn ans Herz drücken, das versagte man mir! ich mußte dies größte aller Opfer ihm, meinem Robert, selbst bringen . . . Sie schrieben nach Endenich an den Herrn Dr. Richarz, den Hasenclever persönlich als einen vortrefflichen Menschen und ausgezeichneten Arzt kannte...... Freitag, den 3. März, kam die Antwort des Arztes, daß er bereit sei, ihn zu empfangen, und Hasenclever wollte ihn nun selbst dorthin bringen. Brahms kam heute von Hannover und besuchte mich gleich; er sagte, er sei nur gekommen, um mir, wenn ich es irgend wünschte, in Musik Erheiterung zu verschaffen, er wolle jetzt hier bleiben und später sich dem Robert recht widmen, wenn er wieder so weit genesen sei, daß er Fremde um sich haben dürfe. Es war wirklich rührend diese Freundschaft . . . . . .

Sonnabend, der 4., brach an! O Gott, nun stand der Wagen vor unsrer Tür, Robert zog sich mit großer Eile an, stieg mit Hasenclever und seinen zwei Wärtern in den Wagen, frug nicht nach mir, nicht nach seinen Kindern, und ich saß da bei Frl. Leser in dumpfer Betäubung und dachte, nun müsse ich unterliegen! — . . .

Das Wetter war herrlich, so schien denn doch wenigstens die Sonne zu ihm! ich hatte dem Dr. Hasenclever noch ein Bukett für ihn gegeben, dies gab er ihm auch unterwegs; er hatte es lange in der Hand gehalten, ohne daran zu denken, doch plötzlich roch er daran und drückte dem Hasenclever dabei lächelnd die Hand! Später schenkte er jedem im Wagen eine Blume daraus. —

Hasenclever brachte mir die seinige — mit blutendem Herzen bewahrte ich sie!

Abends 6 Uhr fuhr ich mit der Mutter* nach Haus — der Eintritt in sein Zimmer! ich kann nicht darüber schreiben . . .

Nicht lange, so kamen Brahms und Dietrich und blieben den Abend da; es war recht eine Freundschaft von ihnen, sie wollten mich gerade diesen ersten Abend nicht meinem Schmerze ganz allein überlassen, und dies mußte ich doch anerkennen, wenn ich gleich lieber in seinem Zimmer meinem ganzen unermeßlichen Schmerze freien Lauf gelassen hätte. Die gute Leser kam auch noch! Was soll ich über sie sagen, über solche aufopfernde Freundschaft, wie sie mir in dieser ganzen Zeit bewiesen und noch immer täglich tut, wie sie mit mir litt und noch immer leidet . . . wie sie wirklich nur in meinem Leid und Freude lebt, das läßt sich nur fühlen; ich fühle es aber auch mit ganzer Kraft und werde es ihr ewig in innigster Dankbarkeit gedenken. Sie, selbst so unglücklich, vergißt sich selbst fast über mein Leiden. Das ist Freundschaft, wie nur Gott sie dem Herzen geben kann. Bei dem großen Unglücke, das er mir sandte, segnete er mich doch auch wieder in dieser Freundin und ihrer ebenso aufopfernden guten, teuren Elise (Junge), die wohl auch ihren letzten Blutstropfen für mich gäbe, könnte sie ihn mir dadurch wiederschenken.

Spät am Abend kam der eine Wärter, ein Diakon aus Duisburg, von Endenich zurück und brachte mir die Nachricht, daß Robert glücklich angelangt sei, dort gleich ein paar sehr hübsche Zimmer parterre erhalten und noch am Abend ein Bad genommen habe. Bis Köln sei er ruhig gewesen, von da an aber unruhig geworden; indem er immer gefragt, ob man nicht bald ankommen werde. Es war aber auch keine Kleinigkeit für ihn, nach solchen Tagen der furchtbarsten Leiden 8 Stunden im Wagen ruhig sitzen zu müssen, wo er beinahe 8 Tage nicht in die Luft gekommen war! —

* Claras Mutter war auf die erste Nachricht von Schumanns Erkrankung nach Düsseldorf geeilt.

Sonntag, den 5. März, kam Joachim von Hannover, mich einige Tage zu besuchen. Der gute Mensch! wie rührte mich dies! Er war am Morgen mehrere Stunden bei mir, wo wir natürlich nur immer von ihm, dem Teuersten, sprechen. Nachmittag und abends entschloß ich mich, mit Joachim zu musizieren; wir machten Musik von Ihm . . . .

Montag, den 6. März, fing ich wieder an, meine Stunden zu geben! ach, es war auch ein schwerer Kampf! aber einesteils fühlte ich, daß nur angestrengte Tätigkeit mich jetzt erhalten könne, und anderntels hatte ich ja doppelte Verpflichtung, zu verdienen . . . .

Um 11 Uhr kam Joachim, und da gingen wir mit ihm, Brahms und Dietrich „Das Glück von Edenhall“ und „Des Sängers Fluch“ von Robert durch. Es ergriff uns alle tief! . . . .

Um 6 Uhr kam Hasenclever von Endenich zurück, brachte mir das schon erwähnte Blümchen und erzählte mir, wie sehr ihm die Anstalt gefallen! man sieht das ganze Siebengebirge vor sich liegen. Robert hat die Morgensonne in seinen Fenstern und die Aussicht nach dem Kreuzberge. Der Arzt hatte Robert sehr liebevoll empfangen und ihm einen Wärter für sich allein gegeben, den er gleich lieb gewann.

Abends musizierten wir, Joachim und ich, wieder bei Frl. Leser (bei mir zu Haus konnte ich mich nicht dazu entschließen) bis 9 Uhr, wo Joachim abreiste. Der gute, treue Mensch hatte Sonnabend abend im Konzert spielen müssen, reiste gleich darauf die Nacht durch hierher und nun diese Nacht wieder hindurch. Wir spielten Roberts dritte Sonate in A-moll*, und heute haben wir beide sie erst so recht mit dem Animus gespielt, wie es sein muß. Ich hatte sie schon früher in mich aufgenommen, aber Joachim konnte sich noch das letztemal in Hannover gar nicht recht hereinfinden.

---

* Ungedruckt. Komponiert am 21.—31. Oktober 1853. Clara hatte sie mit Joachim in Hannover zuerst am 20. Januar 1854 gespielt.

Heute war er begeistert und ich mit. — Es ist das einzige, was mir Linderung schaffen kann — seine Musik! da gehe ich darin auf, sie ergreift mich aufs tiefste, lindert aber doch auf Minuten meinen Schmerz, der dann freilich um so lauter wird, wenn ich fertig bin, dann fühle ich doppelt die Wucht des harten Schicksals, ihm nicht mehr die Hand in Verehrung drücken zu können, nicht mehr ihm selbst es sagen zu können, wie sehr seine Werke mich begeistern.

Dienstag, den 7. März, kam der Dr. Frege von Wiesbaden, nur um mich zu sehen und mir seine Hilfe und Stütze anzubieten, wenn ich ihrer irgendwie bedürfen könnte. Es rührte mich diese Freundschaft tief ..... Briefe die Menge kamen mir von allen Seiten! Die Leute scheinen durch übertriebene Zeitungsnachrichten die Krankheit für schlimmer noch anzunehmen, als sie ist. Es war schrecklich für mich, immer diese Briefe, die alle Wunden wieder neu bluten machten! aber wußte ich wohl immer, daß Robert bei der Hochhaltung als Künstler die Verehrung aller, die ihn näher kannten, genoß, so hatte ich es mir doch so nicht vorgestellt, denn eine solche Teilnahme, wie sein Unglück findet, kann wohl kaum einem Manne mehr gezollt werden. Ich sagte oft zur Mutter, wüßte er das, er müßte wahrhaftig dadurch von seiner Schwermut geheilt werden. Der Gedanke erschüttert mich immer so sehr, daß dieser Mann, der solch eine Verehrung genießt, an Schwermut erkranken konnte und sich einbilden, er sei kein guter Mensch! . . .

Mittwoch, den 8. März. Ich habe schreckliche Nächte immer! kann gar nicht schlafen oder liege nur so in Halbschlaf, wo mich dann lauter schreckliche Bilder umschweben — immer sehe und höre ich ihn ...... Noch habe ich keine Nachricht, wie es Robert geht. Wasielewski in Bonn versprach mir bei seinem Hiersein, sich täglich in Endenich erkundigen und mich benachrichtigen zu wollen, und nun weiß ich schon seit Sonntag nichts von ihm ..... Herr Grimm kam heute von Hannover, um hier zu bleiben.

Donnerstag, den 9. März. Noch immer keine Nachricht! endlich, am Freitag, den 10. März, kam sie, aber ach so wenig für mein Herz! sein Zustand war noch ziemlich derselbe, nur etwas ruhiger im ganzen...... Viele Besuche erhielt ich von allen Seiten...... Sonnabend, den 11., Juliens Geburtstag!... die Kinder, anstatt mir Trost zu sein, regen mich nur noch immer mehr auf, denn dann denke ich immer: die armen Kinder hatten solch einen Vater, und nun haben sie ihn vielleicht auf immer verloren.... Wieder Nachricht vom Robert, aber ebenso wie die vorige. — Sonntag, den 12. März, machte ich allein einen Spaziergang über Bilk und die Felder! Die Leute drangen alle so sehr in mich, ich müsse spazieren gehen, so wollte ich denn wenigstens einen seiner Lieblingsspaziergänge machen und ging deshalb allein — ich wollte ganz ohne alle Störung allein bei ihm sein. Die Sonne schien so herrlich! immer dachte ich, ob er sie wohl auch sieht, ob er dann gar nicht an mich dächte — ich meinte immer, er müsse mich fühlen! viel geweint habe ich auf dem Spaziergange! ich hatte ihn noch mit ihm gemacht, als er schon die Gehörsaffektionen hatte.

Montag, den 13. März, fuhr die Mutter nach Endenich — sie wollte das Ganze dort einmal sehen und mit dem Arzte selbst sprechen, auch ihn darum bitten, daß er selbst mir regelmäßig alle 8 Tage Nachricht gebe.

Von Dublin erhielt ich heute Zeitungen; die Peri wurde dort zum zweiten Male und mit noch weit größerm Beifall aufgeführt als das erstemal. Die Blätter sprechen mit großer Verehrung von Robert! — Nachmittag kam Brahms und spielte mir die Sonate von Cohn vor. Er hat offenbar ein musikalisches Gemüt, große Intentionen, aber er muß noch tüchtig Harmonie studieren... Abends kam die Mutter sehr beruhigt zurück. Sie erzählte, der Arzt sei ein lieber, herzlicher Mann, die Anstalt nicht etwa ein großes Gebäude... sondern einige im Garten zerstreut liegende Häuschen, höchst nett und gemütlich eingerichtet, ein großer schöner

Garten und das ganze Siebengebirge davor. — Roberts Zustand war noch ziemlich derselbe; er lag meist auf dem Bett, ging aber täglich zweimal spazieren und unterhielt sich wohl freundlich mit den Ärzten, wenn er nicht die Beängstigungen hatte. Der Arzt versprach regelmäßige Nachrichten. Dienstag, den 14. März. Ich vegetiere nur so von einem Tage zum andern; gehe jetzt täglich gezwungen etwas spazieren, aber mit welchem Herzen! Mittwoch, den 15. März. Besuch von Hiller .... er meinte ... ich solle nach Köln ziehen, dort könne ich mehr verdienen als hier ... ich lehnte natürlich entschieden ab, ich sagte Hiller, daß ich die mir teuer gewordenen Räume nicht verließe ohne gewichtigen Grund, als einige Stunden mehr .... daß ich es ferner meines guten Mannes unwürdig fände, einen Schritt zu tun, der ihn als Familienvater in ein falsches Licht der Welt gegenüber stellen würde, denn man müßte ja glauben, er habe mich aller Habe entblößt zurückgelassen, was ja durchaus nicht der Fall ist. Nein, läßt ihn Gott bald wieder genesen, so soll er alles, wie er es verließ, wiederfinden, und sollte es nicht sein, sollte er bis zum Herbst nicht hergestellt sein, so gehe ich in jedem Falle am allerwenigsten nach Köln ...

Donnerstag, den 16. ... Heute morgen fand ich einige Blätter in Roberts Schreibtisch, die er in den letzten Tagen seines Hierseins geschrieben! Sie erschütterten mich furchtbar .... ich sah daraus, daß er, fragte er gleich nicht nach mir, doch immer meiner gedacht hatte. Ich hatte heute etwas bessere Nachrichten ... Ich spielte heute dem Brahms — Grimm und Dietrich sangen — den ersten und zweiten Teil des „Faust" vom Robert ...... Ich war wieder tief ergriffen — der Mann, der das geschaffen, war ja mein und jetzt mir so furchtbar entrissen. Freitag, den 17. März. Wieder ziemlich befriedigende Nachrichten von Wasielewski, d. h. die Zustände wechseln immer ....

Ich habe nun so lange Zeit keinen Ton geübt, wenn ich aber vom Robert spiele, ist's mir, als ob ein höheres Wesen meine Finger

leitete; ich fühle sie nicht mehr, und ist es mir, als würde mein ganzes Sein Musik . . .

Freitag, den 18., erhielt ich einen Brief von Paul Mendelssohn, der mich tief ergriffen hat. Er schreibt, er fühle sich als Bruder des verewigten Felix, der ja unser warmer Freund war, berechtigt und gedrungen, mir seine Hilfe anzubieten, und nicht ich müsse ihm danken, sondern er würde es mir danken, nähme ich sie an, denn er handle nur im Sinne seines Bruders und bäte mich deshalb um mein Vertrauen zu ihm als Freund. Dabei schickte er in diskretester Weise ein Kreditiv auf 400 Taler, nach meinem Belieben zu erheben oder nicht. — Lange überlegte ich* — zurückweisen mochte ich ein auf so zarte und freundschaftliche Weise gemachtes Anerbieten nicht, auch fühlte ich, daß ich meinen Kindern es schuldig war und vor allem ihm, daß ich nicht voreilig eine Hilfe, in so durchaus nobler Weise geboten, von mir weise! ich konnte ja unbeschadet meiner Ehre, das Papier liegen lassen, ohne es zu benutzen, und es ihm später einmal wieder zurückgeben, vor der Hand war es doch eine Hilfe. Robert kann länger zur Genesung bedürfen, als wir alle jetzt hoffen . . . wäre nicht auch der Fall denkbar, daß Robert in 3—4 Monaten so weit hergestellt wäre, dann aber eine Erholungsreise machen müßte . . . kurz, ich schrieb . . . in herzlichster Weise, daß ich vor der Hand das Papier behalte als etwaigen Notbehelf, daß ich aber jetzt nicht in der Lage wäre, es zu bedürfen . . .

Nachmittag dritten Teil des „Faust“ vom Robert durchgegangen. Der geliebte, teure Mann, in seinen Werken schafft er mir selbst die schönste Linderung meiner Schmerzen! Abends spielte Brahms mir mit Becker eine Sonate von Grimm vor, der ein sehr talentvoller

* Eine kurz zuvor ihr von andrer, auch nah befreundeter Seite in bester Absicht, aber für ihr Gefühl verletzender Form zur Verfügung gestellte Summe, hatte sie, ohne sich zu besinnen, freundlich dankend zurückgeschickt.

Komponist ist, was man besonders bei seinen Liedern, die mir Brahms neulich einmal zeigte, herausfühlt . . . .

Montag, den 20. März. Nachrichten von Dr. Peters (Assistent des Dr. Richarz), daß Roberts Befinden im ganzen wohl besser sei als im Anfang, daß aber die Beängstigungen noch oft wiederkehren, wo er dann unruhig im Zimmer auf und ab gehe und zuweilen auch niederkniee und die Hände ringe. . . . Ich weinte den ganzen Tag heute! manchmal habe ich gar keine Tränen mehr, dann wieder unaufhaltsam.

Dienstag, den 21. Nachmittag kam Dr. Hasenclever mit den jungen Musikern, und da gingen wir wieder den ersten und zweiten Teil des „Faust" durch. Abends Symphonieprobe von Roberts zweiter Symphonie . . . . . alle gingen in die Probe, ich blieb allein mit meinem tiefen Schmerze in Roberts Zimmer; seine Variationen erlabten etwas mein krankes Herz, nachher brach aber der Schmerz um so heftiger hervor. Die Variationen sind so rührend wehmütig — ach, er litt ja schon so schwer, als er sie schrieb! —

Mittwoch, den 22. März. Freundliches Anerbieten von Dr. Härtel, für mich und die Kinder in Leipzig ein Konzert zu geben. Ich lehnte es natürlich gleich entschieden ab . . . Konzert lasse ich niemand für mich geben, das tue ich selbst, wenn ich es bedarf . . . Aber rührend sind wahrhaftig alle die Freundschaftsbeweise, und solche Freundschaft muß man recht als einen Segen betrachten . . .

Donnerstag, den 23. März. Nachmittag Neujahrslied, 4-händiges spanisches Liederspiel und Ouvertüre zu „Hermann und Dorothea" vom Robert mit den jungen Herren durchgespielt . . .

Sonntag, den 25., kam der gute Avé Lallement aus Hamburg, nur um mich zu sehen und mir seine Hilfe und Rat anzubieten, wenn ich derselben bedürfen sollte. Das war doch wirklich recht ein Freundschaftsbeweis . . . Er sagte der Mutter, er habe eine Summe zu meiner Verfügung bei sich. Ich ging natürlich ebenso-

wenig wie bei den andern Anerbietungen darauf ein, obgleich er mir diese Sache von einer Seite darzustellen suchte, wie sie sehr schön und nobel war. Er sagte, Robert hat sein ganzes Leben für uns Musiker gewirkt, hat uns die schönsten Stunden des Lebens dadurch geschaffen, hat sich durch dieses stete Wirken krank gemacht; jetzt haben wir die heilige Pflicht, für seine Genesung wenigstens äußerlich alles zu tun, was wir können, und für die Erhaltung seiner Familie ebenso zu sorgen . . . .

Sonntag, den 26. Abends spielte mir Brahms bei der Leser sein neues ganz geniales Trio* vor, verstanden aber habe ich es noch nicht vollkommen. Ich kann mich noch immer nicht recht mit dem vielen Tempowechsel in seinen Sachen befreunden, und dazu spielt er sie so willkürlich, daß ich heute z. B., trotzdem, daß ich nachlas, ihm nicht folgen konnte, ebenso war es für die Mitspieler sehr schwer, darin zu bleiben. Es sind aber herrliche Sachen in diesem Stücke! — Brahms war eben nicht sehr liebenswürdig gegen mich, wie er denn überhaupt, wie mir scheint, durch die furchtbare Anbetung von den andern jungen Leuten verdorben wird, denn er äußert sich oft über Dinge in einer Weise, wie ich es z. B. von meinem Robert nie ähnlich gehört. Ich fürchte, er wird so noch oft ankommen, wie man sagt. Dies tut mir aber sehr leid, und doch hätte ich nicht den Mut, es ihm zu sagen! — Montag, den 27. März, keine so guten Nachrichten vom Arzt — ich in Schmerz aufgelöst! — Abends spielten wir der Mutter Roberts 3 Trios vor . . . Dienstag, den 28. März, reiste die Mutter nach Berlin zurück . . . Brahms und Grimm gingen auch nach Köln heute zur 9ten Symphonie, die ersterer noch nie gehört . . . . . . Freitag, den 31. März, Brahms und Grimm waren in Endenich gewesen und hatten sich selbst beim Dr. nach Robert erkundigt. Er war bedeutend ruhiger und verlangte wohl nach Blumen, die er in Düsseldorf

* H-dur.

immer gehabt habe. Ach, ich war wieder so aufgeregt dadurch, denn ich dachte, sollte er, wenn er der Blumen, die er hier hatte, gedenkt, nicht auch meiner gedenken? und warum fragte er denn niemals nach mir? warum verlangte er nie nach Nachrichten von mir? oder verschloß er die Sehnsucht in sich? wie schrecklich dann? was litt er dann? Ach, wenn mir die Gedanken alle so kommen, dann ist's schrecklich. April. Ein neuer Monat! wie viele werden noch anbrechen, bevor ich ihn wiedersehe? ach, Gott, erbarme dich meiner, ich fürchte, ich gehe unter im Schmerz.

Sonnabend, den 1. April. Reimers kam heute von Bonn und brachte recht beruhigende Nachrichten. Robert sucht oft Veilchen im Garten und freut sich darüber. Der Arzt meint, er gewinne allmählich Interesse wieder für Andres.... 3. reiste Reimers zurück, ich gab ihm ein schönes Bukett für Robert mit. ... Freitag, den 7., kam Wasielewski, keine so gute Nachricht.... doch ich denke, daß er 10 Tage ganz ruhig verbracht, ist doch gewiß schon ein Schritt zur Besserung. — Nach meinen Blumen hat er gar nicht gefragt. 10. April. Dr. Hasenclever ist in Bonn gewesen und brachte mir Nachricht, die mich ordentlich neu aufleben ließ.... Der Arzt sagt, was in der kurzen Zeit (ach, wie so lang für mich) nur zu hoffen gewesen wäre, das wäre erreicht, — der erste Schritt zur Besserung! O Gott, wie danke ich dir für diesen Lichtblick in mein Unglück!... Der gute Brahms zeigt sich immer recht als ein tieffühlender Freund! er spricht es nicht viel aus, aber man sieht es an seinen Gesichtszügen, seinem sprechenden Auge, wie er mit mir um den Geliebten, den er ja so hoch verehrt, trauert. Überhaupt ist er auch darin so liebenswürdig, daß er jede Gelegenheit aufsucht, mich durch irgend etwas Musikalisches aufzuheitern. Von einem so jungen Mann muß ich das Opfer doppelt anerkennen, es ist gewiß ein solches von jedem, der jetzt viel mit mir verkehrt... 12. April. Abends las ich die alten Briefe, die wir, Robert und ich, uns von 1831—1837, wo wir uns einander auf ewig verbanden, geschrieben.

Wie sehr regte mich das auf! was haben wir doch um einander gelitten! .... 14. April. Endlich heute spielte ich einmal wieder für mich allein! oft habe ich das Klavier geöffnet und immer wieder geschlossen, es war mir dann immer so weh ums Herz, daß ich nicht konnte. Brahms' neues Trio, welches ich mit Wasielewski und Reimers, die beide zu den Feiertagen herkommen wollen, spielen will, zwang mich zum Studieren.... Den 16. April. Ich fühle mich recht unwohl, kann gar nicht schlafen die Nächte, schlafe ich, so träume ich so unaufhörlich vom Robert. .... Diese Nacht hörte ich ihn mehrmals seufzen, so natürlich, daß ich nach seinem Bette hinsehen mußte, mich zu überzeugen, daß er es nicht war..... 17. April. Der Arzt schreibt ... meine ihm gesandten Blumenstöcke habe er mit Wohlgefallen betrachtet, gelächelt und mit dem Kopfe genickt, ohne aber eine Äußerung zu tun. Mein Robert, solltest du nicht an deine Clara gedacht haben? ... — Gestern morgen hat er sich sehr erfreut gezeigt, ganz in der Nähe seines Zimmers die Nachtigallen schlagen zu hören. .... Wie freue ich mich, daß er die Nachtigallen hört. .... Hier sollen sie auch schon sein, ich hörte aber noch keine. .... Joachim überraschte mich heute morgen [in Begleitung von Hermann Grimm] .... Wir spielten sogleich das Brahmssche Trio, das Joachim noch nicht kannte. Wie spielte er das gleich vom Blatt, ohne einmal zu fehlen! jetzt hörte man das Trio erst recht ordentlich! .... Am Abend wiederholten wir das Trio, und nun ist mir alles ganz klar darin..... Außerdem spielte Joachim seine neuen 3 Charakterstücke..... Wir schlossen unsre Musik mit Roberts reizenden humoristischen Phantasiestücken mit Violine und Cello..... Ach, ich dachte immer dabei an ihn und frug mich immer, wie es nur möglich sei, daß ein so heiterer Geist, ein so neckischer Humor der Schwermut anheimfallen könne. — 18. April ... ich spielte mit Joachim Roberts Manuskript A-moll Sonate — mit gleicher Begeisterung als damals vor 6 Wochen. Abends .... [spielten wir Roberts] D-moll Sonate, die uns alle aber so ergriff,

daß wir nichts weiter spielen mochten. .... 21. April. Brahms brachte mir drei Stücke, worunter auch seine sehr geistvolle „Erinnerung an Mendelssohn“. — Heute kam auch eine Einladung des Rotterdamer Festkomitee zum Musikfest an Robert! ach, der Arme, nicht einmal schicken darf ich ihm dieselbe! .... 22. April. Heute sind es nun schon 7 Wochen, daß mein geliebter Robert abreiste .... mein Robert, ich dächte, du müßtest es fühlen, wie ich deiner gedenke! Wie ich deinen teuren Namen so unzählige Male jeden Tag ausspreche..... Alles von dir ist mir ja so heilig! Mit wahrer Ehrfurcht gehe ich an deinen Musikschrank! .... Dein Schreibtisch ist immer mit frischen Blumen geziert, so wie du es gern hattest. .... 23. April .... heute nachmittag .... spielte ich mit Brahms und Grimm das Requiem vom Robert, ach, wie ergreifend ist das! wie herrlich und fromm empfunden! .... Später abends spielte ich den Karneval und — die Papillons! Da ging die ganz alte Zeit wieder an mir vorüber! — ... Gestern spielte die Milanollo hier — ich konnte mich trotz allen Zuredens nicht entschließen, sie zu hören — mein Herz ist tot jetzt für alles andre. .... Vor 14 Tagen etwa erhielt ich einige Zeilen von meiner Schwester Marie, ... 25. April. Der Nachsatz in dem Briefe (des Arztes) „es lasse sich jedoch noch immer keine sichere Aussicht auf einen günstigen Ausgang der Krankheit eröffnen, wie ich zu glauben schiene, auch könne man nicht eher einige Hoffnung zu einer Wiederherstellung hegen, als bis Robert die guten Stimmungen mehrere Wochen dauernd gehabt,“ hat mich ganz zu Boden geschmettert ... aller Mut ist von mir gewichen, denn keinen Augenblick hatte ich ernstlich an einer Wiederherstellung gezweifelt, wohl hatte ich gefürchtet, es möchte lange dauern, aber an einen gänzlich unglücklichen Ausgang der Krankheit glaubte ich nicht .... ich bin wie gelähmt, alle Tatkraft ist von mir gewichen, wie soll ich mit solcher .... Hoffnungslosigkeit noch arbeiten! ... 27. April. Wasielewski war am Montag hier — er war herzlos genug, beinahe den ganzen Tag hier zu sein, ehe er zu mir kam; dann traf

er mich nicht .... und so habe ich ihn gar nicht gesehen. .... 28. April. Brahms brachte mir Lieder von sich. Einige darunter sehr eigentümlich! aber alles, was er mir zeigt, sind schon früher komponierte Sachen, — ich möchte wohl wissen, ob er hier gar nichts komponiert oder ob er etwas Größeres vielleicht vor hat. 30. April ... ich bekam sehr schlechte Nachrichten durch Reimers, mein armer Robert leidet seit mehreren Tagen wieder unausgesetzt an Gehörsaffektionen und einem tiefen Insichgekehrtsein. .... Der heutige Tag verging sehr still, ich nahm keinen Besuch, nicht einmal von Brahms an — ich konnte nicht! — .... 7. Mai. Heute abend kam Brahms, Grimm und Dietrich und außer Frl. Leser auch Frl. von Noville und Wittgenstein. Herr Brahms hatte mir versprochen, ersterer einige seiner Kompositionen vorzuspielen. .... Er spielte viel, und mit immer neuer Bewunderung höre ich ihm immer zu. .... Ich sehe ihn auch so gern beim Spielen! Hat sein Gesicht schon an und für sich einen edlen Ausdruck, so veredelt es sich beim Spielen doch noch viel mehr! .... dabei bleibt sein Spiel immer ruhig, d. h. .... seine Bewegungen sind immer schön, nicht etwa wie bei Liszt und andern. .... Ein Zufall führte Frau Seeburg und Frl. Salomon* aus Leipzig diesen Abend hierher — sie blieben ein wenig. .... Ich habe seit einigen Tagen angefangen, Roberts Buch über Musik und Musiker zu lesen, ganz von Anfang an .... welch ein herrlicher Mensch er doch ist! ach, ich weiß ich es längst, muß es aber immer wieder von neuem empfinden und aussprechen. .... 8. Mai. Brahms ... spielte mir wieder vieles vor, von Schubert A-moll-Sonate, von Weber Rondo aus der D-moll-Sonate, von Clementi einen Satz, und alles das auswendig! ich bin immer voller Bewunderung über den großen Geist in diesem kleinen Menschen! .... 9. Mai. Herrn Brahms überschickte

* Die Eindrücke, die Hedwig Salomon bei diesem Besuch empfing, sind wiedergegeben in jenem „Fliegenden Blatt“ aus Düsseldorf vom 7. Mai 1854. Vgl. „Eine Glückliche. Hedwig von Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern.“ S. 114 ff.

ich heute zur Erinnerung an den 7. (seinen Geburtstag) Roberts Schriften. — ich dachte, Robert würde auch so gehandelt haben! .... 11. Mai. Herr von Sahr, der gestern hier angekommen, besuchte mich heute. Er wird wohl einige Wochen hier bleiben ... 13. Mai. .... Brahms ... spielte seine F-moll-Sonate, von der ich den letzten Satz noch nicht klar verstehe, das andre aber herrlich finde, d. h. hie und da harte Stellen ausgenommen; dann Schuberts ... wundervolle B-Dur-Sonate, von der besonders der erste und zweite Satz ganz entzückend schön ist .... Brahms spielt die Schubertschen Sachen aber auch wundervoll, besonders die Sätze, die er im Tempo nicht übertreiben kann — sonst tut er das wohl gern! Herrn von Sahr finde ich außerordentlich still, was einem ganz besonders Brahms und Grimm gegenüber auffällt. Letztere beiden können lustig wie die Kinder sein! 14. Mai. Gott sei Dank, wieder gute Nachrichten von meinem geliebten Manne. Nun sind es 14 Tage, die er ganz ruhig ohne Störung verbracht. .... 16. Mai. Ach, welch trauriger Morgen brach heute wieder für mich an. Die Nachrichten vom Arzt waren mir in vieler Hinsicht so schmerzlich! Noch immer zeigen sich die Gehörstäuschungen und irre Reden. .... Das allerschmerzlichste aber ist mir, daß er selbst, wenn er von Düsseldorf spricht, wohl Hasenclevers erwähnt, aber meiner mit keiner Silbe! Sollte er an meiner Liebe zu ihm zweifeln, weil ich mich bereden ließ, von ihm zu gehen? ach, Robert, meine Liebe ist ja so unendlich, daß du sie ja fühlen mußt! .... Ach hätte ich nur erst das Wochenbett hinter mir, dann muß ich etwas unternehmen — dies Leben halte ich nicht aus! — ich muß auch sehen, etwas zu verdienen, das Leben kostet doch gar zu viel, und Roberts Kasse schmilzt dabei immer mehr. Mein Hauptstreben geht jetzt dahin, das zu verdienen, was Roberts Krankheit kostet. Schenkt ihm der Himmel Genesung, so soll er aber auch dann durch nichts an diese unselige Zeit erinnert werden. .... Könnte ich doch nur jetzt schon etwas tun! es ist recht traurig, wie nichtstuend ich die Zeit verbringen muß. .... Brahms spielte

mir heute wieder Roberts Fis-moll-Sonate vor, ich war aber so tief betrübt, daß mich selbst nicht die Musik zu zerstreuen vermochte — es war ein schlimmer Tag heute! .... den 19. Mai. Brahms spielte mir die A-moll- und D-dur-Sonaten von Schubert, über die ich eben in Roberts Schriften* Herrliches gelesen, und die B-dur-Sonate von Clementi ... Nachdem spielten wir noch eine Phantasie und eine Sonate von Mozart und die ewig geniale Ouvertüre zum „Sommernachtstraum". Das war viel Musik auf einmal, aber sie ist mein einziges Labsal, und dann sind es ja nur Du, mein Robert, und deine Lieblinge, die wir pflegen! — 20. Mai. Ich leide jetzt sehr viel körperlich! Meine Nervenabspannung ist so groß, daß ich immer liegen möchte .... ich kann wenig tun und bin nur froh, wenn ich meine Stunden geben kann. .... Ich las heute die „vier Stimmen über das Beethoven-Monument"** und über die Melusinen-Ouvertüre von Mendelssohn*** sowie nochmals über die Schubertschen Sonaten. Wie herrlich stellt Robert diese drei ... doch immer hin. .... Mein Robert errichtet sich selbst mit diesen Schriften ein Denkmal, wie er es nicht schöner außer seinen musikalischen Werken tun könnte. Ich bin ganz glücklich über diesen Schatz, den er da der Welt geschenkt. Ach wie mit so tiefster Trauer erfüllt es mich, daß dieser große seltene Geist jetzt so erliegen mußte! o Himmel, laß ihn sich wieder erholen und wieder zur Freude und Belehrung der Menschen wirken! ich meine, seine Kraft kann noch nicht erschöpft sein! .... 23. Mai bekam ich wieder Nachricht vom Arzt, — leider immer dieselbe. .... Ach, ich fange an ganz auf bessere Nachrichten zu resignieren! ich verbrachte den heutigen ganzen Tag in stummem Schmerze. 24. Mai. Sehr unwohl. Nachmittag riß mich die Musik etwas heraus. Ich probierte mit Brahms bei Klems 3 Sätze einer

* Schriften. 4. Aufl. I S. 175 ff.
** Schriften. 4. Aufl. I S. 251 ff.
*** A. a. O. I S 181 ff.

Sonate von ihm für 2 Klaviere*. Diese kamen mir wieder ganz gewaltig vor, ganz originell, großartig und dabei klarer als Früheres. Wir spielten sie zweimal, und Sonntag will ich sie ihm mit Dietrich vorspielen, damit er von weitem den Zusammenklang der Instrumente beurteilen kann. Er und Grimm kamen dann noch mit zu mir. Brahms spielte mir noch Schunkes an Robert dedizierte reizend zarte, geistreiche Sonate vor .... und dann spielte ich meine Variationen über Roberts Thema, die mich aber schrecklich traurig stimmten, denn gerade ein Jahr ist es, daß ich sie komponierte und so glücklich in dem Gedanken war, ihn damit zu überraschen. Dies Jahr muß ich seinen Geburtstag allein verleben, und er weiß ihn nicht einmal! .... Wir spielten noch vierhändig die Bilder aus Osten und Ouvertüre, Scherzo und Finale vom Robert. Es spielt sich nicht leicht mit Brahms; er spielt zu willkürlich — auf ein Viertel mehr oder weniger kommt es ihm gar nicht an .... 25. Mai. Liszt sandte heute eine an Robert dedizierte Sonate und einige andre Sachen mit einem freundlichen Schreiben an mich. Die Sachen sind aber schaurig! Brahms spielte sie mir, ich wurde aber ganz elend. .... Das ist nur noch blinder Lärm — kein gesunder Gedanke mehr, alles verwirrt, eine klare Harmoniefolge ist da nicht mehr herauszufinden! Und da muß ich mich nun noch bedanken — es ist wirklich schrecklich. .... 27. Mai. .... Spaziergang in den reizenden Wald (von Eller), wo ich vor einem Jahr zum ersten Male mit meinem geliebten Manne war. Ich dachte seiner ach so viel und sprach den ganzen Weg mit Brahms von ihm; überhaupt mit Brahms spreche ich am liebsten vom Robert, erstlich weil Robert ihn vor allen liebt, und dann hat er bei aller Jugend ein mir so wohltuendes Zartgefühl! Der ganze Mensch ist eine gar bedeutende Erscheinung, einesteils weit über sein Alter hinaus in seiner Bildung und anderenteils wieder so ganz kindlich in seinen

* Die erste Gestalt des D-moll-Konzerts, vgl. Kalbeck, Brahms I S. 172ff.

Empfindungen..... Man lernt ihn immer mehr hochhalten und lieben! Robert hat ihn gleich so recht erkannt, wie er ist. 28. Mai. Nachricht von Reimers. Robert war gestern wieder etwas befangen, die Tage vorher aber auffallend heiter, hatte Freude am Spargel, den man ihm brachte, und an Sträußchen, die ihm die Frau Dr. Richarz schenkte. Ach wie beneide ich sie, daß sie ihm Blumen geben konnte! ich kann ihm nicht das kleinste geben! .... Heute spielte ich Brahms' Sonate mit Dietrich diesem vor und dann mit Brahms dieselbe noch einmal. Mit höchstem Interesse und Freude habe ich sie wieder gespielt. — Das ist ein prächtiges Werk! .... Ich spielte Roberts F-moll-Skizze und As-dur-Kanon — beides gelang mir vortrefflich, ich war begeistert im alleinigen Denken an ihn; er hörte ja beide Sachen immer gern von mir! .... 31. Mai reiste Dietrich nach dem Siebengebirge und will auch nach Endenich zum Arzt gehen .... ich könnte Dietrich beneiden, daß er heute nachmittag, wenn auch nur auf Augenblicke, ein und dieselbe Luft mit ihm einatmet. .... Gegen Abend spielte mir Brahms einige wunderschöne ungarische Volkslieder vor, von denen besonders der ungarische Nationalmarsch ganz herrlich ist. .... Ich habe heute an Härtel wegen des Brahmsschen Trio geschrieben, denn ich fürchte, wenn Härtel nicht darauf aufmerksam gemacht wird, daß das kein Werk, welches dreie so gleich vom Blatte spielen, er es vielleicht nach solch einer Prima Vista-Ausführung beurteilt und ihm zurückschickt. .... Möchte ich doch dem armen Brahms damit einen Nutzen geschafft haben! ich sage „arm", weil er mir geradezu gestanden, daß er keinen Pfennig Geld habe, so daß er nicht einmal nach Aachen zum Musikfest gehen könne, so gern er einmal ein Händelsches Oratorium (Israel) gehört hätte. Ich kämpfe immer mit mir, ob ich ihm einen kleinen Zuschuß zu leihen anbieten soll. .... 5. Juni. Brahms spielte mir nachmittags deutsche Volkslieder vor. .... Nach Aachen ist er wirklich nicht gereist — er dauert mich — obgleich er mir gestand, daß er nie lustiger sei, als wenn er gar kein Geld habe,

was mich nicht wenig verwunderte. Abends spielte mir Brahms bei Frl. Leser wieder recht viel vor, die D-moll-Sonate von Weber und eine Menge ungarische und deutsche Volkslieder, wozu er immer wieder neue interessante Harmonien macht. 6. Juni. Ich erhielt heute die besten Nachrichten vom Arzt, die ich bis jetzt überhaupt erhalten. Robert war ruhig, ohne Gehörstäuschungen, ohne Beängstigungen, redete auch nicht irre und tat einige Fragen, welche bewiesen, daß er anfängt, sich der Vergangenheit zu erinnern. .... Ach gäbe der Himmel, daß dies endlich ein Schritt der Genesung wäre. .... Heute nachmittag besuchte mich der Bürgermeister Hammers, um mir mitzuteilen, daß vor der Hand der Gemeinderat die Stellung Roberts hier noch nicht als aufgelöst betrachte, sondern ihn noch als städtischen Musikdirektor besolde, solange bis von ihm selbst eine förmliche Kündigung ausgehe oder das Musikvereinskomitee aus eignen Mitteln einen andern Musikdirektor wähle. .... Ich habe jetzt wenigstens die Beruhigung, daß sein Gehalt bis zum neuen Jahr unter allen Umständen fort ausgezahlt wird. — Hammers benimmt sich sehr freundschaftlich gegen uns im allgemeinen. Hasenclever, erzählte er mir, habe im Gemeinderat eine sehr schöne Rede über Robert gehalten. .... 8. Juni .... Als ich heute morgen in meinem Bette lag, nahm ich mir vor, standhaft den Tag zu ertragen, aber auch allein nur in stetem Andenken an Dich, da trat ich heraus in Dein Zimmer, und aller Schmerz brach los! ich sah den Schreibtisch, den ich Dir 13 Jahre in treuester Liebe geschmückt hatte, leer und durfte ihn heute nicht schmücken! .... ich band den Lorbeerkranz um Dein geliebtes Bild, Dein kleiner Schreibtisch stand voll herrlicher Blumen — das ganze Zimmer ist geschmückt von Rosen, doch Du, mein Alles, durch den mir diese Räume so lieb, so heilig, Du fehlst! .... Heute am frühen Morgen schon brachte mir Brahms die deutschen und ungarischen Volksweisen, welche er mir aufgeschrieben ..... Ich sprach ihn nicht, ich möchte niemand heute sprechen.

Wenige Tage darauf, am 11. Juni, kam endlich die ersehnte und gefürchtete schwere Stunde, und die einsame Mutter hielt das unter seelischen und körperlichen Qualen wie nie zuvor erkaufte letzte Pfand der Liebe in den Armen. Es war ein kräftiger gesunder Knabe. Den Leuten erlaubte sie, ihn Felix zu nennen, mit dem Namen, der ihr unter den drei auf dem Standesamt angegebenen Namen, in Erinnerung an Mendelssohn, der liebste war. Aber die Entscheidung darüber und die Taufe wurde aufgeschoben bis Roberts Heimkehr.

Sie empfand es dankbar, daß gerade in den Tagen auch aus Endenich die Nachrichten günstiger lauteten, nicht minder dankbar aber die verdoppelten Bemühungen der treuen Freunde, die in zarten Aufmerksamkeiten und unermüdlicher Hilfsbereitschaft miteinander wetteiferten. Neben Rosalie Leser und Elise Junge vor allem natürlich Brahms, der „getreue", „er sorgte für Labung für mein Herz, er komponierte mir über das innige herrliche Thema, das ich so tief in mich aufgenommen, als ich vorm Jahre die Variationen für den geliebten Robert komponierte, auch Variationen und rührte mich tief durch seine zarte Aufmerksamkeit."

„So bin ich nun von lauter Liebe umgeben und doch so unglücklich!"

„Aber undankbar gewiß nicht", setzt sie hinzu, noch weniger verbittert, wie ihr fromme und unverständige Freundinnen brieflich meinten zum Vorwurf machen zu dürfen. Denn nicht alle, die in diesen Tagen das Freundschaftsrecht der Tröstung in Anspruch nahmen, erwiesen sich zu diesem Liebesdienst berufen. „Es betrübt mich recht sehr", schreibt Clara, „daß fast alle meine Freundinnen* fromm reden, sie schreiben vom Herrn Jesu, und daß er das Kreuz für uns Menschen getragen, deshalb wir auch allen Kummer mit Fassung dulden müssen usw. usw. Für mich kann die Frömmigkeit

* Nicht in Düsseldorf, es handelt sich hier lediglich, wie aus den Tagebüchern unzweideutig hervorgeht, um die Briefe bestimmter auswärtiger Freundinnen. Danach ist die Darstellung bei Kalbeck, Brahms I S. 169 zu berichtigen.

nicht, in dieser Art zu denken und tun (den ganzen Tag heilige Bücher lesen), bestehen. Ich suche meine Pflichten zu erfüllen, suche mein Unglück zu tragen, so gut ich es kann, aber nicht durch Beten und Lesen heiliger Bücher, sondern durch Tätigkeit und das Wirken für andre! Darin finde ich die Kraft und den Mut, noch zu leben, überhaupt."

So trat Clara wieder ins Leben hinaus, so nahm sie das „Kreuz" auf sich und so den Kampf mit den Mächten, die das Beste, was sie hatte, die große heilige Freudigkeit einer starken Künstlernatur, ihr verkümmern und ersticken wollten.

Daß sie aber Siegerin blieb, daß auch in den dunkelsten Stunden, wo auf das Rufen ihrer einsamen Seele durch die Nacht keine Antwort von der Stimme kam, für die alle andern Klänge in ihrem Leben bisher nur der Chor gewesen, sie nie einen Augenblick sich selbst und die Kraft verlor, das Peinliche und Kleinliche des gemeinen Lebens durch Tapferkeit und Größe zu überwinden, das hatte sie, außer ihrem eignen, in harter Schule gereiften und gestählten künstlerischen Gewissen, vor allem den Freunden zu danken, die ihr zur Seite standen, Brahms und Joachim.

Mit letzterm traf sie im Juli in Berlin zusammen, wohin sie sich (am 19.), um in andrer Umgebung sich etwas zu erholen, vor allem aber um ihre dritte Tochter Julchen, für die bei den veränderten häuslichen Verhältnissen neben den beiden ältern Schwestern in Düsseldorf kein rechter Boden mehr war, der Mutter zur Obhut anzuvertrauen. „Joachim schafft mir die schönsten Stunden hier", schreibt sie in jenen Tagen, „ebenso durch seine Kunst wie seine Freundeszusprache." „Auch ist er mir", heißt es an einer andern Stelle, „ein ebenso teurer Freund wie Brahms, und auch zu ihm fühle ich das tiefste Vertrauen, sein Gemüt, sein Empfinden ist so zart, daß er mein leisestes, zartestes Empfinden gleich versteht. Diese zwei Freunde, wie sind sie so recht wie für Robert geschaffen — er kennt sie noch nicht, wie ich! erst im Unglück lernt man seine Freunde kennen."

Wenn sie aber ohnehin sich nur sehr schweren Herzens von den Kindern und dem ebenfalls in Düsseldorf zurückgebliebenen Brahms getrennt hatte und der Gedanke an die vergrößerte räumliche Entfernung von dem geliebten Kranken ihr fast unerträglich erschienen war, so sollten die Nachrichten aus der Heimat, die sie kurz nach ihrem Eintreffen in Berlin erhielt, ihr nun vollends den Boden dort heiß machen.

„Das Herz ist mir zu voll", schreibt sie am 21. Juli, „zu dir, mein liebes Tagebuch, muß ich mich flüchten! ach, aber kann ich es denn aussprechen, wie mir ist! Welch ein Glück hat mir der gütige Gott geschickt. Das erste Liebeszeichen (einige Blumen) wieder, seit fünf Monaten von ihm, meinem Robert! er hat dem Frl. Reumont in Endenich die Blumen mit freundlichem Blicke gegeben, und nachdem sie ihn gefragt für wen? gesagt: sie wisse es schon! . . . Kurz nach den Blumen Roberts kam mir ein rührend herzlicher, freudiger Brief von Brahms — der Mensch hat ein Herz und einen Geist, an dem man sich immer erfrischt und erlabt. Seine Liebe und Verehrung für Robert kann mich oft beglücken, wenn er sie mich so recht unverhohlen in ganzer Innigkeit im Gespräch oder sonst kleinen Zartheiten erblicken läßt."

Kein Wunder, daß unter dem Eindruck dieser Botschaften sie den Berliner Aufenthalt, trotzdem er durch das Zusammensein und Musizieren mit Joachim und die täglich sich freundschaftlicher gestaltenden Beziehungen zu Bettina einen eignen Reiz erhielt, lange vor der geplanten Zeit abbrach, und schon nach 4* Tagen Clara der kaum verlassenen Heimat wieder zustrebte. „Ach, wie war ich beglückt, als ich das teure Zimmer wieder betrat, wieder seinen Schreibtisch, seine Bücher und alles sah; war es mir doch, als sei ich lange fort gewesen, und als habe ich ein Unrecht wieder gutgemacht gegen ihn, den Geliebten, der wieder an mich dachte und mich mit seinem

* Nicht 14 Tagen, wie bei Kalbeck, Brahms I S. 178, zu lesen.

Geiste hier glaubte, während ich in Berlin! Nein ich mußte wieder zurück, nicht eher konnte ich wieder ruhiger werden. . . . „Wie bin ich", heißt es tags darauf, „so ganz anders jetzt, wie hat dies eine kleine Zeichen seiner Liebe mich neu belebt! . . . Mathilde [Hartmann] kam heute von Bonn und hat mir Blumen wieder, Nelken und Rosen, die er eigens für mich gepflückt und dem Frl. Reumont gegeben, gebracht! Ach, sie waren so zart ausgewählt, wie er es sonst immer tat . . . . Mathilde hat ihn auch gesehen . . . sie stand bei Frl. Reumont hinter einer Gardine, und so konnte sie ihn sprechen hören und genau sehen; sie sagte mir, sie habe ihn nie so munter und frisch aussehend gefunden, dabei habe er ganz sein mildes Lächeln gehabt! — Wie beneide ich Mathilde, und doch ich ertrüge es ja nicht, ihn so zu sehen! nein, an seinem Herzen muß ich liegen können, ... ihm sagen dürfen, wie unaussprechlich glücklich ich bin; ach, Himmel, schenke mir dies Glück, ich will gewiß recht demütig bleiben."

In gehobener Stimmung verstrichen auch die nächsten Wochen, und Zukunftspläne eilten einer möglichen Wirklichkeit, ach, sie ahnte nicht wie weit, voraus. Da faßt sie eines Abends auf dem Spaziergang im Gespräch mit Brahms den Entschluß, „Orgel so viel zu lernen, daß ich dem Robert, wenn er genesen, einige seiner Sachen darauf vorspielen kann . . . Der Gedanke machte mir solche Freude, daß ich die halbe Nacht nicht schlafen konnte; an alles schon dachte ich, was ich spielen wollte, und wie ich den Robert in die Kirche locken lassen wollte, und wie er mich dann spielend an der Orgel finden sollte!"

Lektüre — E. T. A. Hoffmann, aus dem Brahms häufig vorlas, bot unerschöpflichen und anregenden Stoff — und gemeinsames Musizieren halfen auch über Stunden der Verzagtheit und des Bangens leichter hinweg als bisher.

Ende Juli gab die Anwesenheit des Münsterer Musikdirektors Müller besondere Anregung zu gesteigerter Hausmusik. „Brahms", heißt es am 30. Juli, „spielte seine Variationen über Roberts

Thema, die mich heute so ergriffen wie noch nicht zuvor — Beethovenscher Geist weht über dem Ganzen.“ Am 31. „nachmittags spielte Brahms seine C-dur- und Fis-moll-Sonate und die Variationen noch einmal. Ich war noch nie so ergriffen gewesen von seinen Kompositionen als heute. Die Fis-moll-Sonate war mir noch nie so klar gewesen bis auf den letzten Schluß, der mir sehr phantastisch erscheint, aber meinen Herzen nicht wohltut. Er meint, er habe damit eine unbefriedigte Sehnsucht aussprechen wollen — es läßt sich dagegen nichts sagen — er wußte sicherlich, was er wollte, und er hat es so empfunden ..... Ein großer Genius ist er, das sagte Robert gleich das erste Mal, als er seine Sachen hörte, und er durchschaute beim ersten Blick, was uns andern Menschen erst nach und nach aufgeht.“ Wenn sie aber fortfährt: „Die Musiker hat der Ärmste freilich fast alle gegen sich, denn sie fühlen seine Überlegenheit“, so mußte sie auch in ihrer nächsten Umgebung nicht selten ihrer Überzeugung nach Ansichten zurückweisen, die dem jungen Freunde zwar nicht das Genie absprachen, wohl aber seine Ausdrucks- und Umgangsformen als unerträglich arrogant anfochten, und ihr warf man vor, daß sie ihm gegenüber „zu wenig ihre Künstlerwürde behaupte.“ „Sie mag wohl recht haben“, schreibt sie nach einer ernsten Auseinandersetzung mit ihrer Freundin Leser über diesen Punkt, „doch ist es mir unmöglich, es zu verbergen, wenn ich von seinen Kompositionen erfüllt bin, und ebenso kann ich einem solchen Künstler gegenüber nicht verhehlen, wie viel höher ich Produktivität (wahre, geniale) als Virtuosität schätze ... Sie meint, ich setze mich oft zu sehr in seinen Augen herab, er sei doch noch so jung, und da dürfe ich es nicht tun. Ich will mich etwas mehr zusammennehmen, obgleich ich überzeugt bin, daß Brahms so oder so immer weiß, wieviel von mir zu halten ist. Dann aber scheint mir beim Künstler nicht das Alter sondern, wie überhaupt bei allen Menschen, der Geist maßgebend, und so denke ich im Zusammensein mit Brahms nie an seine Jugend, sondern fühle

mich durch seinen Geist immer in schönster Weise angeregt und oft belehrt." Wie zur Bestätigung heißt es ein paar Tage später: „Ich hatte ein langes Gespräch mit Brahms, was mich sehr interessierte und belehrte. Er meinte, es gäbe viele Talente, die, wenn es ihnen gesagt worden, daß sie Empfindung oder Originalität haben, an dem Bewußtsein, daß sie es [!] haben, scheitern, weil sie dann danach trachten, immer mehr in der Weise wirken zu wollen und die eigentliche ursprüngliche Kraft und Natur (das unbewußte Schaffen) verlieren. Ich fand das sehr wahr, doch glaube ich dies nur anwendbar auf Talente, nicht auf das Genie, denn letzteres geht, unbekümmert um alles, seinen Weg, folgt nur seinem Gotte! — Solch ein Genie ist auch gewiß Brahms; ein bewunderungswürdiger Mensch überhaupt! — . . . Ich muß doch recht dem Himmel danken, daß er mir jetzt in meinem großen Unglück solchen Freund geschickt, der mich geistig nur erhebt, mit mir den teuren geliebten Mann verehrt und mit mir fühlt, was ich leide. . . ."

Allein, wenn sie auch den täglichen Verkehr mit ihm, und vor allem auch das Musizieren mit ihm, als Trost und Wohltat dankbar empfand, so mußte sie doch in diesen Wochen die Erfahrung machen, daß ihre überreizten Nerven einer Erholung dringend bedurften. — „Die Musik verfolgt mich wie nie", schreibt sie, „sie läßt mich abends nicht einschlafen und beschäftigt mich am Tage oft so, daß ich mich auf einer Zerstreutheit ertappe, wie sie mir sonst nicht eigen ist." — und so entschloß sie sich, vor der großen ernsten Arbeitszeit des Winters noch in einem Seebade Erfrischung zu suchen. Erleichtert wurde ihr der Entschluß dadurch, daß nicht nur ihre Freundin Henriette Reichmann, die, auf der Rückreise nach England im August bei ihr zum Besuch weilend, sich bereit erklärte, sie zu begleiten, sondern auch die treue Rosalie Leser ihr bald nachzukommen versprach.

Trotzdem wurde der Abschied von Düsseldorf, von der Musik, vor der sie floh, und von Brahms, der derweil auf ihr Zureden eine Reise in den Schwarzwald antreten wollte, ihr furchtbar

schwer. Am 10. August brach sie nach Ostende auf. „Hätte ich mich nicht geschämt, nicht nur vor den andern, sondern auch vor mir selbst, ich wäre wahrhaftig auf halbem Wege wieder umgekehrt.“

Ihre Furcht vor der Fremde war nicht grundlos gewesen. Der Musik, von der sie ausruhen wollte, entging sie auch dort nicht, nur daß sie die gute, an die sie gewöhnt war, mit schlechter vertauschte: Brahms mit dem alternden, in Virtuosenmätzchen gänzlich aufgehenden Vieuxtemps, dessen Spiel der Teufelssonate von Tartini trotzdem das Badepublikum zu höchster Begeisterung entzückte, während ein von Clara auf dringendes Zureden eines Musikenthusiasten veranstaltetes Konzert, nur spärlich besucht, den so sehr erwünschten Zuschuß zu den Reisekosten nicht einmal einbrachte. Und doch blieb ihr das Konzert in der Zukunft in freundlicher Erinnerung, denn dieser Abend schaltete in den kleinen Kreis der Treuen und Echten, der aus gleicher Gesinnung und in ebenbürtiger Kraft sich in der Folge um sie schaaren sollte, eine neue „wahrhaft erfreuliche Erscheinung am Kunsthimmel“ ein: Julius Stockhausen*. Er sang 3 Lieder von Schumann: „Stille“, „Mondnacht“ und „Frühlingsnacht“. Im übrigen aber wollte ihr weder die Gesellschaft, das lärmende Badetreiben behagen, noch das Meer, so sehr sie sich seiner auf einsamen Wanderungen freute, recht bekommen, so daß sie die Badekur vorzeitig abbrach und schon am 6. September nach Düsseldorf zurückkehrte, wo inzwischen auch Brahms, der nicht über Ulm hinausgekommen war, sich wieder eingefunden hatte. Außer seinen Briefen, die ihr „die schönste Erheiterung“ gewesen, hatte ihr vor allem in dieser Zeit ein ausführlicher Brief (vom 13. August) des treuen jungen Freundes Grimm über einen Besuch in Endenich eine große und zum Teil auch freudige Erregung gebracht, dessen wesentlicher Inhalt hier einen Platz verdient:

* Sie hatte ihn am 21. August kennen gelernt: „Bekanntschaft des Herrn Stockhausen. Herrlicher Sänger. „Frühlingsnacht“, „Schöne Fremde“ und vieles vom Robert sang er tief ergreifend.“ Das Konzert fand am 26. August statt.

„Vor etwa zwei Stunden war ich in Endenich und sah und hörte Ihren hoch verehrungswürdigen Herrn Gemahl. Nur durch ein halbgeöffnetes Jalousiefenster von ihm geschieden, konnte ich jedes seiner noch so leise hingelächelten Worte, jeden Zug, jeden Blick vernehmen und gewahren. Herr Schumann kam vom Spaziergange heim, in Begleitung eines Dieners, den er gern zu haben scheint und mehrmals freundlich anredete. Bei meinem Eintritt ins Tor ging ihm der Dr. Peters auf dem Hofe entgegen, führte ihn an das Parterrefenster, hinter welchem ich mich verborgen hielt. Herr Schumann hatte den Bonner Friedhof besucht gehabt, wo er wegen der Anmut und Freundlichkeit des Ortes und aus Interesse für einige dort befindliche Monumente seit einigen Tagen gern weilen soll. — Auf die Frage des Dr. Peters, wie er sich befinde, wo er gewesen, was er gesehen, erfolgten sehr klare, freundliche Antworten; aus freien Stücken erzählte er von den Grabmälern Niebuhrs und des Sohnes von Schiller. Verworrenes sprach Herr Sch. gar nicht, der Ton seiner Stimme war, wie sonst, ziemlich leise, nur bei einem Scherze seines Begleiters erhob er ein etwas lauteres, aber auch bald vorübergehendes Lachen; wenn er nicht sprach, so hielt er stets sein weißes Taschentuch mit der rechten Hand vor die Lippen. In seinen Augen konnte ich nichts Irres entdecken — sein Blick war stets offen — gerade auf Dr. Peters gerichtet und so freundlich sanft und milde, durchaus wie früher, — wie ich ihn zuletzt in Hannover gesehen. Im übrigen sah Herr Sch. wohl und kräftig aus — nur scheint er mir etwas zugenommen zu haben — er trug (was mir der Hitze wegen auffiel) dunkle Tuchkleider und eine bunte Weste .... Gehörstäuschungen und Aufregungen sind, wie Sie wissen, seit langer Zeit nicht vorgekommen. Dr. Peters klagt am meisten über Herrn Sch's Schweigsamkeit, die sein inneres Leben sehr schwierig oder gar nicht erforschen läßt — woran er denkt, bleibt Rätsel — daß er aber an Sie, verehrte Frau Sch., oft denkt, scheint dem Dr. Peters durchaus nicht zu bezweifeln.

Nur wechseln seine Anschauungen oft und rasch, und manche Momente bringen Verworrenheit dicht neben klarer Erinnerung. Jene [in einem frühern Briefe des Arztes kurz erwähnte] Äußerung über Beethovens Denkmal ist wörtlich so: Herr Sch. sagt dem Dr. P. die Stadt, die er dort vor sich sähe, sei doch wohl nicht Bonn — worauf Dr. P.: woher? das seien ja die Türme des Bonner Doms? — Herr S: eben darum, er wisse sehr gut, daß neben dem Bonner Dom Beethovens Monument sei. — Das müßte er aber sehen, wenn es wirklich der Bonner Dom sei. — Da haben Sie eine ganz klare Erinnerung dicht neben einer widersinnigen Folgerung. — So hat Herr Sch. vor einigen Tagen behauptet, Köln müsse nach der Südseite hin liegen, und ist bei dieser Meinung beharrlich geblieben . . . Gestern abend hat er seinen Wein getrunken, bei den letzten Tropfen aber plötzlich innegehalten und gesagt, es sei Gift im Weine — und darauf hat er den Rest auf den Boden gegossen. — Schreiben soll er manches, aber so unleserlich, daß weder Dr. Richarz noch Dr. Peters mehr als einzelne Worte entziffern können* — auch soll er noch an dem Kataloge seiner Werke schreiben. — Komponiert hat er in dieser Zeit nicht, — die Lieder, deren Texte er in der vorigen Woche gelesen und als von sich in Musik gesetzt bezeichnet hatte**, müssen in früherer Zeit komponiert sein . . .

* Offenbar auf eine darauf hinzielende Frage Claras schreibt der Arzt am 21. August: „Des theuren Kranken Schrift ist mir unleserlich, nur habe ich soviel entziffern können, daß es sich um Musik handelt.“ Eine Übersendung des Geschriebenen sei unmöglich, da der Kranke „das vorhin Geschriebene fast täglich von Neuem durchsieht.“ Meist sind es nur abgebrochene Sätze. Einmal „Robert Schumann, Ehrenmitglied des Himmels!“

** Bezieht sich auf eine (mißverstandene) Mitteilung des Arztes, Schumann habe aus dem deutschen Liederwald von Scherer verschiedene Lieder abgeschrieben, die er komponiert habe. Aus den Berichten des Arztes aus dieser Zeit sei noch erwähnt: Häufig werde der Patient vor sich hinsprechend und lächelnd angetroffen und beachte häufig den absichtlich geräuschvollen Eintritt des Arztes oder Wärters in sein Zimmer anfangs nicht. Der Wunsch nach Spaziergängen war in der zweiten Augustwoche zuerst von Schumann laut geworden. So besuchte er um diese Zeit den botanischen Garten zu Poppelsdorf, ein andermal das natur-

Ich fragte den Dr. P. (vielleicht etwas indiskreterweise), in wie langer Zeit er für die Genesung hoffe, und erhielt zur Antwort: auf Genesung hoffe er zuversichtlich — das Wann aber könne er selbst nicht vorausahnen, es sei augenscheinlich, daß die Genesung langsam vor sich gehe."

„Was empfinde ich immer dabei, wenn ich höre, daß andre ihn gesehen — ach, es ist der stechendste Schmerz, mein Herz blutet allemal von neuem", hatte Clara unter dem Eindruck dieser Mitteilung geschrieben. Sie ahnte nicht und konnte auch, da gerade die letzten Nachrichten weniger gut lauteten, nicht ahnen, daß ihr zwar kein Wiedersehen, aber doch die Möglichkeit eines Gedankenaustausches mit dem Geliebten unmittelbar bevorstand.

An ihrem Hochzeitstag, dem 12. September, schreibt sie: „Welch ein Tag! heute waren es 14 Jahr, daß ich mit meinem Robert vereint wurde. Zum ersten Male verlebte ich seitdem diesen Tag ohne ihn. Bei ihm war aber doch mein Geist, — ach, und welches Glück sollte mir gerade heute noch werden. Ich bekam einen Brief vom Arzt, welcher mir schrieb, Robert zweifle an meiner und der Kinder Existenz, weil er so lange keinen Brief erhalten. Ich kann nicht sagen, wie mich dies erschütterte! Der Arzt bat mich nun, ihm einige Zeilen zu schreiben, — sie wünschten zu sehen, welchen Eindruck es auf ihn mache. Ach, mir war es erst, als könnte ich es nicht — nur wenig sollte es sein. — Wenig für ein Herz, das 6 Monate so unaussprechlich gelitten! Das war doch gar zu schwer, ich schrieb, aber unter wahren Herzensqualen; konnte ich doch gar nicht ahnen, wie er es aufnehmen würde. Es beglückte mich aber so sehr der Gedanke, daß Robert meine ersten Zeilen wieder gerade zum

---

historische Museum daselbst und sprach seine Freude und Bewunderung über das Gesehene aus. Am 14. August äußerte er den Wunsch, nach Bonn zu gehen und am Gasthof zum Stern vorbeizuspazieren. „Sein Lieblingsausflug ist nach dem s. g. alten Zoll". Auffallend ist andauernd seine große Unbesinnlichkeit; nach einer Stunde weiß er nicht mehr, was er vorher getan.

13. haben sollte! ach, so wußte ich doch, er mußte an mich denken. Ich stand trübe am Morgen auf, doch blieb ich es nicht lange; Brahms, der liebe Mensch, den ich wirklich lieb haben könnte wie einen Sohn, überraschte mich so, daß ich ganz ergriffen war, und zwar mit dem 4händigen Arrangement von Roberts Quintett und dem 2händigen des Scherzos. Ich hatte ihm früher einmal geäußert, daß Robert ein solches Arrangement immer gewünscht, und nun hatte er es während meiner Abreise gemacht. Er erfreute mich ja doppelt, es war ja zugleich eine Überraschung, die er ihm, meinem geliebten Robert, bereitet. . . . Eine große Überraschung gewährte mir das Spiel der Marie und Elise von vier Bildern aus Osten, die sie wundernett spielten. Brahms hatte sie ihnen einstudiert. Es war dies die erste Freude am Morgen gewesen. Ach, hätte Er doch all die Freuden mithaben können. Ich mußte den ganzen Tag immer denken, ob er nun wohl meinen Brief erhalten. Welche Freude sollte mir noch werden, die ich heute kaum zu hoffen wagte! . . . 14. September. Langes Gespräch mit Brahms — er sprach mir vieles über sich, was mich teils mit neuer Bewunderung für ihn erfüllte, teils auch betrübte. Ob wohl die Menschen jemals diese schöne Natur erkennen werden? wird er nicht vielleicht sein ganzes Leben hindurch verkannt dastehen? werden es nicht nur wenige sein, die ihn verstehen? ich glaube es, aber die wenigen werden ihn auch recht verstehen und lieben, wie mein teurer Robert es ja sogleich getan . . . Korrektur meiner Variationen von Härtel. Brahms hat eine schöne Idee gehabt — eine Überraschung für dich, mein Robert! Mein Thema aus alter Zeit hat er in deines mit verflochten — ich sehe schon dein Lächeln! —

Den 15. September. Brief von Robert! Was soll ich sagen, die Hand zittert mir, nun ich darüber schreiben soll; ich kann nur sagen, daß ich aufs tiefste erschüttert war und lange nicht lesen konnte. Das war wieder die liebe Hand, ach, und der herrliche Mensch, in jedem Worte! so mild, so herzlich, wie er nach den

Kindern, nach mir fragt, von meinem Spiel so Schönes sagt! ich mußte mir immer sagen, solch ein Brief kann doch von keinem Kranken sein! ach, was hoffte ich nicht gleich alles. Ich dachte, nun müßte er gleich nach mir verlangen, und bald müsse alles gut sein. Doch bald erfuhr ich, daß es nicht so schnell geht! — Es war mir aber heute, als habe ich nichts gelitten, als sei das ja alles nichts gegen das Glück, das mir heute durch seinen Brief wurde."

Eine schmetternde Lerche, die dem Käfig entronnen, in den blauen Äther emporfliegt und singt und jubelt, als gäbe es keine Erdenschwere und kein Erdenleid!

„Ach, lieber Joachim", schreibt sie in diesen Tagen, „was es Herrliches ist, Künstlerin zu sein, glaubte ich immer zu wissen und weiß es doch erst jetzt recht eigentlich, wo ich doch nur in der göttlichen Musik Leid und Freude so recht aushauchen kann, daß es mir dann oft ganz wohl wird."

Das Auge aber, das an der Erde haftet und die Zeilen jenes Briefes liest, der diesen Jubel weckte, senkt sich zu Boden, und die Schauer der Vergänglichkeit packen einen an. Wie eine Stimme aus dem Grabe ist dieser Brief, aber nicht die eines Auferstandenen sondern eines Begrabenen, der nicht weiß, daß er tot ist. Rührend, kindlich zart, aber kein Lebenshauch ist zu spüren, das einzige, was die müde Phantasie umspielt, ist die Vergangenheit. Die Zukunft ist tot.

„O, könnte ich Euch einmal sehen und sprechen," heißt es, „aber der Weg ist doch zu weit. So viel möchte ich von Dir erfahren, wie Dein Leben überhaupt ist, wo Ihr wohnt, und ob Du noch so herrlich spielst wie einst." Er fragt, wo seine Partiturensammlung und die Manuskripte (wie das Requiem, des Sängers Fluch) hingekommen, „wo unser Album, das Autographen von Goethe, Jean Paul, Mozart, Beethoven, Weber und viele an Dich und mich gerichtete Briefe enthielt, wo die neue Zeitschrift für Musik und meine Korrespondenz. Hast Du noch alle an Dich von mir geschriebenen

Briefe und die Liebeszeilen, die ich Dir von Wien nach Paris schickte? . . . O, wie gern möchte ich Dein wunderbares Spiel einmal hören. War es ein Traum, daß wir im vorigen Winter in Holland waren?" Und dann rekapitulierend in Frageform einzelne in seiner Erinnerung haftende Erlebnisse jener Reise. Wie ein Kind schreibt, das aus seinem Gedankenkreis heraus fragt und das Niveau seines kindlichen Fassungsvermögens auch bei andern voraussetzt; Wichtiges und Unwichtiges gleichwertig und wahllos aneinandergereiht.

Mehr noch tritt dieser Charakter in den beiden folgenden, auch noch im September an Clara gerichteten Briefen zutage, die wieder in der zarten, fast scheuen Innigkeit ihres Tones etwas unendlich Rührendes haben und die um deswillen, da sie zum Herzen sprachen, in Claras Seele freudigste Resonanz weckten, die aber als Dokumente geistigen Lebens peinlichste Empfindungen durch die Reduktion aller Maßstäbe, sowohl hinsichtlich der Auffassung der Menschen und Dinge wie der dafür zu Gebote stehenden Ausdrucksform, erwecken. Die tief innerliche Güte seiner Natur, im Leben durch den Flügelschlag des schöpferischen Genius nicht selten, namentlich für die Fernerstehenden, beschattet und verdunkelt, blüht rührend wieder auf in endlosen Fragen nach Freunden und Bekannten und tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens der Seinen, nicht minder in der Bitte, man möge ihm doch etwas Geld geben. „Oft bitten mich arme Leute, und dann dauert's mich." Aber wenn sie es freudig empfindet, daß er unter den drei Namen des Jüngsten, in Claras Sinne, den Namen „des Unvergeßlichen" als Rufnamen wählt, daß er an seinen eignen inzwischen erschienenen Kompositionen lebhaftes Interesse bekundet und sich nach Brahms' und Joachims Tätigkeit eingehend und herzlich erkundigt, so berührt es doch fremdartig, daß die drei Nachrichten von der Geburt seines Jüngsten, von Brahms' dauernder Übersiedelung nach Düsseldorf und von dem — gelungenen Spiel seiner beiden ältesten Kinder am Geburtstag der Mutter als

vollkommen gleichwertige Freudenbotschaften nebeneinander genannt werden. Auffallend ist vor allem das immer wieder hervortretende Bestreben, Erinnerungen aus der Vergangenheit aufzufrischen in willkürlichster Zusammenstellung: „Nun möchte ich Dich an manches erinnern", heißt es z. B. am 18. September, „an vergangene selige Zeiten, an unsre Reise nach der Schweiz, an Heidelberg, an Lausanne, an Vevey, an Chamouny, dann an unsre Reise in den Haag, wo Du das Erstaunlichste leistetest, dann an die nach Antwerpen und Brüssel, dann an das Musikfest in Düsseldorf, wo meine vierte Symphonie zum erstenmal und am zweiten Tage das A-Konzert von mir, so herrlich von Dir gespielt, mit glänzendem Beifall, die Rhein-Ouvertüre mit weniger glänzendem aufgeführt. Erinnerst Du Dich auch, wie in der Schweiz zum erstenmal die Alpen in aller Pracht sich zeigten, der Kutscher in etwas scharfen Trab geriet und Du etwas ängstlich wurdest? Über alle meine Reisen, auch über die, die ich als Schüler und Student gemacht, habe ich kurze Notizbücher geführt — oder viel besser — willst Du mir die Freude machen, einen Band Deiner Tagebücher zu senden und vielleicht eine Abschrift von den Liebeszeilen, die ich Dir von Wien nach Paris schickte?* Hast Du noch das kleine Doppelporträt (von Rietschel in Dresden)? Du würdest mich dadurch sehr beglücken. Dann spreche ich Dir den Wunsch aus, mir die Geburtstage der Kinder mitzuteilen, sie standen im blauen Büchlein."

Es ist wahr, daß in spätern Briefen, und besonders in denen an Brahms und Joachim, die geistigen Interessen, und vor allem auch eine intensivere Beschäftigung mit seinen eignen und den Kompositionen der Freunde, mehr und mehr aufzuleben scheinen. Aber es ist doch immer nur wie ein Gnadengeschenk, wie ein flüchtiger letzter Sonnenstrahl, der, durch die Wolken brechend, noch einmal trügerisch von einem Tage Kunde gibt, der hinter den Wolken auch schon zur Ruhe geht.

* Vgl. Bd. I S. 255 f.

Schon aus Grimms Briefe hörten wir, welch eine Anziehungskraft auf ihn das Beethoven-Denkmal ausübt, wie er sich in seinen Gedanken damit beschäftigt, und wie es ihm ganz selbstverständlich erscheint, daß der Riese ebenso weit sichtbar sein müsse, wie das Münster mit seinen Türmen, neben dem das Denkmal steht. So berichtet auch ein Brief an Clara: „Eben komme ich von Bonn zurück, immer Beethovens Statue besuchend und von ihr entzückt. Wie ich vor ihr stand, erklang die Orgel in der Münsterkirche."

Es ist, als regte sich da in den Tiefen eine Sehnsucht, als müßte aus Gedanken und Ton in dieser dämmernden Herbstabendstunde wieder etwas blühen zu neuem Leben. Aber es sind nur die Sinne, die klingen wie die Saiten einer Äolsharfe. Der Genius in der Seele des einsamen Wandrers ist ebensowenig fähig, mehr in Tönen zu gestalten wie das Bild von Erz, das ihn aus großen ernsten Augen traurig ansieht.

Fünftes Kapitel.

Verhallender Klang.

1854—1856.

Ein sturmdurchtobter Herbstabend, aus zerrissenem schwarzen Gewölk ein letzter Sonnenstrahl grell über das öde Land huschend, welkes Laub auf steinigem Wege vom Winde getrieben. Am Wege ein Haus, mit hellerleuchteten Fenstern, ein warmer Herd, lachende Kinderstimmen, in allen Räumen ein verklärender Duft und Hauch von Erinnerungen sonniger Tage. Aus dem Hause tritt eine jugendliche Frauengestalt, zieht die Pforte leise hinter sich zu, lauscht noch einmal auf den Kinderjubel und geht allein in den dunkeln Abend hinein, fest und sicher, aufrechten Hauptes und doch wie einer, der eine schwere Last trägt. Hinter ihr im Dunkel versinkt das Haus, verhallen die Kinderstimmen, sie sieht und hört nichts mehr davon; sie sieht nur auf den Weg, der vor ihr liegt, und lauscht auf die Stimme in der eignen Brust, die sagt: „Du mußt." Aber einer andern Stimme Klang hört sie auch. Wie ein verhallender Harfenton fernher der Klang einer wohlbekannten und doch so fremd gewordenen Stimme, einsame herzzerreißende Klage einer zerbrochenen Menschenstimme, die ruft und ruft nach etwas, was verloren ist, auf die sie in Lust und Grauen lauschen muß, sie mag wollen oder nicht. Sie hört sie mitten im hellen Tageslicht im Geräusch der Straße, sie hört sie am Flügel im Konzertsaal, sie hört sie in den einsamen Nächten, wo sonst alles schweigt. Keiner von allen denen, die ihr begegnen, die ihren Tönen lauschen, vernimmt diesen Ton, aber jeder ahnt, glaubt ihn zu ahnen, wenn ihn ein Blick der

dunkeln schwermütigen Augen, die aus dem schmerzgestählten und schmerzverklärten Gesicht wunderbar hervorleuchten, trifft. Jeder fühlt, daß diese Augen die langen Nächte hindurch weinen, und daß die Seele dieser Frau täglich aus tiefen Abgründen des Grauens namenloser Qual und herzzernagender Sehnsucht auftaucht, weil die Pflicht des Lebens sie ruft.

So ist Clara Schumann den Zeitgenossen erschienen, als sie im Herbst 1854 für den geliebten Mann und für ihre Kinder den Kampf ums Dasein aufnahm.

Ende September waren ihre Mittel erschöpft: „Das Geld ist alle", schreibt sie am 30. September, „und ich kann mich nicht entschließen, ein Papier Roberts zu verkaufen. Gott weiß, wie es wird."

Genau zwei Jahre später konnte sie in den Tagebuchaufzeichnungen für ihre Kinder mit schmerzlicher Genugtuung, denn der, um dessentwillen sie doch vor allem das Opfer auf sich genommen, weilte nicht mehr unter den Lebenden, feststellen, daß sie ihres Vaters Kapital während seiner Krankheit um 5000 Taler vermehrt habe, trotzdem in dieser Zeit die ganze Last der Erhaltung des kranken Mannes und der Kinder allein auf ihren Schultern ruhte.

Aber so groß und so tapfer sie, zunächst fröhlichen Vertrauens voll, dann schwankend zwischen Furcht und Hoffnung und schließlich mit dem dumpfen Bewußtsein völliger Hoffnungslosigkeit diesen Kampf mit dem Schicksal aufnahm und auch die ihr Nächststehenden durch einen im besten Sinne männlich schlichten Heroismus überraschte, ihn ganz allein zu bestehen, wäre sie doch wohl kaum imstande gewesen.

„Gott sendet jedem Menschen, und sei er noch so unglücklich, immer einen Trost, und gewiß sollen wir uns desselben erfreuen und stärken daran. Wohl habe ich euch, doch ihr seid noch Kinder, Ihr kanntet den teuren Vater kaum, ihr seid noch zu jung, um tiefen Schmerz zu empfinden; ihr also konntet mir in den schrecklichen

Jahren keinen Trost gewähren, Hoffnungen wohl, doch das konnte mich in solchem Schmerz nicht aufrecht erhalten. Da kam Johannes Brahms. Ihn liebte und verehrte euer Vater, wie außer Joachim keinen; er kam, um als treuer Freund alles Leid mit mir zu tragen; er kräftigte das Herz, das zu brechen drohte, er erhob meinen Geist, erheiterte, wo er nur konnte, mein Gemüt, kurz er war mein Freund in vollstem Sinne des Wortes."

Diese an ihre Kinder gerichteten Worte, mit denen Clara in ihrem Tagebuch den letzten Abschnitt der Leidenszeit Robert Schumanns einleitet, sagen ja niemand etwas Neues. Ebensowenig wie die folgenden „er und Joachim waren die einzigen, welche euer teurer Vater in der Krankheit sah und immer mit sichtbarer Freude empfing, solange sein Geist noch lichter war. Und er kannte Johannes nicht, wie ich ihn kenne, durch Jahre hindurch! Wohl kann ich euch sagen, meine Kinder, daß ich nie einen Freund so liebte wie ihn — es ist das schönste Einverständnis unsrer Seelen; nicht liebe ich an ihm die Jugend, nicht ist es vielleicht geschmeichelte Eitelkeit, nein seine Geistesfrische, seine herrlich begabte Natur, sein edles Herz ist es, das ich liebe, aber eben durch die Jahre hindurch kennen lernte, wie andre es ja nicht können. Zuweilen ist er nach außen hin schroff, wohl fühlen die jungen Musiker seine Geistesüberlegenheit. — Welcher gesteht sich und dem andern das gern ein! Darum mögen sie ihn nicht, und nur Joachim spricht seine Verehrung frei aus, weil er ihm als Künstler ebenbürtig. Jeder dieser beiden sieht an dem andern bewundernd auf, das ist etwas so Erhebendes, wie man es selten in der Welt findet. Auch Joachim, ihr wißt es, war mir ein treuer Freund, doch mit ihm lebte ich nicht immer zusammen, so war denn Johannes es allein, der mich aufrecht erhielt. Vergeßt dies, liebe Kinder, nie, und bewahrt dem Freunde, der es gewiß auch euch immer sein wird, ein dankendes Herz; glaubt eurer Mutter, was sie euch gesagt, und hört nicht kleinliche und neidische Seelen, die ihm meine Liebe und Freund-

schaft nicht gönnen, daher ihn anzutasten suchen oder gar unser schönes Verhältnis, das sie entweder wirklich nicht begreifen oder nicht begreifen wollen."

Wie gesagt, dieses Bekenntnis bestätigt nichts weiter, als was alle Welt schon längst wußte und weiß; aber es bekommt einen eigentümlich ergreifenden Klang und eine persönliche Note, nicht nur durch den in den letzten Worten besonders vibrierenden Ton mühsam verhaltener Entrüstung, sondern vor allem dadurch, daß dieses Bekenntnis eine Mutter an der Bahre, gewissermaßen, eines heißgeliebten Mannes für ihre Kinder ablegt. „Ich hielt es für Pflicht, euch dies zu sagen", schließt sie, „vergeßt es nie und nie den Dank, den ihr ihm schuldet für eure Mutter."

Sind aber hierdurch dem Biographen wie jedem, der es unternimmt, sich und andern ein Bild dieser reinsten und innigsten Seelengemeinschaft zweier im Alter so ungleicher, in vornehmer Gesinnung einander ebenbürtiger Menschen zu entwerfen, die Umrißlinien scharf und deutlich vorgezeichnet, die ein Abschweifen in müßige Kombinationen verbieten, so geben Tagebuchaufzeichnungen und briefliche Äußerungen doch noch eine Fülle von charakteristischen Einzelheiten und Farbenschattierungen, die in ihrer Gesamtheit ein Bild auch von höchstem künstlerischen Reiz gewähren.

Ein 22jähriger Jüngling, durch seine Kunst weit über seine Jahre gereift, aber in der Unmittelbarkeit seines Empfindungslebens, in der Fähigkeit, Freude und Schönheit impulsiv zu genießen und zu äußern, vielleicht frischer noch und jugendlicher als die meisten seiner Altersgenossen, und eine 34jährige Frau, die in einer 14jährigen Ehe mit einem ihre höchsten menschlichen und künstlerischen Ideale erfüllenden heißgeliebten Manne aus einer instinktiv allem Unreinen und allem Unechten abgeneigten, gefeierten Virtuosin mit dem Mann und durch den Mann zu einer Verinnerlichung ihrer menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit, zu einer aus tiefster Überzeugung und klarster Einsicht gewonnenen Lebens-

anschauung gereift ist, treffen in dem Augenblick zusammen, wo geistige Umnachtung des Mannes die äußerliche und innerliche Lebensgemeinschaft mit dem Schöpfer ihres höhern Daseins gelöst hat. Beide finden sich in der leidenschaftlichen Liebe und Verehrung für den Mann, der für den Jüngling ein wirklicher Freund und in gewissem Sinne auch Schöpfer seiner Existenz geworden ist. Diese Dankesschuld dem Meister abzutragen, ist der erste Anlaß, der ihn zu der in tiefste Trauer versenkten, an sich und ihrem Schicksal verzweifelnden Frau, zu der er mit schwärmerischer Verehrung aufsieht, zurückführt, damit sie jemand habe, ihr in äußern und innern Nöten beizustehen. Es ist ein Opfer der Freundschaft, das er bringt, freudig bringt, aber doch ein Opfer. So wird es gebracht, so wird es angenommen, für Wochen und Monate gedacht, — man hofft ja auf baldigste Genesung, — auf Jahre ausgedehnt. Zum Staunen, zum Mißbehagen zuweilen, der Fernerstehenden, zum Mißbehagen aber auch der Freunde. Was kann dieser unreife, in seiner künstlerischen Begabung vielleicht doch sehr überschätzte junge Mensch ihr, der reifen, erfahrenen Frau, der großen Künstlerin, bieten, daß sie nicht nur ihn als täglichen Hausgenossen aufnimmt, sondern auch ihm in Gegenwart andrer eine fast demütige Verehrung bezeigt, die ihrer beiderseitigen Stellung ebensowenig zu entsprechen scheint wie die unverhohlensten Bekundungen zärtlicher Freundschaft, die in dem vertraulichen Du, in dem „Johannes“ und „Clara“ miteinander erst einseitig, dann gegenseitig verkehren, zum Ausdruck kommen und die bei Claras sonstiger ungewöhnlich zurückhaltender Art auch den Freunden auffallen!

Was Brahms für Clara brachte, ist ja zum Teil schon in ihren oben angeführten eignen Worten ausgesprochen; es war vor allem zweierlei: einmal ein Ersatz für *Verlorenes* — wie sie zunächst meinte, nur für kurze Zeit Verlorenes —, den geistigen Austausch mit einer vornehmen, feinfühligen und zugleich von ihr als im höchsten Künstlerischen überlegen anerkannten Natur, der dadurch für

sie einen eignen, in dem Grade bisher nicht gekannten Reiz erhielt, daß der Mensch, zu dem sie als Künstler aufblickte, in allen andern Beziehungen sich unbedingt dienend ihr unterordnete und auch dem, was er aus seiner produktiven Überlegenheit spendete, den Charakter einer ihm durch die Teilnahme der verehrten Frau erwiesenen Gunst zu geben wußte.

Diese beständige geistige Anregung, die sich übrigens nicht bloß allein auf Musik erstreckte, sondern die ebenso, wie sie es mit Robert gewohnt gewesen war, auf ihre Lektüre — gemeinsam und einzeln — und auf die Anregung zum Nachdenken über ästhetische allgemeine Fragen sich erstreckte, mußte aber von ihr um so stärker als Wohltat und Rettung vor innerer Verzweiflung empfunden werden, als der seit dem September 1854 ja wieder eröffnete geistige Austausch mit Robert die Hoffnungen und Erwartungen, die sie und die Freunde daran geknüpft hatten, nicht erfüllte, ja ihr schließlich zu einer Quelle von schmerzlichsten, qualvollsten seelischen Erregungen wurde. „Jeder seiner Briefe reißt meine Wunden neu auf“, schreibt sie schon im November 1854 im Tagebuch, und im Februar 1855: „Die Tage, wo mir Nachrichten und Briefe von Robert kommen, werden mir immer die fürchterlichsten, denn da bricht jedesmal all mein Schmerz aus.“ Mochte sie auch bei solchen Äußerungen zunächst nur an den dadurch geweckten Schmerz der Trennung und des Entbehrens denken, so konnte doch der Natur der Sache nach auch der Inhalt der Briefe Roberts ihr nur schmerzliche Empfindungen wecken; mochte sie noch so oft, auch später, geflissentlich die Schönheit seiner Briefe, die ganz wie aus seiner besten Zeit seien, betonen, daß von einem eigentlichen geistigen Kontakt zwischen ihnen nicht mehr die Rede war, empfand sie doch, wenn sie es auch nicht zugestand.

Sie lebte fort, mit blutendem Herzen, aber als ganzer Mensch, und als ganzer Mensch das Auge auf die Zukunft gerichtet. In Endenich stand die Uhr still. Nur die Vergangenheit in

abgeblaßten Bildern war noch lebendig. Nur was sie gemeinsam früher miteinander durchlebt, war ihm als Besitz geblieben, was ihr das Leben draußen mit jedem neuen durchgearbeiteten Tage als Förderung brachte, berührte nicht einmal mehr die Peripherie seiner Seele. „Immer", schreibt sie am 1. März 1855, „spricht er von der Vergangenheit, warum nie von der Zukunft. Hofft er nicht? Wie betrübt mich das!"

Und zwei Monate später (5. Mai) verstummte er ganz. Ein Jahr des trostlosen Schweigens folgte, kein Wort, keine Zeile mehr von ihm, kein Echo auf ihre Briefe. Nichts von dem, was sie innerlich erlebte, was sie erfreute und betrübte, so leidenschaftlich sie sich immer wieder bemühte, war imstande, ihn aus seiner Teilnahmlosigkeit zu wecken. Nur ihre Sehnsucht kreiste noch ruhelos wie ein einsamer Vogel, dem man das Nest zerstört hat, um die Stätte, in deren Mauern der Geliebte noch atmete, nicht mehr lebte.

Daß sie dies überstanden, daß sie dabei nicht zusammenbrach, das hatte sie, nächst der strengen künstlerischen Arbeit, die sie sich selbst auferlegt, dem Freunde zu danken, und vor allem der Gabe, die er ihr brachte als ein neues Geschenk, dessen Zauber und dessen Reiz sie nie bisher geahnt: in seiner Jugend.

Clara hatte ja eine eigentliche Jugend nie gehabt; nicht einmal auch rechten Verkehr mit der Jugend. Ihr aus den Kinderschuhen sie herauszerrender Beruf und später die traurigen häuslichen Verhältnisse im Elternhause hatten sie kaum zu dem Genuß harmloser Jugend und Jugendfreudigkeit kommen lassen. Und auch im Brautstande und in der Ehe war ein Nachfrühling nicht gefolgt, trotzdem ihre Seele wohl dafür empfänglich gewesen wäre. Aber ihnen beiden hatte die grausame Prüfungszeit doch so die dazu vorhandenen Triebe im Keime erstickt, daß sie aus sich allein heraus sie zu neuem Leben zu wecken nicht mehr fähig waren. Der ernste Sinn des Mannes, der auch in fröhlichen Stunden den Ton unwillkürlich dämpfte, und der Ernst der Kunst, der alle von den häuslichen Sorgen unberührte

Frische für sich in Anspruch nahm, hatten wohl Stunden reinsten, tiefsten Glücks, aber nicht mehr jauchzender Lebensfreudigkeit ihnen schaffen können.

Und gerade das, daß es so etwas geben könne, neben tiefstem Ernst nicht als gelegentlicher Begleitakkord, sondern als immer durchklingender Grundton, das erfuhr sie im Zusammenleben mit dem jungen Freunde wie eine Offenbarung, die sie zunächst als ein Wunder staunend betrachtete, um sich dann ihrem Zauber mit tief dankbarer Seele hinzugeben. „Wir dachten soviel“, schreibt sie im Juli 1855 bei einer wundervollen Fahrt durch den Teutoburger Wald auf der Rückreise von Detmold, „an den zu Haus harrenden einsamen Freund, und hätte er es mit genießen können in seiner so frischen Empfänglichkeit, es wäre mir doppelt wonnig alles gewesen! Ach, soviel dachte ich auch an den geliebten Robert — er so traurig allein, immer in seinen vier Wänden leidend — es ist doch ein unbeschreiblich bitteres Geschick!“ Und wenige Wochen später auf der gemeinsamen Rheinwanderung: „Ich kann nicht sagen .... welche Wonne es mir ist, das alles mit Johannes genießen zu können, der in vollen Zügen die herrliche Natur einatmet; da wird man ordentlich wieder jung mit. Oft bin ich freilich wohl traurig und betrübe ihn dadurch, aber natürlich ist's ja wohl, daß, je erhebender die Eindrücke, desto wehmütiger mir ums Herz, und daß er, der geliebte Mann, allein und verlassen leidet, während ich das Herrlichste in der Natur und Gesellschaft des teuersten Freundes genießen kann. Allein hätte ich auch diese Reise nicht unternommen, um meinetwillen, sondern tat es nur, um Johannes eine Freude und Erholung zu schaffen, wieder mir zur großen Freude.“

Und auf derselben Wanderung ein Augenblicksbild vom selben Tage, das den Zauber dieser Stunde und dieser Gemeinschaft aufs anmutigste wiedergibt. „Auf dem Rückweg (von der Schönburg bei Ober-Wesel) ruhten wir — Brahms, Clara und ihre Begleiterin — uns ziemlich am Fuße dieses Berges unter einer Eiche, wo wir in

höchster Gemütlichkeit das eben erhaltene Obst verzehrten. Mich macht's immer nur froh, Johannes' glücklich leuchtende Blicke zu sehen; überhaupt es geht doch nichts darüber, Wesen, die wir recht innig lieb haben, erfreuen zu können!" Oder einige Tage später auf den vier Burgen bei Neckarsteinach: „Wir kletterten tüchtig herum. Johannes wieder selig! Für den müßten die alten Zeiten wiederkehren, da paßte er besser hin mit seiner urfrischen kräftigen Natur."

Eben um dieser Eigenschaft willen ist er aber von allen in den dunkelsten und trübsten Stunden der einzige, der ihr innerlich weiter helfen kann, dessen bloße Nähe ihr mehr Halt und Trost ist als der Zuspruch der liebsten und ältesten Freunde.

Und man versteht die belebende Kraft, die von ihm ausgeht, vollkommen, wenn man in den an sie gerichteten Briefen die unendliche Modulationsfähigkeit seines Gefühlslebens und der Art, sie zu äußern, die wunderbare Feinfühligkeit, Anpassungsfähigkeit und zugleich doch, wo es darauf ankommt, resolute Festigkeit, die auch vor einer Derbheit nicht zurückschreckt, kennen lernt und sich dabei vergegenwärtigt, wie sehr sie gerade in den glücklichsten Jahren oft diese zarte und doch feste Hand hatte entbehren müssen.

Es war deshalb auch bei dem Opfer, das sie durch die langen und anstrengenden Konzertreisen der folgenden Jahre dem geliebten Mann und den Kindern brachte, die dadurch bedingte Trennung von dem Freunde vielleicht das Schwerste, und dies auch nur dadurch erträglich, daß in einer von beiden Seiten regelmäßig unterhaltenen lebhaften Korrespondenz auch aus der Ferne eine möglichst innige Fühlung bewahrt wurde.

Wie aber für Brahms aus dem seltenen Vertrauensverhältnis, das der Natur der Sache nach auch Stunden schwerer seelischer Kämpfe und eine Last von äußern Sorgen brachte, und das auch durch die erklärliche, aber nicht immer leicht zu ertragende Reizbarkeit Claras starke Anforderungen an seine Selbstlosigkeit und

Opferwilligkeit stellte, eine unendliche Bereicherung seines innern Menschen und eine Vertiefung auch seiner künstlerischen Persönlichkeit hervorwuchs, das ergibt sich aus allen Zeugnissen, die uns aus diesen Tagen erhalten sind.

Es ist ihm nicht ganz leicht geworden, sich in die Aufgabe, die ihm das Schicksal, richtiger er sich selber aus freier Wahl, gestellt hatte, hineinzufinden. Aber das lag nicht bloß an ihm, sondern mindestens ebensosehr daran, daß die Aufgabe sich ihm ohne sein Zutun unter den Händen veränderte und verschob, und daß, als er sich dessen bewußt wurde, er weder innerlich noch äußerlich die Freiheit des Entschlusses hatte, einen Posten zu verlassen, auf den ihn die Treue gegen den Freund und Meister gewiesen und auf dem ihn die Liebe für die Freundin festhielt.

„Ich träume und denke nur", schreibt er im Oktober 1854, „von der herrlichen Zeit, wo ich mit Ihnen beiden leben kann, ich lebe diese ganze Zeit aus, wie ich einen Weg gehe zum schönsten Land" und im Dezember: „Ich möchte Ihrem lieben Mann vom verlebten Sommer schreiben; ich könnte stundenlang ihm davon erzählen, ohne im geringsten wehe zu tun, zu betrüben. Ich wollte nur von Ihnen schreiben, wie Sie so unbegreiflich schön und groß Ihren Schmerz trugen; da sollte die Sehnsucht in ihm erwachen, frohe heiße Sehnsucht, wieder ganz Ihnen zu gehören" und im selben Brief: „wenn es geschehen sollte, daß ich Ihrem teuren Mann bald wieder schreiben müßte, dann erschrecken sie nicht über mein dreistes Lügen, wenn ich ihm schreibe, daß ich Sie wieder gesehen [trotzdem Clara nicht in Düsseldorf ist]. Ich sehe sie doch oft, so gut wie körperlich; z. B. bei der Trillerstelle im Andante der C-dur-Symphonie, bei den Schlußstellen, den Orgelpunkten in der großen Fuge, wo Sie mir mit einem Male wie die heilige Cäcilie erscheinen."

Und weiter acht Tage später: „Ich wollte, der Arzt stellte mich zu Weihnacht als Wärter und Pfleger an. Wenn das ginge, ich

glaube, dann wäre das Schlimmste überstanden. Ich würde Ihnen täglich von Ihm schreiben, und Ihm erzählte ich den ganzen Tag von Ihnen."

Aber diese Aufgabe zerrann ihnen eben unter den Händen, weil der, um den es galt, nicht mehr die Kraft hatte, die Hände, die ihm Gattin und Freund entgegenstreckten, länger als einen Augenblick festzuhalten, und langsam, kampflos, aber unaufhaltsam im Meer des Schweigens versank. Solange noch ein Fünkchen von Hoffnung lebte, solange noch eine mehr oder minder bewußte Selbsttäuschung darüber möglich war, haben beide, und vor allem Brahms, der ja gelegentlich doch den Kranken sah, sich immer wieder und wieder in diesem Ziel, den geliebten Kranken durch gemeinsame Kraft wieder für das Leben zurückzuerobern, gefunden. Aber wie schon in dem Vorsatz, daß zweier lebensfrischer und gesunder, zu Größtem berufener Menschen Kraft sich in dem Anpassen an den müden Flügelschlag einer kranken Seele verzehren solle, etwas Unnatürliches lag, so forderte auch, je länger der Zustand dauerte, die Natur und das Leben ihr Recht. Ihm konnten sie mit all ihrer Liebe nicht mehr helfen, aber einander konnten sie etwas sein, und darum ward, ohne daß darüber je auch nur eine Sekunde der Ausgangspunkt vergessen wurde, dies Füreinanderdasein im höchsten und besten Sinne — für einander da sein, nicht nur, um auf der Höhe zu bleiben, auf der der Geliebte und Freund einst mit ihnen gestanden, sondern auch nach den weitern Höhen zu streben, auf die sein Beispiel und seine letzten Worte in lichten Tagen sie mahnend und prophetisch hingewiesen — doch mit Naturnotwendigkeit die Hauptsache und gab auch dem Gedankenaustausch und dem Zusammenleben ein neues Gepräge, einen neuen Ton, nicht auf einmal, aber langsam und selbstverständlich.

„Ich kann Ihnen doch nicht eine Idee von dem schreiben, was ich Ihnen sagen und tun könnte. Sehen Sie doch meine Briefe als die allerkleinsten Liebkosungen meiner Seele an. Ich liebe Sie

zu viel, um es Ihnen schreiben zu können", heißt es im März 1855. „Wie ist es hier wüst und leer, wenn Sie fehlen; ich habe mich gar zu sehr gewöhnt, Sie immer als freundlichsten, besten Genius um mich zu haben" (Juni 1855). „Gestern mittag dachte ich an Sie, das brauche ich nicht zu schreiben. Immer denke ich ja an Sie und mit der heißesten Liebe und Verehrung" (Juni 1855). „Ich kann doch nicht ruhig zusehen, wie Bertha so viel einpackt und Ihnen sendet ohne mit meinen zärtlichsten Grüßen alles warm zuzudecken. Siegeln muß ich auch. Könnt ich Ihnen doch recht Schönes schicken, das Ihnen meine Liebe recht deutlich sagen könnte, und wie ich Sie wieder herwünsche" (Juni 1855). Nach Klagen über schlechtes Wetter: „Sie sollen sehen, sind Sie erst wieder da, da scheint die Sonne wieder, der Sommer kommt aufs schönste wieder, er hat Sie nur aus den Augen verloren in dem kleinen Fürstentum [Detmold], deshalb trauert er" (Juni 1855) — „Sie schreiben mir, ich solle nicht kommen [nach Detmold]. Mit Betrübnis denke ich an manches, daß J[oachim] Sie 3 Tage früher sieht, wir uns nicht einmal bald allein, — das habe ich so gern; ich bin immer am liebsten allein mit Ihnen, ich habe Sie überhaupt am liebsten . . . Hat denn Ihr Hof einige Ähnlichkeit mit dem im Kater Murr? Eine Julia ist da! und das Reich ist wohl so niedlich, daß der Fürst von seinem Balkon die vier Wände sehen kann. Aber wir wollen vor allen die zwei, Julien und Kreisler, nicht weiter vergleichen, sonst kommen noch merkwürdige Unterschiede!" (Juni 1855.)

„Wie unglücklich wär ich vielleicht, wenn ich Sie nicht hätte! An Ihnen lerne ich's immerfort, daß man Lebenskraft (= lebenskräftiges Schaffen) nicht aus Büchern holen kann, sondern nur aus der eignen Seele. Man muß nicht herein, sondern hinaus empfinden. Sie müssen immer bei mir bleiben als mein guter Engel; dann wird gewiß aus mir, was werden soll und kann" (August 1855).

„Ich werde immer freudiger und inniger und ruhiger in meiner

Liebe zu Ihnen, ich entbehre Sie jedesmal mehr, aber ich sehne mich fast freudig nach Ihnen, es ist einmal so, und ich kannte das Gefühl schon einmal, und nie war ich so warm . . . Nun schreiben Sie mir nächstens, daß ich Sie lieb habe? und lieber, viel lieber als vor 2 Jahren oder 2 Monaten? In herzlichster Freundschaft Ihr Johannes" (August 1855). „Ich schreibe Ihnen immer von tausend andern Sachen, die mir eigentlich so fern liegen, wenn ich an Sie denke. Ich möchte Ihnen immer nur Liebes sagen, nur die schönsten Grüße senden, aber ich kann dazu nicht Worte finden. Sie müssen meine Briefe nur ansehen und Sich alles Beste einbilden, das darin stehen könnte" (Dezember 1855). „Ich möchte, ich könnte Dir* so zärtlich schreiben, wie ich Dich liebe, und so viel Liebes und Gutes thun, wie ich Dir's wünsche. Du bist mir so unendlich lieb, daß ich es gar nicht sagen kann. In einem fort könnte ich Dich Liebling und alles Mögliche nennen, ohne satt zu werden Dir zu schmeicheln. Wenn das so fort geht, muß ich Dich später unter Glas setzen oder sparen und in Gold fassen lassen" (31. Mai 1856).

Geben diese weit vorgreifenden Stimmungsakkorde aus Brahms' Briefen innerhalb eines Zeitraumes von anderthalb Jahren ein ebenso anziehendes wie anschauliches Bild von der Reinheit, Tiefe und Naivetät der Empfindungen des Briefschreibers und zugleich eine andeutende Vorstellung von den wunderbaren, im Innenleben dieser beiden großen und edlen Menschen schwingenden Harmonien, so mag, ehe wir zur chronologischen Darstellung der Ereignisse in diesen Jahren und damit zu einer Vermittlung der Reflexe jener Erlebnisse in Claras Tagebüchern übergehen, auch zweier Äußerungen Brahms' aus dem Anfang gedacht werden, weil sie das eben gewonnene Bild ergänzen und vervollständigen; sie berühren die Extreme seiner Natur: die männliche Reife seiner Künstlerschaft und die unver-

* Es ist die Antwort auf die Gewährung der Bitte, sie auch Du nennen zu dürfen. Clara selbst nannte ihn auf seine Bitte schon seit Ende November 1854 Du.

wüstliche Kindlichkeit seiner Natur, die beide unter dem Einfluß Claras in eigentümlicher Weise sich vermischen und vertiefen.

Am 20. Oktober 1854 schreibt er an Clara: „Herr Marxsen ist äußerst glücklich über mein besseres Spiel, auch das danke ich Ihnen. Erst nachdem ich Sie gehört, und gar als ich sie erheitern und erfreuen konnte durch mein Spiel, erst seitdem kann ich auch andern sagen, was ich fühle."

Und am 1. Dezember unter dem Eindruck Clara sehr deprimierender Nachrichten aus Endenich:

„Verzeihen Sie mir meine Briefe, glauben Sie mir, wenn ich an Sie denke, ist es mir ernster ums Herz, als Sie aus den Briefen sehen können. Aber wenn ich Ihnen schreibe, ist es mir immer, als spräche ich zu Ihnen. Sie tragen Ihr Leid so groß, daß man allen Schmerz oft vergessen und leicht scherzen kann, ich bin noch jung, oft jungenhaft, Sie verzeihen es mir. Sie glauben und wissen, daß ich ernster fühle, daß der jugendliche Uebermut mich anders scheinen, aber nie vergessen lassen kann."

Am 14. Oktober 1854 schlug die Stunde des Aufbruchs. Die Freunde Brahms und Grimm begleiteten die Reisenden, Clara und ihre Gefährtin, Frl. Agnes Schönerstedt, bis Hannover. Hier war man mit Joachim des Zusammenseins im engsten Freundeskreise noch einmal froh, und nachdem am 16. Clara bei Hofe wieder, wie vor Monaten, künstlerisches Verständnis und menschliche Teilnahme wohltuend empfunden, ward am 17. nun der eigentliche Abschied genommen. — „Schwerer Abschied — losgerissen von allem, hinaus ins Gewühl der Menschen, ach, und nicht einmal von Ihm, dem Geliebten, im Geiste begleitet, da er von meiner Reise nichts weiß. Lange bin ich mit mir zu Rate gegangen, ob ich es Ihm schreiben sollte oder nicht! ich fürchtete aber, Ihn zu beunruhigen, vielleicht könnte er sich um mich sorgen, könnte mich in Geldsorgen glauben, und das wollte ich doch nicht. Läßt mich der Himmel alles glück-

lich überstehen, so ist es denn doch viel schöner, wenn ich sagen kann, ich habe das getan und zu seiner und meiner Zufriedenheit überstanden. Seinetwegen tat ich es ja, [so] wird der Himmel wohl auch seinen Segen geben."

Die erste Station war Leipzig; ein zugleich leichter und schwerer Anfang, leicht, weil Freundeshände sich ihr hier von allen Seiten entgegenstreckten, weil hier vor allem im Preußerschen Hause ihr Heimatluft entgegenwehte, und schwer wegen der ungeheuren Flutwelle schmerzlicher und freudiger Erinnerungen, die gerade hier ihr entgegenströmte.

Das Gewandhauspublikum, vor dem sie zum erstenmal am 19. Oktober im Abonnementskonzert mit Beethovens G-dur-Konzert dem As-dur-Kanon aus den Studien für Pedalflügel, den Traumeswirren aus den Phantasiestücken ihres Mannes und dem Rondo von Weber erschien, bereitete ihr den herzlichsten Empfang. Sie hielt sich tapfer, aber während des zweiten Teiles (der C-moll-Symphonie von Gade) übermannte sie doch in der Loge das Gefühl, die Erregung kam in einem Weinkrampf zum Ausbruch.

Eine traumhaft befangene Existenz, in der sich freundliche Vergangenheit, trostlose Gegenwart und hoffende Ausblicke in die Zukunft seltsam miteinander verschmelzen. Wie in vergangenen Tagen bringen die Schüler des Konservatoriums ein Ständchen mit Fackelglanz, Wiedersehen mit Bendemanns, die von Dresden herübergekommen. Dazwischen ein Brief von Brahms, wehmütig, humoristisch. „Warum haben Sie nicht gelitten, daß ich Flöte blasen lernte und mit Ihnen reiste. Denken Sie, ich hätte dann das Andante aus der F-moll-Sonate für Flöte Gitarre und Pauke —



arrangiert und Ihnen mit Frl. Schönerstedt und Pfund ein Ständchen gebracht."

Und dann ihr eignes, „brillant besuchtes" Konzert (am 23.): Genoveva-Ouvertüre von Schumann, das Konzertstück für Klavier

und Orchester in D-moll von Schumann aus dem Manuskript (Op. 134) aus dem letzten Sommer, sein letztes Geburtstagsgeschenk, und ebenfalls zum erstenmal das Glück von Edenhall*.

Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück.
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glück von Edenhall!

All seine Töne klingen, klingen zum erstenmal, und „er hörte es nicht, und ich hörte es, wie ein Unrecht kommt's mir vor. Gebe Gott Ihm auch noch wieder die Freuden, seine Werke zu hören."

Aber auch ein andrer neuer Ton klingt an diesem Abend zum erstenmal; den Schluß des ersten Teiles bildete: „Andante und Scherzo aus der Sonate in F-moll von J. Brahms, vorgetragen von Clara Schumann." Am letzten Abend noch ein Ständchen der Pauliner — Waldchor aus „der Rose Pilgerfahrt" u. a. — „Alles herrlich ausgeführt. Ach, mein Robert, warum muß ich alle Liebe allein genießen."

Aber es war doch Liebe, ward als solche dankbar empfunden, und trotz mancher heißen, in der Stille geweinten Tränen klang Wort und Ton der Leipziger Tage harmonisch aus.

Die Bitterkeit des Alleinseins brachte erst Weimar ihr zum vollen Bewußtsein. Trotzdem man es, Liszt und das junge Großherzogpaar an der Spitze, nicht an Aufmerksamkeiten fehlen ließ, trotzdem in ihrem Konzert das Publikum sie enthusiastisch begrüßte und die Manfred-Ouvertüre und die vierte Symphonie Roberts unter Liszts Leitung und das A-moll-Konzert, von Clara gespielt, freudigem Verständnis begegneten, sie wurde nicht warm. Denn alle herzgewinnende und von ihr immer wieder anerkannte Liebenswürdigkeit Liszts konnte sie nicht darüber hinwegtäuschen, daß zwischen ihrem künstlerischen Empfinden und dem seinen eine unüberbrückbare Kluft

* Vgl. oben S. 274.

gähnte, und daß man sie hier in ihrem Eigensten und Besten ebensowenig wirklich zu würdigen verstehe, wie sie es über sich gewinnen konnte, Liszt und der Seinen Geschmack schön zu finden. Ein Satz aus Berlioz' Symphonie „Romeo und Julia", von Pohl für 8 Hände gesetzt, die Liszt bei einer Matinee mit drei seiner Schüler vom Blatt spielte, klang ihr „wie eine wahrhaft höllische, teuflische Musik", während die übrigen Anwesenden alle „himmlisch, göttlich ächzten." Ein Abend bei der Großherzogin-Witwe Maria Paulowna vor einer unruhigen, Scharpie zupfenden Hofgesellschaft an einem „scheußlichen" Flügel trug natürlich nicht dazu bei, die schon geweckten Dissonanzen aufzulösen oder abzuschwächen.

Aber erst in Frankfurt a. M. ward ihr zum erstenmal seit Jahren wieder das Martyrium der allein reisenden Künstlerin, die von der Gnade der lokalen Musikgrößen abhängig oder auf freiwillige Hilfeleistungen oft recht ungeschickter und umsymphatischer Musikenthusiasten männlichen und weiblichen Geschlechts angewiesen, schmerzlich und empfindlich zum Bewußtsein gebracht und ihr damit ein Vorgeschmack dessen, was ihrer an andern Orten noch harrte, gegeben. Denn, so unglaublich es uns erscheint, es hat in jenen Jahren, wie sich noch zeigen wird, nicht an musikalischen und unmusikalischen Leuten gefehlt, die selbst diesem Unglück gegenüber kleinliche Eifersüchteleien und persönliche Verstimmungen zurückzudrängen nicht imstande waren. In dieser Beziehung erwies sich übrigens gerade Liszt wirklich als große, vornehme Natur. Obgleich er wohl Ursache gehabt hätte, zu grollen und zu schmollen, ist er ritterlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit für Robert Schumanns Frau in die Schranken getreten. Und mag uns das Bild, das er damals im 61. Bande der neuen Zeitschrift für Musik von ihr entwirft, „von der sanften, leidenden Sibylle, die, Himmeslüfte atmend, mit der Erde nur noch durch ihre Tränen verbunden bleibt"; die, kurz zuvor „eine liebliche Spielgenossin der Musen", jetzt als „weihevolle, pflichtgetreue und strenge Priesterin" erscheint, „mit starrendem, angst-

durchschauertem Blick"; der „der heilige Reif" „die sengenden Narben tief in die Stirn gedrückt", ekstatisch verzerrt erscheinen, aus seiner Empfindung heraus war diese Huldigung vor der Größe des Leides wahr und echt empfunden.

Auch in Frankfurt hatte das Adagio und Scherzo aus der F-moll-Sonate des jungen Freundes auf dem Programm gestanden, dessen Briefe ihre „einzige Freude waren". „Ich habe ihm auch oft geschrieben, auch zu meiner Erheiterung immer, denn an Robert kann ich ja nichts von dem schreiben, was mich jetzt bewegt, nicht begleitet sein Geist mich, nicht ist's mir, wenn ich ins Konzert fahre, als gäbe er mir seine Wünsche mit, — schrecklich wehmütig ist's mir dann, und nur das Eine, daß Er, der mir der liebste, treueste Freund, Johannes, an mich denkt, mich mit seinen Wünschen begleitet, das erhebt mich, stärkt mich immer wieder, wenn der Mut zu sinken droht."

Um so größer war die Freude des Wiedersehens, das, nachdem ein Zusammensein mit Grimm und Joachim in Hannover auf der Rückreise von Frankfurt schon wieder „heimatliche Gefühle" geweckt hatte, am 7. November in Harburg stattfand, von wo sie gemeinsam die Reise nach Hamburg fortsetzten. Dorthin zog sie das philharmonische Konzert, in dem sie am 13. November spielen sollte, nicht minder aber der lebhafte Wunsch, die Heimatstadt des Freundes mit seinen Augen neu kennen zu lernen und vor allem die Menschen, die ihm am nächsten standen. Und so sitzt sie denn behaglich bei Brahms' Eltern, „einfachen, aber ehrenwerten Leuten" am Tisch, „wo ich mich gerade in dieser bürgerlichen Einfachheit so wohl fühle"; sie läßt sich von Johannes seine Bleisoldaten zeigen, „mit denen er als Knabe gespielt, und noch immer sieht er sie mit Freuden an!", wundert sich dabei doch immer wieder, „wie es möglich, daß Johannes sich unter solchen Verhältnissen so entwickeln konnte, so alles aus sich heraus"; besieht sich Johannes' Lehrer Marxsen mit lebhaftem Interesse, kommt aber zu dem Schlusse,

„Ihn versteht er aber doch nicht". Und immer wieder bricht die Freude durch, daß sie durch ihn „ordentlich neu wieder auflebt": „Wie oft, wie täglich danke ich Gott für diesen Freund, den er mir in dieser Zeit schwersten Schicksals sandte, recht wie einen Trostes-Engel." Desto weniger gefällt ihr diesmal sonst Hamburg, ist sie reizbarer als sonst, ist's wirklich nicht mehr wie früher! Genug, sie sieht auch an den alten Freunden manches, was ihr nicht gefällt; am wenigsten aber gefällt ihr das Hamburger Publikum als Ganzes. Sowohl über die Aufnahme im philharmonischen Konzert wie in dem 3 Tage später stattfindenden eignen Konzert äußert sich das Tagebuch mit einer Entrüstung, die in ihren kräftigen Ausdrucksformen vielleicht etwas durch des jungen Freundes Beispiel beeinflußt ist, und auch das Altonaer Publikum bekommt diesmal die in diesem Zusammenhang bedenkliche Note, es sei „den Hamburgern ähnlich genug." Die Hamburger bekamen u. a. im philharmonischen Konzert das G-dur-Konzert von Beethoven, Schumanns Romanze in D-moll aus Opus 32, „Des Abends" und „Traumeswirren" aus den Phantasiestücken (Op. 12), in der Soiree das Quintett und symphonische Etuden, Op. 13 von Schumann, die Altonaer die C-dur-Sonate von Beethoven, und beide das Andante und das Scherzo aus der F-moll-Sonate von Johannes Brahms. Und Clara schreibt nach dem letzten Konzert am 16.:

„Wahrhaftig, solche O . . . . . sind mir noch nicht vorgekommen als hier; es ärgerte mich nur das Gute alles, was ich ihnen spielte . . . . . Oh, es ist zum Verzweifeln! müßte ich es nicht, ich täte es wahrhaftig nicht mehr! mag es stolz klingen, aber ich habe vor dem Publikum immer ein Gefühl der Demütigung, fühle unaufhörlich mich und meine Lieblinge verletzt, mit rauhen Händen berührt." Otten nennt sie in diesem Zusammenhang „doch von den Musikern hier den gescheitesten", also frühere Eindrücke bestätigend und zugleich sich darin mit Brahms zusammenfindend. Zu den gern gesehenen Menschen gehört natürlich auch Avé, der ihr diesmal nur

etwas auf die Nerven fällt mit seinem „dem Erhabensten wie dem Kleinsten“ unterschiedslos gespendeten „unbändig nett“ und „wundernett“, und außerdem Grädener, der wie auch Avé wegen seiner freimütigen Anerkennung von Brahms' Bedeutung ihr in günstigerm Licht erscheint als früher.

Eine zweitägige Konzertfahrt nach Lübeck mit Grimm und Brahms brachte wohl eine Unterbrechung, aber nicht eigentlich im guten Sinn. Der steife Ton im Privatverkehr ward drückend empfunden und das Publikum zwar besser als in Hamburg, „aber doch Publikum!“

Tags darauf, am 19. November, schlug auch die Abschiedsstunde von Hamburg. Schweren Herzens nahm sie Abschied von dem Ort, „wo ich die behaglichsten Stunden verlebt! wehmütig machte mich der Abschied von der Frau, deren Sohn meinem Herzen so lieb und teuer geworden; ich dachte für mich, wer weiß, wie lange die gute Frau noch lebt — vielleicht ist's mir einmal beschieden, Mutterstelle an ihm zu vertreten.“

Das nächste Reiseziel war Bremen. Ein Gespräch nach dem Konzert, im Ratskeller mit Roberts altem Freunde Töpken über Joachim und Brahms — sie hatte sein Scherzo auch hier gespielt — bei dem sie, was in Zukunft noch oft geschehen sollte, suffisanter Verständnislosigkeit begegnete, preßt ihr den Seufzer ab: „ach, was sind doch die Menschen dumm und nun gar solche Dilettanten, die sich gleichen Ranges mit Künstlern dünken!“ Im übrigen konnte sie mit der Aufnahme zufrieden sein. Eigentlich wohl aber wurde ihr erst wieder tags darauf in Hannover, wo sie mit Joachim auch Brahms* wieder erwartete. Der Abend vereinigte die Freunde und das ebenfalls aus Hamburg herübergekommene Ehepaar Grädener zu einem Hauskonzert bei Joachim. Ein Quartett von Grädener

* Kalbeck, Brahms I. S. 204 berichtet, Brahms sei in Hamburg geblieben, „weil es ihm am besten fehlte.“ Dem widerspricht Claras Tagebuch.

erweckte ihr allerdings nur peinliche Empfindungen, so daß sie es auch nicht über sich gewinnen konnte — zu ihrem eignen Kummer — dem Komponisten und seiner Frau ein freundliches Wort darüber zu sagen. Dagegen berührte sie Roberts A-moll-Quartett „wie Sphärenmusik“, „wie wurde mir da erst wieder so wohl und warm ums Herz. Später spielte Johannes noch sein Trio (H-dur), dem ich nichts wünschte als einen andern ersten Satz, denn ich kann mich mit diesem nicht befreunden, wohl aber finde ich den Anfang herrlich! Der zweite, dritte und vierte Satz sind ganz würdig des genialen Künstlers.“

Bisher war infolge der wesentlich im Westen und Nordwesten sich abspielenden Konzertkampagne, die in kurzen Zwischenpausen am dritten Ort Wiedersehen mit den guten Freunden ermöglichte, das Gefühl des Allein- und Getrenntseins immer schnell wieder ausgelöscht worden.

Jetzt standen härtere Prüfungen bevor; am 23. November ging sie zu längerm Aufenthalt nach Berlin, während Brahms wieder nach Hamburg zurückkehrte. Beim Abschied hatte sie ihm zum Trost für ihre künftigen Briefe die Anrede mit „Du“ versprochen, „er hatte mich darum in Hamburg gebeten, und ich konnte es nicht abschlagen, liebe ich ihn doch wie einen Sohn, so innig.“

In Berlin harrten ihrer zunächst die obligaten geschäftlichen Schwierigkeiten wegen Arrangement der Konzerte, die aber durch eine Vereinbarung mit Friedländer verhältnismäßig schnell und zu ihrer Zufriedenheit beseitigt wurden. Um niemand zur Last zu fallen und auch unabhängig zu sein, hatte sie sich eine eigne Wohnung gemietet, ohne darum natürlich des Verkehrs mit ihren nächsten Verwandten zu entbehren; immer und überall aber fehlte „die herrliche Frische“ des Freundes, deren helfender Kraft sie sich gerade in dieser ihr sonst vertrauten und sympathischen Umgebung bewußt wurde. Eine besondere Genugtuung bereitete sie sich gleich am ersten Tag, aus den Erträgen ihrer bisherigen Konzerte konnte sie

Paul Mendelssohn das ihr seinerzeit angebotene und von ihr angenommene Darlehn zurückzahlen.

Bei der Wahl Berlins als zeitweiligen Aufenthaltsortes war aber nicht bloß an eine Reihe, in Berlin selbst — gemeinsam mit Joachim — zu veranstaltender Konzerte gedacht worden, sondern von vornherein die preußische Hauptstadt als Operationsbasis für eine östlich und nördlich gerichtete Konzertkampagne in Aussicht genommen worden.

So war es nicht unerwartet und noch weniger unerwünscht, daß auch, ehe hier die Vorbereitungen zu einem eignen Konzert mit Orchester begonnen hatten, eine telegraphische Einladung sie nach Breslau entführte. Um die doppelten Reisekosten zu sparen, fuhr sie allein, bereute es aber sehr bald bitter, denn das Gefühl „furchtbarer Vereinsamung“ ließ sie auf der ganzen Fahrt nicht los, nur zu begreiflich, da wieder der Kleinkram der geschäftlichen Vorbereitungen, vor allem die Suche nach einem Flügel, sie bis unmittelbar vor Beginn des Konzertes in Atem hielt, so daß sie schließlich „todmüde“ war, als sie sich an den Flügel setzte. Freilich hatte sie die Genugtuung, daß ihre Mühe durch einen vollen Saal und ein enthusiastisches Publikum belohnt wurde, aber eine Botschaft aus Endenich, die sie gerade an dem Ruhetag zwischen den beiden Konzerten in ihrer völligen Einsamkeit erreichte, schmetterte sie völlig nieder. Zwar Roberts eigne Briefe an sie, an Brahms*, an Joachim klangen ihr „herrlich“ und „wunderschön“, um so schmerzlicher aber enttäuschte sie der begleitende Brief des Arztes mit der Bemerkung, daß „noch unter Monaten an kein Wiedersehen zu denken sei.“ „Ich wußte gar nicht, wo nur Mut hernehmen, weiter zu arbeiten! und so allein war ich nun hier! Johannes, der Getreue, richtete mich durch einen lieben Brief, den ich gerade heute auch erhielt, wieder etwas auf.“ An freundlichen Menschen fehlte es auch hier nicht, Verwandte von Friedländer, aber „sie haben auch wirklich nur mein Fleisch und Blut,

---

* Jansen, Briefe, Neue Folge 2. Aufl. S. 402. Nr. 465 und 466.

aber nichts mehr!" . . . „Trauriger Tagesschluß — mein Freund, Johannes, der Tröster im herbsten Leide, fehlte mir. Wie schwer vermißte ich seinen Zuspruch!" Auch der rauschende Erfolg, den sie in ihrem zweiten Konzert (am 1. Dezember) fand und gerade auch mit Roberts Konzert erntete, konnte sie nicht trösten. „Aller Mut ist wie gewichen von mir."

Es war gut, daß sofort nach der Rückkehr die Konzertpflichten — zu denen im weitern Sinne auch viele Besuche bei den Berliner Musikgewaltigen Rellstab, Dorn, Taubert u. a. gehörten — sie ganz in Anspruch nahmen und sie gewaltsam herausrissen.

Am 4. Dezember schon gab sie mit dem Liebigschen Orchester — dessen Dasein gegen die frühern trostlosen Berliner Orchesterzustände einen Fortschritt bedeutete, freilich für höhere künstlerische Zwecke nur einen bescheidenen — ihr erstes Konzert in der Singakademie. „Ich hatte vorher viel Angst darum und machte dem armen Woldemar (Bargiel) recht das Leben schwer." Aber die Mühe wurde belohnt. Für Berlin war es außerordentlich besucht, und der materielle Ertrag, wenn auch nicht glänzend, doch ermutigend für die Zukunft. Die Hauptsache war, daß wieder Fühlung mit dem Publikum gewonnen wurde, und dies gelang mit neuen und alten Programmstücken — mit dem G-dur-Konzert von Beethoven, mit Mendelssohns Variations sérieuses — sofort und ganz.

Seit sie zuletzt in Berlin gewesen, hatte sich auch dort vieles geändert, im Bösen wie im Guten. Die alten Freunde waren zum größten Teil gestorben oder in der Welt zerstreut. Der Mendelssohnsche Kreis war klein und still geworden. Aber Name und Erinnerungen übten doch noch den alten Zauber gerade dort aus wie vordem, und nirgendwo ließ sie sich's so gern wohl sein wie bei den Mendelssohns. „Schöner Abend bei Paul Mendelssohn", schreibt sie am Tage nach dem Konzert — D-moll-Trio von Felix und D-dur-Trio von Beethoven. Die beiden Söhne von Felix, Paul und Karl, schöne Knaben . . . Beim Nachhausekommen fand

ich einen Lorbeerkranz auf meinem Bette — woher weiß ich nicht!" Einen neuen Kreis dagegen erschlossen ihr die durch Joachim vor allem vermittelten, mit dem Besuch im Herbst 1853 in Düsseldorf fester geknüpften Beziehungen zu Bettina; sie brachten die persönliche Berührung mit den Grimms. „Trüb gestimmt!", heißt es am 11. Dezember, „leider auch am Abend bei Gebrüdern Grimm, so daß ich mich gar nicht herausreißen konnte. Grimms prächtige Leute. Die Gebrüder Grimm sind die Verfasser der Märchen, und der Sohn des einen, Hermann, ist auch ein bedeutender Dichter, intimer Freund Joachims und, wie man sagt, Bräutigam der Gisela von Arnim. Es ist eine Familie, wie's wenige gibt, man fühlt sich so frei und behaglich dort — recht künstlerisch ist der ganze Ton dort."

Und doch hatte sie an diesem Abend eigentlich kaum besondern Anlaß zu trüben Gedanken, denn tags vorher war ihre erste Soiree mit Joachim gewesen und hatte großes Glück gemacht, und die Plagen, die ihr aus den Vorbereitungen allein erwachsen waren — Sängerinnennot — hatten sich so schließlich als nicht vergeblich erwiesen, denn der Enthusiasmus war groß gewesen. Joachim und Clara hatten mit der Bachschen Violin-Sonate (A-dur) und der Beethovenschen Sonate (A-dur, Op. 54) begonnen und geschlossen, dazwischen hatte Clara Roberts Symphonische Etuden, wie sie selbst schreibt, mit großem Beifall gespielt, außerdem Brahms, Scherzo und Andante, und ebenso hatte Joachim die Es-dur-Romanze von Beethoven und die Ciaconne von Bach „herrlich gespielt." Trotzdem war die trübe Stimmung nicht von ohngefähr. Sie selbst war, trotzdem das Tagebuch nichts darüber schreibt, mit sich selbst im höchsten Grade unzufrieden und sprach ihre Verzweiflung darüber dem treuen Johannes aus. Der aber erwiderte nur am Rande!: „Was Sie mir mir da schreiben von der Schande, die Sie Joachim machen, nicht mehr öffentlich spielen können", das kann ich hier an der Seite abfertigen: „Es ist reiner Un[sinn]. O! Sie beste der Frauen!"

Damit war dann die Sache abgetan, und die zweite Soiree, am 16. Dezember, die den Berlinern unter andern die D-moll-Sonate von Schumann und die G-dur-Sonate von Beethoven (Op. 30), außerdem von Joachim Bachs Präludium und Fuge für Violine und von Clara Mendelssohns Variationen in B dur (Op. 83) brachte, verlief denn auch nicht nur zur Begeisterung des Publikums, sondern, was in diesem Falle schwerer war, zur Zufriedenheit der Künstler.

In dieser Soiree hatte auch ein Teil des Sternschen Gesangvereins mitgewirkt, der, 1847 begründet, für Clara also etwas Neues war und von ihr als eine wesentliche Bereicherung des Berliner Konzertwesens begrüßt wurde. Ihr persönlich aber bereitete er noch einen ganz besondern, freilich, wie alle Freude in diesen Jahren, mit Wehmut gemischten Genuß: „Am 18. Dezember", berichtet das Tagebuch, „bei Stern — ‚Requiem für Mignon' von Robert, mir vorgesungen, zweimal — das zweite Mal begleitete ich es. Sie sangen es herrlich, und immer mußte ich mit Wehmut des Geliebten gedenken, der es nicht hören konnte und doch der Schöpfer so herrlichster Musik ist." Tags zuvor hatte sie in ihrer Wohnung zahlreichen Besuchern, unter ihnen Hans v. Bülow und Radecke, Brahms' Variationen vorgespielt. Die meisten aber wußten nicht recht, was sagen, und Bülow, „an dessen hochnasiges Wesen ich mich durchaus nicht gewöhnen kann", fand sie „nicht ästhetisch."

Mit der dritten Soiree am 20. Dezember — „sehr besucht — unerhört für diese ungünstige Zeit (so kurz vor Weihnachten)! herrliches Programm, nur Bach, Beethoven und Robert*). Joachim

* von Bach: Präludium und Fuge für Orgel; Bourré und Double, Sarabande und Double für Violine. Andante und Allegro aus der 3. Sonate für Violine; von Beethoven: Sonate (C-dur, Op. 53) für Klavier, Romanze (C-dur) für Violine, Sonate in G-moll (Op. 30) für Klavier und Violine; von Schumann: Phantasiestücke für Klavier und Violine (Op. 73), Romanze aus Op. 28, „In der Nacht" und „Des Abends" aus Op. 12.

war so innig beglückt, daß wir Robert mit diesen beiden ausschließlich zusammengebracht; ich war auch recht selig dabei. Joachim spielte ganz herrlich" — erreichte ihre diesjährige Berliner Konzertreihe ihr Ende, die übrigens zwischendurch durch Ausflüge nach Frankfurt a. O. und Potsdam unterbrochen worden, und in der außerdem die obendrein schon abgehetzte Künstlerin noch die Weihnachtseinkäufe für Kinder und Freunde besorgen mußte. Denn als sie am 21. in Berlin in den Zug stieg, trat sie noch keineswegs die Heimreise an: „Früh 8 Uhr nach Leipzig", heißt es im Tagebuch, „mit Joachim — Ankunft 2 Uhr; ich fuhr gleich ins Gewandhaus und probierte das Instrument. Gegen 4 Uhr kam ich endlich zu Preußers. Abends Soiree mit Joachim! großer Enthusiasmus. Ein schöner Abend! Vor Beginn des Konzertes glaubte ich kaum, daß ich noch spielen könnte, so furchtbar ermüdet war ich, am Abend aber ging's ganz vortrefflich, und nach dem Konzert hielt ich sogar noch ein Souper bei Preußers aus." Nun aber durfte sie sich endlich Ferien gönnen. „22., vormittag 12 Uhr, fuhren wir nach Hannover ab und wollten Johannes und Julius Grimm überraschen, wie es aber so oft geht mit Überraschungen — es mißlang gänzlich. Joachim konnte die beiden nicht mehr auffinden, mußte selbst die Nacht im Hotel bleiben. . . . Erst am Morgen gelang es, der beiden habhaft zu werden. Sie frühstückten bei mir mit Joachim und freuten sich sehr. Von mir will ich gar nicht sprechen! ich hatte mich nach Johannes unendlich gesehnt! nur mit Ihm kann ich so recht über alles, was mein Herz bewegt, sprechen! auch Joachim ist mir ein treuer, lieber Freund, aber Johannes noch mehr.

Nachmittag Abreise nach Düsseldorf mit Johannes und Joachim. Wir trafen abends 10 Uhr, nachdem beide alles getan, mich zu erheitern, auf dieser traurigen Fahrt zum traurigen Feste in Düsseldorf ein. Alle Kinder fand ich wohl — die beiden Freunde wohnten bei mir. Sonntag, den 24., reiste Joachim nach Endenich und kam abends unerwartet zurück; er hatte Robert gesprochen und war selbst

so beglückt, daß er mir die wonnige Nachricht nicht länger als nötig vorenthalten wollte. Er brachte an Johannes einen Brief*), und wie merkwürdig, im traulichen liebenden „Du“, ohne daß ich's Ihm von mir mitgeteilt. Ich war von allem furchtbar erregt, und das Sehnen faßte mein ganzes Herz in tiefstem Schmerz und Wehmut.... Johannes und Joachim waren gar lieb gegen mich, mein Herz aber war ganz bei Ihm, dem heißgeliebten Manne.... Mittwoch, den 27., Brief vom Arzt, daß Joachims Besuch (der erste, den er überhaupt in Zeit von zehn Monaten erhalten) Robert recht heiter gestimmt habe. Wir waren recht froh darüber, und Johannes und Joachim wollten gleich binnen kurzem völlige Genesung sehen, ich aber bin sehr vorsichtig in meinem Hoffen — es geht doch nur ganz Schritt für Schritt und ist wahrhaftig oft in Wochen kaum einer zu sehen! — den 28. Joachim reiste wieder ab. Gestern, heute und Freitag, den 29., brachte ich fast ausschließlich mit Ordnen und Verbrennen vieler Briefe zu, wobei mir Johannes treulich half! Ihm machte das Verbrennen Freude, das „sich krümmen“ so mancher Namen!... 30. Dezember, Brief von Robert, beglückend und betrübend zugleich. Silvester, — allein mit Johannes! ich schweige über die Gefühle, mit denen ich das neue Jahr antrat und dies alte schwere, unbeschreiblich unglückliche Jahr hinter mir ließ. Was wird das nächste bringen? Werde ich mein Glück wieder erringen? werde ich es jemals ganz wieder besitzen? Gebe Gott es! —“

Hatte das alte Jahr mit Zweifeln und Fragen geschlossen, so begann das neue mit Hoffnungen und Sorgen, Hoffnungen für andre, Sorgen für sich. Am Neujahrstag wurde das Schmerzenskind mit dem glückbringenden Namen Felix endlich doch, ohne den Vater, getauft. Außer zwei jungen Freundinnen des Hauses, Frl. Bölling und Hartmann, war Brahms Pate. Die Konfession machte es zu Claras Bedauern unmöglich, auch Joachim heranzuziehen.

---

* Briefe, N. F. 2. Aufl., Nr. 467 (S. 403).

Aber schon rüstete sie sich wieder zu neuer Fahrt. Eine Anfang Dezember an sie ergangene Einladung nach Wien hatte sie allerdings, wegen der großen Entfernung von Robert, geglaubt ablehnen zu müssen, dagegen hatte sie eine zu gleicher Zeit an sie gerichtete Aufforderung zum Jubiläumskonzert der Rotterdamer »Eruditio Musica« angenommen, mit der Nebenabsicht, damit eine Konzertreise durch die holländischen Städte, wie im vorigen Jahre, zu verbinden.

Und da sie einmal mit Reisegedanken beschäftigt war, so machte sie, zwischen halbgepackten Koffern, am 3. Januar 1855 sich und Joachim die Freude, mit Brahms für 24 Stunden nach Hannover zu fahren, um die Probe von des erstern „Heinrichs-Ouvertüre" zu hören. Sie bereute es nicht, denn das Werk machte auf sie den tiefsten Eindruck; „es packt einen ganz gewaltig", faßt das Tagebuch den Gesamteindruck der schönen Stunde zusammen.

Noch eine Freude stand ihr vor der Abreise, die sie, je näher sie rückte, mit banger Sorge vor neuer Trennung und neuem Alleinsein erfüllte, bevor: „Sonntag, den 8. Herrlicher Brief vom Robert*); — viel über Johannes' zauberische Balladen. Er schreibt so wunderbar schön, wie er es in den gesündesten Tagen nicht schöner konnte. Man meint, er müsse ganz gesund sein. Johannes will zu ihm. Am 11. fuhr Johannes nach Endenich, kam am Abend wieder und war ganz erfüllt vom Geliebten, den er wohl und heiter angetroffen; Robert hat sich sehr gefreut, ihn zu sehen und ihn herzlich empfangen. Johannes hat ihm seine Balladen und Variationen vorspielen müssen."

Im Zeichen dieser, wie sich freilich nur zu bald erweisen sollte, trügerischen** Verheißung auf eine baldige entschiedene Genesung

* Briefe, N. F. 2. Aufl. Nr. 468 (S. 404).

** Daß Brahms einen wesentlich ungünstigeren Eindruck, den Eindruck, es mit einem noch schwer Kranken zu tun zu haben, von Endenich mit fortgenommen und Clara „den schlechtern Teil seiner Beobachtungen" schonend vorenthalten habe, erzählt Kalbeck a. a. O. I. S. 208.

trat sie am 15. Januar die Reise an; der Tag vorher war langen ernsten Gesprächen mit Brahms gewidmet gewesen, die wie immer ihr Trost und Beruhigung brachten. „An seinen edlen Gesinnungen, seiner Geistesklarheit kann man sich wahrhaft erheben", heißt es im Tagebuch.

Der Abschied ward beiden schwerer vielleicht noch als der erste, jedenfalls so schwer, daß Brahms, der inzwischen in Düsseldorf sein Quartier im Schumannhause aufschlagen sollte, nachdem er am 15. sich am Rheindampfschiff, das Clara und ihre Begleiterin, Frl. Schönerstedt, nach Emmerich bringen sollte, von den Reisenden getrennt hatte, zwei Tage später in Rotterdam plötzlich vor der kaum verlassenen Freundin wieder auftauchte. „Erst war ich recht sehr erschrocken, dann aber überließ ich mich der innigsten Freude", schreibt sie, „denn wohl hatte ich schon gestern und vorgestern recht schmerzlich mein Alleinsein, doppelt im fremden Lande, empfunden."

Auf diese Weise konnte er, da er bis zum 23. Januar blieb, nicht nur das Festkonzert am 18., in dem Schumanns erste Symphonie aufgeführt wurde und Klara unter andern die Phantasie für Chor und Orchester von Beethoven spielte, mit genießen, sondern auch persönlich Fühlung mit einem Teil ihrer holländischen Freunde, Verhulst an der Spitze, gewinnen, ohne daß jedoch bei dieser ersten Berührung beide Teile Freude daran gehabt hätten, was dann wieder auf Claras Stimmung und auch in der Folge dieser Reise auf ihr Urteil über die Urteilsfähigkeit und musikalische Reife der Holländer entschieden nachteilig einwirkte.

Überhaupt leuchtete ihr diesmal in Holland kein günstiger Stern. Nicht daß man sie nicht überall, in Rotterdam, in Leyden, in Utrecht, Amsterdam, im Haag freundlich, ja mit Enthusiasmus aufgenommen hätte, wie vor einem Jahre, aber sie selbst stand, zum Teil infolge gemütlicher Erregungen, zum Teil infolge körperlichen Unwohlseins, beständig unter einem Druck, der sie auch für die Lichtseiten des

gegenwärtigen Aufenthalts wenn nicht blind, so doch weniger empfänglich machte und vor allem immer zu stillen Vergleichen mit der Vergangenheit reizte, bei denen die Gegenwart wohl nicht ganz zu ihrem Rechte kam. In Leyden und im Haag, am 23. und 24. Januar, litt sie vor allem schwer unter körperlichen Beschwerden, und wenn sie auch im letzten Ort ausdrücklich feststellt, „daß trotzdem das Es-dur-Konzert von Beethoven ihr selten so gut gelungen", so empfand sie am andern Tage, wie bei dem Festkonzert in Rotterdam und vor allem dem Konzert in Utrecht (am 27.), doch schmerzlich ihr Unvermögen, der Schwäche Herr zu werden. „Es mißlang mir sehr, weil ich gänzlich von Kräften war", schreibt sie aus Utrecht. Hier kamen allerdings noch seelische Erschütterungen hinzu.

Am Abend vorher hatte sie einen Brief von Robert erhalten, „der", wie sie schreibt, „mich so betrübte, daß ich die ganze Nacht in Tränen zubrachte." Nur zu begreiflich, denn dieser an und für sich leidlich und ruhig klingende Brief enthielt als Nachschrift die beängstigende unheimliche Bemerkung: „Meine Clara, mir ist, als stünde mir etwas Fürchterliches bevor. Sehe ich Dich und die Kinder nicht mehr, wie weh!"

„Es ist unglaublich schwer, mit zerrissenem Herzen vor das Publikum zu treten", heißt es nach dem Utrechter Konzert.

Das Gefühl des Alleinseins steigerte sich bis zur Unerträglichkeit, zumal auch die Briefe des Freundes gerade in dieser Zeit weniger regelmäßig sich einstellten. Dazu allerlei sonstige Verstimmungen, so das beständige Zusammentreffen mit Vieuxtemps, der, an sich als Mensch und als Künstler ihr unsympathisch, ihr durch seine Kunstübung unendlich schadete, weil er dem Publikum den Geschmack verdarb. Brahms muß keinen leichten Stand gehabt haben, der reizbaren, in schwarzen Gedanken sich verlierenden Freundin Mut zuzusprechen. Und doch ist er mit stets gleichbleibender Frische und unerschöpflichem Humor immer wieder bestrebt, sie auf andre Gedanken zu bringen. Heute scherzt er harmlos-ironisch über die brief-

lichen „Umarmungen“, mit denen es freilich von Amsterdam bis Düsseldorf gute Wege habe: „Es ist recht ungefährlich und höchst sittsam.“ Ein paar Tage später ein freundschaftlicher Rat: „Nach Berlin werden Sie doch nicht gehen? Ich rede nicht gern herein, weil ich immer fürchte, egoistisch zu scheinen. Aber jetzt bin ich's wirklich nicht; ich meine, das ist zu viel. Das können Sie nicht aushalten. Sie müssen sich ausruhen und auf die englische Reise gefaßt machen. Ich bitte Sie dringend, überlegen Sie es noch sehr, mindestens schreiben Sie noch nicht fest zu!!“ Dann wieder harmlose Neckerei und Selbstpersiflage: „Heute mittag sagte ich den Knaben, Sie hätten mir Küsse für sie mitgeschickt, die seien mir entgegengeflogen, daß ich mich ordentlich erschrocken. Da kamen sie denn und holten sie sich. Ich mußte sie aber improvisieren, denn sie waren zu wenig leibhaftig.“ Und auch der große Junge, der Kindskopf, verlangt sein Recht. „Jetzt sind Sie hoffentlich im Bett, und Fräulein Agnes (Schönerstedt) hat wieder die Nachthaube mit dem riesig langen Zipfel auf, der zum Bett heraushängt.“ Und am andern Morgen: „Guten Morgen Vielliebchen. Denken Sie, was ich die Nacht träumte. Ich hätte meine verunglückte Symphonie zu meinem Klavierkonzert benutzt und spielte dieses. Vom ersten Satz und Scherzo und einem Finale, furchtbar schwer und groß. Ich war ganz begeistert. Viel hab ich auch von Ihnen geträumt und Schönes. Grüßen Sie Fräulein Agnes . . . . sie möchte mir gut sein trotz meiner Neckereien. Ach, jetzt sieht die lange Klunker gerade zum Bett heraus und sieht zu, ob's schon Tag ist, und tut einen Angstschrei, wenn ein Jüngling zur Tür hereintritt (der Klunker). — Jetzt beißen Sie wohl gerade in ein Holländisch-Käse-Butterbrod? Guten Appetit.“

Gerade an demselben Tage aber hatte Clara ein sehr ernstes Gespräch mit Verhulst über Johannes' Balladen, das, wie sie im Tagebuch schreibt, „mich sehr traurig machte,“ denn wenn nun so einer sagt, er kann nicht warm dabei werden, es sei in den Sachen

nichts, das „unbedingt so sein müssen“, es sei „kein Zusammenhang“ usw. usw., was soll man dann von Laien verlangen.“

Kein Wunder, daß sie froh war, als sie am 8. Februar in Rotterdam unter großem Enthusiasmus der Zuhörer mit dem Es-dur-Konzert von Beethoven schließen und tags darauf in den Luft- und Gedankenkreis zurückkehren konnte, in dem allein sie sich wohl und heimatlich fühlte.

Mancherlei Überraschungen harrten ihrer dort; fröhliche und traurige. Am 12. Februar (zwei Tage nach der Rückkehr) meldet das Tagebuch: „sandte uns Joachim ganz wunderbare Variationen für Klavier und Viola. Groß und innig — ein Meisterwerk, eines Beethoven würdig! — Johannes spielte mir Kanons und Gigues von sich vor; er kann doch alles, was er will!“, aber am 13.: „Brief vom Arzt! Robert glaubt oft Musik zu hören, wie entmutigend ist das, wenn man immer wieder mit seinen Hoffnungen zurückgeworfen wird!“

Doch zum Besinnen und Träumen ließ das Leben keine Zeit: „Montag, den 19., mußte ich schon wieder hinaus in die Weite.“

Trotz der Abmahnungen des Freundes glaubte sie sich keine Ruhe gönnen zu dürfen, sondern die Zeit und Gelegenheit wahrnehmen und bindende Zusagen, die sie im Dezember sowohl Joachim wie den Berliner Freunden wegen einer Fortsetzung der erfolgreichen Konzertfahrt gegeben, halten zu müssen, galt es doch, für Mann und Kinder zu sorgen.

Diesmal wußte Robert von ihrem Vorhaben, und in ein von Brahms zu diesem Zwecke ihr geschenktes „Gedächtnisbuch“ wollte sie dem Geliebten „aus jeder Stadt, in der sie geweilt, eine Blume weihen.“ Es sollte ihm später eine Freude sein. Er hat es nie gesehen!

Die erste Station war natürlich, wenn auch nicht zu Konzertzwecken, Hannover, aber diesmal nahm sie keinen ungetrübten Eindruck von dort mit fort, infolge eines Wiedersehens mit Jenny Lind, bei der sie mit ihrer geliebten Freundin ziemlich hart anein-

ander geriet, weil diese von Brahms' Variationen nichts wissen wollte und von „verkehrter Richtung" sprach.

In Berlin, wo sie diesmal bei dem jung verheirateten Ehepaar Friedländer ihr Quartier aufschlug, harrte ihrer schwere Arbeit. Es war eine große Tournee mit Joachim nach Nordosten geplant, die nun, da Joachim im letzten Augenblick sich nicht für die erforderliche lange Zeit frei machen konnte, so gut wie ganz ins Wasser fiel; und wenig erfreulich schien sich auch zunächst die erste Fahrt zu gestalten, deren Ziel Danzig war. Bei Reinicks Witwe und im Behrendschen Kreise fand sie zwar herzlichste Aufnahme, aber die „Flügelnöte" verleideten ihr hier, wie so oft, den Aufenthalt. „Nie spielte ich auf solchem Instrument!" heißt es nach dem ersten Konzert, „Joachim, wie er immer so liebenswürdig gegen mich ist, so auch als Kollege, Konzert-Leidens-Gefährte!"

In den schweren Erinnerungstagen — es ward ein Jahr, seit Robert nach Endenich gebracht war — empfand sie überhaupt die Nähe dieses Freundes als einen besondern Trost wohltuend. „Welch ein seltner Mensch dieser Joachim, voller Edelsinn als Mensch wie als Künstler!" „Ein Jahr heute", heißt's am 4. März, „daß Robert nach Endenich abreiste. Ich war am Morgen sehr traurig, als ich aber hinaus kam und die Sonne so herrlich schien, da war mir's, als spräche Johannes tröstend zu mir." Überhaupt gestaltete sich auch in Danzig alles schließlich viel freundlicher und lichter, wenn ihr auch die Wolke von Trauer, die über dem Hause ihrer Gastfreunde lag, oft das Atmen schwer machte. Die zwei Konzerte fanden großen Beifall, und mit herrlichen Blumen überschüttet nahm sie von schnell gewonnenen Freunden am Bahnhof schließlich am 7. März Abschied.

In Berlin rief sie beide sofort die Pflicht wieder in den Konzertsaal, da sie beide in dem Konzert des Sternschen Gesangvereins — Clara mit der Phantasie für Piano, Chor und Orchester von Beethoven — am 8. mitzuwirken hatten. Eine eigentümliche Ent-

deckung glaubte Clara übrigens an diesem Abend zu machen. Mendelssohns Violinkonzert, von Joachim gespielt, übte auf sie zum ersten Male nicht mehr den alten Zauber aus, und Trauer erfüllte sie über dies anscheinend so schnelle Veralten. In diesem Falle aber lag die geringere Wirkung doch wohl mehr an einer momentanen ungünstigen Stimmung und auch daran, daß Joachim dies Stück zufällig nicht so mit Lust spielte wie sonst. Dieser Konzertabend bedeutete zugleich die Trennung von Joachim, der noch am selben Abend nach Hannover zurückmußte, so daß ein bereits dreimal verschobenes Konzert, das sie mit ihm zusammen geben wollte, ebenfalls ausfiel. Ihr war's nicht unlieb, sie fühlte doch die Strapazen sehr und hatte unter dem Eindruck des Nachlassens der notwendigen Frische sowohl die englische Reise für dies Jahr aufgegeben wie ein ebenfalls noch geplantes Konzert in Leipzig.

Aber eigentliche Rast gönnte sie sich damit keineswegs, vielmehr rüstete sie, nachdem sie in einem Wohltätigkeitskonzert am 10. März sich selbst darüber gefreut hatte, wie gut ihr Beethovens Sonate Op. 101 gelungen, und außerdem an der Wiedergabe von Roberts „Requiem für Mignon" durch den Domchor sich erbaut hatte, sich unmittelbar danach zu einer Reise, die als eine Erholungsreise jedenfalls nicht angesehen werden konnte, einer Konzertreise nach Pommern, und zwar allein, — ein in jeder Beziehung verwegenes Unternehmen, das sie denn auch in vielen verzweiflungsvollen Stunden bitter bereute, an manchen Stationen allerdings mit der wunderbaren Elastizität ihrer Stahlfedernatur wieder humoristisch aufzufassen fähig war.

Es war doch eine andre Welt, als sie sie eigentlich gewöhnt war, dies Pommern im Märzschnee von 1855.

Seltsame Kontraste zwischen steifer, aufgeputzter Unnatur, Schale ohne Inhalt, wie bei den „reichsten Leuten in Pommern", die ihr in Greifswald Gastfreundschaft erwiesen, „daß mir's ganz ungemütlich wurde", und behaglichst gemütlichem, musikalisch empfänglichen Bürgerpublikum in Stralsund, und vor allem dem animierten

wesentlich aus Gutsbesitzern bestehenden Publikum in Grimmen, wo im Hause des gastfreundlichen Bürgermeisters beim Abendessen ein Strauß mit Pomeranzen „mit spaßigen Andeutungen" überreicht wird, und Clara in der folgenden Nacht, im Zimmer des Hausherrn, das voll Büchern, Statuen und chemischen Instrumenten steckt, sich mit der Vorstellung quält, „daß alle Schriftsteller aus ihren Büchern heraussteigen könnten." Das Seltsamste und Lustigste aber war wohl die Fahrt nach Bergen, auf eine Einladung des dortigen Kreisgerichtsdirektors Eckenbrecher, wenn sie auch pekuniär so gut wie nichts ergab, doch ein Abenteuer nicht ohne Reiz. Zunächst die Fahrt im Schlitten über das Eis des Sundes zwischen Rügen und dem Festland; „dann in einem wahren Holzkasten nach Bergen, wo wir — treuer Begleiter auf dieser pommerschen Irrfahrt war ihr der Stralsunder Musikdirektor mit dem auf das Milieu so wundervoll abgestimmten Namen Bratfisch — um 6 Uhr ankamen; ich gänzlich zerschlagen, denn der Weg war furchtbar. Die Soiree (man hatte mich nicht mehr erwartet) war im Hause des Dr. Eckenbrecher, bei dem ich wohnte, und begann ½ 8 Uhr. Ich spielte fast allein, Dr. Eckenbrecher sang einige Lieder. Nach der Soiree waren noch viele bei meinem Wirt zusammen, ich war aber so angegriffen, daß mich ein förmlicher Weinkrampf überfiel und ich zu Bett mußte. Es tat mir leid für die so liebenswürdigen Leute, die mir gern Gutes getan hätten. Morgens brachten mir einige ein Ständchen und sangen sehr hübsch, wir frühstückten dann noch zusammen, und nachdem fuhr ich mit Bratfisch . . . nach Stralsund." In Stralsund wird noch am selben Vormittag ein Instrument gesucht, im Saal in vollkommen durchnäßten Kleidern geprobt und am Abend das zweite Konzert gegeben, wobei die selbst sehr animierte Künstlerin dem dankbaren glücklichen Publikum die C-dur-Sonate von Beethoven als Zugabe spielt!

Damit hatte diese abenteuerliche Reise ihr Ende erreicht, über Rostock kehrte sie am 20. nach Berlin zurück und fuhr mit kurzer

Rast weiter nach Düsseldorf, wo sie am 22. März wieder eintraf. „Ich kann's gar nicht sagen, wie glücklich ich war, den geliebten Freund endlich wiederzusehen. . . . Er ist ja mein Halt, meine Stütze, ohne ihn schwindet mir der Mut immer mehr. Robert, mein heißgeliebter Mann, überraschte mich mit einem lieben Brief als Willkomm wieder zu Haus."

„Ruhetage!" meldet das Tagebuch mit einem vielsagenden Ausrufungszeichen; wie es schien, auch Freudentage: „Mit Johannes theoretische Studien begonnen, ein „herrlicher Brief" von Robert an Johannes und ein Brief [an Brahms] von Joachim: „miete!!!", d. h. er kommt, um hier einige Zeit zu bleiben"; auch der immer so besonders ersehnte musikalische Monatsschluß fehlt nicht: „31. März. Johannes spielt mir immer Herrliches wunderbar schön vor, so heute die H-dur-Phantasie von Beethoven, die ich gar nicht kannte. Er selbst hat mehrere Sarabanden, Gavotten und Gigues gemacht, die mich entzücken." Und nicht minder ein musikalischer Monatsanfang: „Sonntag, den 1. April, fuhr ich mit Johannes nach Köln, das riesigste aller Werke, die Missa Solemnis von Beethoven zu hören. Es überwältigte uns ganz und gar, und wahrhaftig, es ist Musik, wie von einem Gott für keine Menschen, sondern Götter geschrieben, denn kaum faßt man es. Montag, den 2., besah ich mit Joh. den Dom, und uns beiden fiel zu gleicher Zeit ein, wie die Messe in ihrer Größe und Kunst wohl diesem Dome zu vergleichen sei, der einem auch wie von Göttern gebaut erscheint."

„Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn!"

Ein Besuch, den Brahms am selben Tage in Endenich abstattete, brachte nicht nur durch die Erzählungen, sondern besonders durch die erneute Bestätigung, daß Schumann darauf dringe, Endenich zu verlassen, Unruhe und Schatten. Sie selbst hatte den einsamen Tag genutzt, eine Romanze für den nahen Geburtstag des Freundes zu komponieren: „Sie ist aber recht traurig in der Stimmung; ich war's so sehr, als ich sie schrieb."

War es die Sehnsucht, auf andre Gedanken zu kommen, oder stak ihr die Reiseunruhe doch noch zu sehr im Blute — sie ist Zeit ihres Lebens, auch wenn sie gelegentlich darüber klagte, gern auf Reisen gewesen — genug, der Monat ging nicht zu Ende, ohne daß wieder die Koffer gepackt wurden. Einmal freilich wurden die schon halbgepackten wieder ausgepackt, es galt der Genoveva-Aufführung in Weimar, zu der Liszt herzlich eingeladen hatte; im letzten Augenblick gab man's jedoch als „zu kostspielig" auf. Dagegen wurde eine Woche später ein plötzlich gefaßter Reiseentschluß auch ausgeführt: In Hamburg führte Otten den „Manfred" auf, und diese Aussicht war zu verlockend, als daß die Kosten (allerdings fuhr man 3. Klasse) dabei hätten eine Rolle spielen dürfen. Am 19. April fuhr sie mit Brahms über Hannover nach Hamburg und wohnte — zum erstenmal — bei Brahms' Eltern. Die Aufführung, die am 21. stattfand und der die Ouvertüre zur „Braut von Messina" voranging, ergriff sie aufs tiefste, auch die Ausführung befriedigte. Und um den erhebenden Eindruck — „es war ein Genuß, wie ich ihn selten im Leben gehabt", — noch recht harmonisch ausklingen zu lassen, erhielt sie am folgenden Tag „den schönsten aller Briefe" von Robert. „Er schreibt ganz erfreut von Bettinas Besuch, ferner, daß er Joachims Heinrich-Ouvertüre à 4 m. setzen wolle, daß er viel arbeite usw. usw. Ich war recht glücklich darüber, soviel es eben möglich ist, zu sein, wo ich Ihn nicht habe. . . . Bei Johannes' Eltern befand ich mich doch recht behaglich. — Die Frau ist so prächtig! Sie gibt's, wie sie's hat, so einfach gemütlich, macht gar kein Hin- und Herredens, und so hab' ich's am liebsten." Doppelt wohltuend empfand sie wohl diese echte schlichte Vollnatur im Gegensatz zu manchen aus den hochgebildeten musikalischen Kreisen, unter denen namentlich eine Dame mit ihrem „Himmeln" und „Hinschmelzen in Musikwonnen" sie förmlich entrüstet: „Wenn nur die Leute nicht immer dächten, daß sie sprechen müßten. Wer nichts Gescheites zu sagen weiß nach herrlicher Musik, der halte doch

lieber das Maul!" Besonders erwünscht aber war ihr bei dieser Gelegenheit, bei Johannes' Eltern manche falsche Ansichten und Vorurteile zerstreuen zu können, deren Ursprung sie wohl nicht ohne Grund auf seinen alten Lehrer Marxsen, „der das Künstlerleben von der materiellsten Seite erfaßt," glaubte zurückführen zu dürfen. „Wie kann es mir so leid tun, Johannes gerade von den Seinigen am wenigsten verstanden zu sehen! Mutter und Schwester ahnen nur das Außerordentliche in Ihm, aber Vater und Bruder können nicht einmal das."

Der am 24. höchst befriedigt, nicht zum wenigsten auch durch einen musikalischen Abend bei Joachim auf der Rückreise, Heimkehrenden ward freilich schnell wieder das Auge getrübt durch Nachrichten vom Arzt aus Endenich, der die fieberhaft gesteigerte Arbeitslust als ein keineswegs günstiges Symptom gelten lassen wollte. „Litte doch der Arzt einen Freund um ihn", schreibt Clara. Sie ahnte nicht, daß weder Freund noch Arzt mehr Linderung oder gar Heilung zu bringen vermochten.

Zu ihren eignen Sorgen kam in diesen Wochen besonders auch die Sorge um die Zukunft des Freundes hinzu. Schon nach Berlin hatte er ihr im Februar geschrieben: „Wenn Ihnen etwas daran liegen sollte, so hüten Sie vor allem, daß ich nicht einmal plötzlich nach Hamburg durchgehe, oft denke ich ernstlich daran, wenn ich mich zu sehr über meine Verhältnisse ärgere. Aber wie hielt ich's denn auch aus ohne Sie alle!! Es ist doch auch nicht die geringste Aussicht, daß ich noch irgend welche Stunde hier bekomme.... Wie soll's werden!"

Und seitdem war es sicher nicht besser geworden. Die Düsseldorfer Musikdirektorstelle, die man bis dahin immer noch für Schumann offen gehalten, und für die Schumann zunächst an Brahms gedacht hatte, war inzwischen, was keinen Kenner der Verhältnisse übrigens irgendwie überraschen konnte, Tausch zugefallen, und damit diese still und heiß gehegte Hoffnung begraben. Und während Schu-

manns Nachfolger so Gelegenheit geboten war, in seinen Quartett-abenden ein Quartett seines Vorgängers, wie Brahms es ausdrückt, „den Instrumenten abzuzwingen — „Es ist etwas Trauriges", schreibt er darüber an Clara, „solche Quälereien anzuhören, weder Instrumente noch Noten wollen es sich gefallen lassen; diese wollen schon im ersten Satz davonlaufen, und jene zanken und schreien oft jämmerlich" * — ging Johannes Brahms in demselben Düsseldorf umher, vergeblich bemüht, Gelegenheit zu erhalten, „Dilettanten abzurichten", d. h. Klavierstunden zu bekommen.

Und wie gesagt, auch das Frühjahr hatte keine Besserung in dieser Hinsicht gebracht. „Die kleine Arnold aus Elberfeld", schreibt Clara Mitte April traurig, „nimmt jetzt bei Johannes Theorieunterricht." Könnte ich ihm doch mehr Schülerinnen verschaffen — der Arme hat doch rechtes Leiden, daß er trotz aller Bemühungen nichts verdienen kann. Ich suche ihn zu trösten, soviel ich kann, es kommt schon auch wieder besser! Mit Verlegen von Werken ist jetzt gar schlimme Zeit! Die Verleger haben kein Geld, durch den unglückseligen Krieg mit Rußland stocken alle Geschäfte; ein jeder klagt, und selbst wir Hausfrauen empfinden dies bitter durch die furchtbare Teuerung, die fast alle Preise verdoppelt gegen sonst."

Trotz all dieser Wolken am Himmel wurde des Freundes 22. Geburtstag am 7. Mai im Schumannhause als ein rechter Festtag gefeiert: „Er genoß ihn recht mit heiterstem Sinne", schreibt Clara, „daß ich mir ordentlich mit jünger geworden erschien, denn er zog mich mit in den Strudel seines Humors, und seit Roberts Krankheit verlebte ich doch keinen so heitern Tag, obgleich ich am Morgen einige Zeilen von Robert erhielt, die mich sehr beunruhigten, da er mich auf einen Brief bis übermorgen verweist, aber von unruhigen Tagen, die er gehabt, spricht. Johannes

* Über eine Aufführung der vierten Symphonie von Schumann im März heißt es: „Frl. Leser hat sich bemüht, bei der Symphonie begeistert zu werden; es wollte aber nicht gehen; ich hab's weiter gar nicht versucht."

ließ mich meiner Unruhe nicht nachhängen! An ihn schickte Robert die Original-Partitur der Braut von Messina-Ouvertüre mit einigen sehr lieben Worten. Ich schenkte ihm außer einem Dante und Ariost, Roberts und seiner Mutter und Schwester Photographie. Joachim kam am Nachmittag, um Johannes' Freude noch voll zu machen."

Aber auch diesmal folgte der Freude die Enttäuschung und Ernüchterung auf der Spur.

Schon am folgenden Tag kam aus Endenich ein Brief des Arztes, der die durch Roberts an Clara gerichtete Zeilen geweckten Befürchtungen nur zu sehr bestätigte: „Schlimme Nachrichten. Robert hat unruhige Tage, Mangel an Schlaf und spricht wieder von Stimmen. Ach, er hat sich zuviel mit Arbeiten angestrengt! ich habe auch den versprochenen Brief nicht erhalten!"

Sie sollte ihn nie erhalten; die an Brahms' Geburtstag erhaltenen Zeilen sollten die letzten bleiben, die er an sie richtete. Sie mögen hier Platz finden:

Liebe Clara!

Am 1. Mai sandte ich Dir einen Frühlingsboten; die folgenden Tage waren aber sehr unruhige; Du erfährst aus meinem Brief, den Du bis übermorgen erhältst, mehr. Es wehet ein Schatten darin; aber was er sonst enthält, das wird Dich, meine Holde, erfreuen.

Den Geburtstag unsres Geliebten wußt' ich nicht; darum muß ich Flügel anlegen, daß die Sendung noch morgen mit der Partitur ankömmt.

Die Zeichnung von Felix Mendelssohn hab' ich beigelegt, daß Du [sie] doch ins Album legtest. Ein unschätzbares Andenken!

Leb wohl, Du Liebe!
Dein
Robert.

5. Mai — —

Die Schriftzüge sind, wie überhaupt die meisten Briefe aus der Krankheit, gegen früher auffallend klar und deutlich und dabei durch-

aus im Charakter der Handschrift. Und doch gilt, wie von dem nicht mehr abgeschickten Briefe, von diesem Blatt und allen vorangehenden Grüßen: „Es wehet ein Schatten darin.“ Man kann ihn nicht fassen, nicht mit Händen greifen, aber er ist da!

In diesen Sorgen und Schmerzen brachte Mitte Mai ein Brief Bettinas, die schon seit einigen Wochen in Bonn weilte, ein neues, die Seelenpein ebenso furchtbar wie unnötig steigerndes und verschärfendes Moment.

„Liebe Freundin“, schrieb sie, „durch Ihre Vermittelung habe ich Herrn Schumann zu sehen verlangt. Durch einen öden Hof und ein ödes Haus ohne Lebenszeichen kamen wir in ein leeres Zimmer . . . Hier harrten wir des Arztes, der endlich erschien und eine Weile mit Reden uns aufhielt. Ich drang darauf, Ihren lieben Mann zu sehen, so führte er uns wieder durch öde Gänge in ein zweites Haus, worin es so stille war, daß man eine Maus hätte laufen hören können. Hier stellte er uns ein Frl. Reumont vor und ließ uns allein mit ihr, nach geraumer Zeit kam er, um zu melden, daß Herr Schumann nicht in seiner Wohnung, sondern in Gegenwart des Frl. Reumont uns zu sprechen wünsche. Nachdem eine Stunde verflossen war, kam er, ich eilte ihm entgegen, die Freude erglänzte auf seinem Antlitz, uns zu sehen; während Gisela mit Frl. v. Reumont auf dem Hofe sich unterhielt, sagte er mir mit Worten, die er nur mit Mühe aussprechen konnte, das Sprechen sei ihm immer schwer geworden, und nun er seit länger als einem Jahr mit niemand mehr rede, habe dies Übel noch zugenommen. Er unterhielt [sich] über alles, was ihm Interessantes im Leben begegnete, über Wien, über Petersburg und London, über Sizilien, über Brahms' und Woldemars Werke, über Joachims Genius seiner Kompositionen, welcher den seiner Virtuosität weit überflügele, kurz, er sprach über alles unausgesetzt, was ihn je freudig erregt hatte, und obschon Frl. Reumont uns Gelegenheit anbot zum Aufbrechen, nahm ich die Zeit mir wieder, die man mich hatte verlieren lassen. Gerecht

und gütig, voll liebendem Feuer für seine Schüler, durch sein Anerkenntnis den Reiz der Begeisterung in ihnen erhaltend, ist er einzig angestrengt, sich selbst zu beherrschen, allein, wie schwer wird ihm dies, wo er von allem, was ihm heilsam und ermunternd sein könnte, geschieden bleibt? Man erkennt deutlich, daß sein überraschendes Übel nur ein nervöser Anfall war, der sich schneller hätte beenden lassen, hätte man ihn besser verstanden oder auch nur geahnt, was sein Inneres berührt; allein dies ist bei Herrn Richarz nicht der Fall, er ist ein Hypochonder . . . der eher Schumanns Seelenadel nicht so wohl versteht, als ihn für ein Zeichen seiner Krankheit annimmt. Ich höre mit Freuden; daß Sie ihn recht bald wieder im Kreis seiner Familie erwarten, doch Sie werden wohl auch den Wunsch haben, ihn vor aller zu heftigen Erschütterung zu hüten, und diese Rückkehr zu den Seinigen, die seine ganze Sehnsucht erfüllt, könnte leicht zu stark auf ihn wirken, da er bisher ohne Teilnahme war; ich habe darüber nachgedacht, vielleicht ließe sich's zuvörderst vermitteln, ihn mit einigen seiner Kinder zusammen zu bringen, wo er auch Musik hören könnte, ich werde darüber dem Joachim schreiben."

Dieser gut gemeinte, aber wenigstens in seinen Urteilen über die Anstalt, den Charakter von Schumanns Leiden geradezu unverantwortliche Brief — der typische Fall des gebildeten Laien, der nach oberflächlichsten Eindrücken, die zudem für den objektiven Leser gerade das Gegenteil von dem beweisen, was sie sollen, sich ein Urteil anmaßt — erregte natürlich in Claras Seele die peinlichsten, quälendsten Empfindungen. Auf ihren Wunsch fuhr Joachim sofort nach Bonn und berichtete ihr nach seiner Rückkehr, was zu erwarten war, daß Schumann sehr erregt sei, und daß die Ärzte durchaus nicht dafür seien, jetzt einen Aufenthaltswechsel eintreten zu lassen. So war er, vor allem durch seine im Gegensatz zu Bettinas gewaltsamer Tonart besonders wohltuende Ruhe und Besonnenheit, mit der er auch andre, durch den Brief geweckte Befürchtungen

und Zweifel über den Direktor der Anstalt und seine Ansicht von Roberts Zustand zu zerstreuen wußte, verhältnißmäßig leicht imstande, diesen freundschaftlichen Mißgriff einigermaßen wenigstens zu paralysieren. Eine Zusammenkunft Claras mit Dr. Richarz in Brühl wenige Tage später, bei der dieser ihr ruhig und sachlich seine Meinung sowohl über den bisherigen Verlauf der Krankheit wie seine Vermutungen über die Zukunft mitteilte, trug zur weitern vorläufigen Beruhigung bei; namentlich dadurch, daß er auch jetzt noch an einer endlichen Genesung festhielt und den augenblicklichen, weniger guten Zustand nicht als einen „Rückschritt", sondern als einen „Aufenthalt in der Genesung" angesehen wissen wollte. Freilich fielen mit seiner Entscheidung, daß diese „im günstigsten Falle" nicht vor dem Winter erwartet werden dürfe, und daß auch dann zunächst die allerruhigste Umgebung für ihn geboten sei, ihre Pläne für den Winter, ihren Aufenthalt nach Berlin zu verlegen und ihm dort die neue Heimat aufzubauen, in sich zusammen.

Die Tage des Düsseldorfer Musikfestes, mit einer Aufführung der „Peri" und der Lind als Peri, die nicht nur das ganze musikkundige und musikfreudige Rheinland, sondern aus ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus Musiker und Musikfreunde in der Düsselstadt vereinigten, waren unter diesen Verhältnissen für Clara alles eher als eine Auffrischung. Denn jedes bekannte Gesicht, das auftauchte, jede Freude des Wiedersehens mit alten Freunden — Grimm und Grädener wohnten bei ihr — ward beschattet durch die Erinnerungen an die Vergangenheit, und vor allem die Vergleiche mit dem letzten Musikfeste vor drei Jahren, wo der Geliebte scheinbar noch in voller schöpferischer Kraft den Mittelpunkt des ganzen festlichen Treibens gebildet hatte. Und auch sonst klangen Dissonanzen an.

Mit Jenny Lind wollte sich der alte herzliche Ton nicht wieder finden, der Gegensatz ihrer künstlerischen Anschauungen, besonders über Brahms, verschärfte sich mehr und mehr. Und Liszt, der

wie immer ihr strahlend liebenswürdig, ritterlich und in jeder Beziehung entgegenkommend gegenübertrat, hatte auch diesmal wieder das Schicksal, sie durch seine bestgemeinten Aufmerksamkeiten zu verstimmen und zu erregen. Bei einer von Clara am Tag nach dem Musikfeste veranstalteten Hausmusik, die sie selbst mit Joachim mit Roberts D-moll-Sonate eröffnet hatte, ließ Liszt es sich nicht nehmen, mit ihr die Genoveva-Ouvertüre zu spielen. „Das war aber so schauderhaft, daß ich meinem Herzen nur in Tränen Luft machen konnte. Wie schlug er auf das Instrument, welch ein Tempo nahm er; — ich war außer mir, daß in diesen, durch Ihn, den teuren Komponisten, geheiligten Räumen sein Werk so entweiht werden durfte. Liszt spielte darauf, wieder ebenso schrecklich, Bachs chromatische Phantasie; und hatte er mir einesteils alle Freude am Musizieren heute benommen, so fühlte ich doch jetzt den unwiderstehlichsten Drang, einen gesunden Ton zu hören und würdiger mit Roberts symphonischen Etuden zu beschließen, die mir wie selten gelangen; ich fühlte mich mehr denn je davon begeistert."

Und wie sie sich hier so durch ihre Kunst selbst die innere Freiheit und Freudigkeit wiedererkämpfte, so brachte ihr auch das Musikfest selbst Stunden tiefer, großer Freudigkeit in der Aufführung der „Peri". „Die Lind", heißt es im Tagebuch darüber, „wunderbar poetisch — die herrlichste Peri, die man sich denken kann. Welcher Zauber liegt schon in dem verschiedenen Charakter ihrer Stimme. Das Sehnsüchtige der Peri; dann am Schluß die Wonne, es kann nicht schöner gedacht werden, als sie es gab! Wie sang sie den Schlafchor, es rührte einen bis ins Innerste; ach, hättest du, mein Robert, das hören können! . . . Und der Schöpfer dieses Werkes und so vieler herrlicher bist du, mein Robert, mein über alles Geliebter, und wie mußt du es büßen, daß du so Herrliches schufest."

Unter den Musikfestgästen hatten sich auch drei junge Prinzessinnen von Lippe aus Detmold befunden, sie hatten Clara aufgesucht und

dabei den Wunsch geäußert, sie möge auf einige Wochen nach Detmold kommen, um dort der Prinzessin Friederike einige Stunden zu geben. In der zweiten Juniwoche ward dieser Wunsch von Detmold aus, in der Form einer offiziellen Anfrage und mit der Bitte, ihre Bedingungen zu stellen, wiederholt. Nicht leichten Herzens ging Clara darauf ein. Der Gedanke an die Trennung von den Freunden Brahms und Joachim, mit denen sie gerade in den letzten Wochen sich auch musikalisch so recht eingelebt hatte, und die unbestimmte Furcht vor unbekannten Verhältnissen sprachen dagegen; aber da man in Detmold ihre Bedingungen in liberalster Weise bewilligte, hielt sie es doch für ihre Pflicht, das Anerbieten nicht auszuschlagen, und trat am 15. Juni, diesmal in Begleitung von Frl. Wittgenstein die Reise an den Hof an. „Schlimmer Tag ..... wie wird mir die Trennung von Johannes schwer. Wie mit ganzer Seele hänge ich an dem Freunde! wie mächtig fühle ich das immer, wenn ich mich von Ihm trennen muß."

Aber sie hatte den Schritt nicht zu bereuen, und wenn auch in den nun folgenden 14 Tagen die Sehnsucht nach dem mit Joachim in Düsseldorf zurückgebliebenen Freunde nicht schlummerte, sie empfand es doch jeden Tag, daß sie es gut getroffen, und daß man es hier schon eine Weile aushalten könne. Anmutige Gegend, behagliches Wohnen und der tägliche Verkehr mit vornehmen, liebenswürdigen und für Kunstgenuß empfänglichen und dankbaren Menschen wirkten harmonisch zusammen.

In der Prinzessin, ihrer Schülerin, fand sie „eine Dilettantin, wie man sie unter Prinzessinnen so leicht wohl nicht findet, und in deren Mutter, der Mutter des regierenden Fürsten, „eine prächtige Frau, voller Herzensgüte und recht musikalisch, so daß ich sie wirklich gern über Musik sprechen hörte." Vor allem trug das lebendige Interesse des regierenden Fürsten für Musik, das sich sowohl im täglichen Verkehr wie in den musikalischen Veranstaltungen während ihrer Anwesenheit bekundete, dazu bei, ihr über das an-

fänglich fast unerträgliche Gefühl der Vereinsamung und des Verlassenseins hinwegzuhelfen. „Man trägt mich wahrhaft auf Händen und zeigt mir eine Teilnahme mit meinem Geschick, die mich oft zu Tränen rührt, besonders die Fürstin Mutter.“ „Ich spiele täglich am Nachmittag vor, da kommen dann die Herrschaften zu mir“, berichtet das Tagebuch. Eine musikalische Soiree im Schlosse, wenige Tage nach ihrer Ankunft, bei dem sie das Es-dur-Konzert von Beethoven spielte, erweckte ihr auch einen nicht ungünstigen Eindruck von den Leistungen der Kapelle. „Die Gesellschaft war klein.“ Eine zarte Rücksicht des Fürsten, weil sie ein Konzert im Theater geben wollte! Zu diesem Konzert selbst ward ihr mit fürstlicher Munifizenz Theater, Beleuchtung und Orchester zur Verfügung gestellt. Eine besondere Überraschung aber bereitete ihr der Fürst dadurch, daß er während dieser Zeit Joachim zu zweimaligem Spiel einlud und dadurch nicht nur Gelegenheit bot zu ein paar für Hörer wie Ausübende gleich genußreichen musikalischen Abenden, sondern vor allem auch Clara durch den Gedankenaustausch mit dem treuen Freunde eine große Freude bereitete. Die letzte Stunde (am 1. Juli) endete auf beiden Seiten unter Tränen. „Ich kann wohl sagen, daß ich mit Wehmut von Menschen scheide, die mir mit solcher Herzlichkeit entgegenkommen.“

Auf der einsamen, schönen Fahrt durch den Teutoburger Wald, deren schon früher gedacht wurde, eilten trotzdem die Gedanken in sehnsüchtiger Freude dem in Düsseldorf ihrer harrenden Freunde entgegen. Mit ihm vertiefte sie sich nach der Rückkehr zunächst mit ungeheurem Lustgefühl in das Lisztsche Arrangement der 9. Symphonie.' „Das klang ganz herrlich“, heißt es, „die nächsten Tage spielten wir sie täglich und mit wahrer Wonne.“ Ein Besuch Wilhelm Grimms mit seinem Sohn Hermann in der zweiten Juliwoche gab Anlaß zu einem schönen musikalischen Abend, an dem Brahms und Joachim „prächtige Duos“ von Haydn und Clara mit Brahms einige 4händige Albumstücke den gern gesehenen

Gästen vorsetzten. Dagegen brachte ein Brief Jenny Linds aus Ems, trotzdem es sich um ein schon während der Musikfesttage verabredetes, von ihnen beiden gemeinsam in Ems zu veranstaltendes Konzert handelte, einen leisen Mißklang durch die Bitte, „klare Sachen zu wählen, die schönheitsliebende Menschen verstehen könnten.“ Das war ein Stich resp. eine Warnung, aus dem Programm die „verkehrte Richtung“ fernzuhalten, ein Stich, den Clara sowohl um derentwillen, von der er ausging, wie um dessentwillen, auf den er zielte, schmerzlich empfand. „Die Welt ist doch böswillig“, schreibt sie im Tagebuch, „immer bereit, Neues, Bedeutendes mit Füßen zu treten!“ Der Freundin aber erwiderte sie, sie gäbe nur solche Musik, die ihrer Überzeugung nach schön, „dem Publikum zu Gefallen nur solche, die sich eben mit meiner Überzeugung vertrüge“, was auch einem Stich nicht ganz unähnlich schien und in Wahrheit auch als kleine Vergeltung empfunden werden sollte und konnte.

Dies Konzert in Ems sollte ihr überhaupt noch böse Stunden bereiten.

Am 12. Juli war der allgemeine Aufbruch gewesen, Joachims Ziel war Tirol, Clara, die diesmal als Reisebegleiterin die getreue Bertha mitnahm, und Brahms strebten zunächst Ems zu. „Mir war's zum Zerspringen ums Herz, als ich an Bonn vorüber fuhr. Johannes übte wie immer auch hier seinen Einfluß; er zog mich bald ab von meinen traurigen Gedanken.“ Die Fahrt durchs Rheintal ward sehr genossen, auch Ems' malerische Umgebung wußten sie zu würdigen, weniger aber die Badegesellschaft, vor der Brahms am folgenden Tage Reißaus nahm. Clara, allein inmitten dieses Treibens, auch an der Lind nicht die freundschaftliche Stütze findend, auf die sie gerechnet hatte, fühlte sich höchst unbehaglich. Das Schlimmste aber war das Konzert selbst, das brechend voll war, zu dem die Detmolder Herrschaften eigens herübergekommen waren. „Unter welchen Gefühlen gab ich es! Wie fühlte ich mich

entwürdigt vor solchem Publikum, das keines meiner Stücke begriff, sich auch gar nicht die Mühe nahm, sondern nur immer auf die Lind wartete. Wahrhaftig der ganze vergangene Winter mit all den großen Strapazen war mir kein solches Opfer als dieser Abend, wo ich mich demütigen mußte aus Pflichtgefühl . . . Ich kämpfte schwer mit meinen Tränen und war nur froh, daß keins meiner Lieben zugegen war, denn Robert wie Johannes hätte das Herz geblutet, hätten sie mich in so entwürdigter Stellung gesehen . . . Zu Hause weinte ich noch viel — hätte ich doch Johannes bei mir gehabt, er hätte gewiß Trost für mich gehabt. — Der Überschuß dieses Konzertes betrug 1340 Taler, hinreichend, meine Familie die Sommermonate hindurchzubringen und noch etwas zurückzulegen. Ich sandte zu den schon im vorigen Winter ersparten 500 Talern noch 500 an Paul Mendelssohn. Nun habe ich bei ihm 1000 Taler stehen, das macht mir Freude, wenn ich's meinem teuren Robert einmal sagen kann. So habe ich für dies Erlittene doch wenigstens den Trost!"

Dieser Trost sollte ihr ja versagt bleiben, aber einen andern hatte ihr das Schicksal in den all diese widerwärtigen Eindrücke wegspülenden, erfrischenden und erquickenden Wandertagen im Rheintal, bei denen Brahms, der noch in Ems wieder zu ihnen gestoßen war, für Clara und ihre Begleiterin den Führer und Reisemarschall abgab. In Koblenz ward der Koffer nach Kassel geschickt, und „Johannes nahm sein Ränzel auf den Rücken, mit all dem, was wir brauchten." Dann begann von Stolzenfels aus die Fußwanderung, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer, fünf Tage lang, bei herrlichstem Sommerwetter rheinaufwärts bis zum Niederwald. Aber wenn auch am 20. Juli abends die Fußwanderung in Frankfurt ihr Ende erreichte, die gemeinsame Reise ging weiter.

Am 23. standen sie auf der Heidelberger Schloßruine, Erinnerungen an die lichtesten Stunden ihres bisherigen Lebens hatten

sie hierher gelockt und hielten sie fest: „Ach es ist unbeschreiblich schön hier, wie muß ich so unaufhörlich an Dich, mein herzgeliebter Mann, mein Robert, denken. Bei jedem Schritte denke ich: hier ist er wohl auch oft gewandert, als er mich noch kaum kannte ... mich erfüllt der Aufenthalt hier mit ewigen Wonnen und ewigem Weh — ich wußte es im voraus, und doch zog's mich mit Allgewalt hierher, und doppelt mit dem liebsten der Freunde, Er, der Wonne und Weh so ganz mit mir zu empfinden vermag."

„Was man an solchem Tage durchlebt im Innersten, das läßt sich eben nicht beschreiben", schreibt Clara fünf Tage später, als sie noch einmal einen Tag in Heidelberg auf der Rückreise zugebracht hatten.

In der Zwischenzeit waren sie in Karlsruhe und Clara auch in Baden-Baden gewesen, um dort mit der Prinzessin von Preußen wegen eines geplanten spätern Unterrichts ihrer Tochter Rücksprache zu nehmen und eventuell ein Konzert dort zu geben. Doch diese Lust war ihr schnell vergangen bei dem Anblick der vielen „ekelhaft blasierten Gesichter." Am vorletzten Tag des Monats waren die Reisenden wieder daheim.

Gleich die ersten Tage brachten Unruhe und Erregung. Es galt, die Wohnung zu räumen, an die sich für sie die letzten Erinnerungen ihres Zusammenlebens mit Robert knüpften, die Räume, die ihr durch ihn geweiht waren, in denen sie alles bisher genau in dem Zustande erhalten, wie er sie verlassen. Aber nachdem dies Zerstörungswerk überstanden und man am 6. August in der neuen Wohnung im ersten Stock des Hauses Poststraße 135 eingezogen war, empfand sie es doch selbst als einen wohltätigen Tausch; vor allem die Lage mit dem Blick ins Grüne im Vergleich mit dem düstern Hause in einer engen Straße mit hohen Gebäuden auf allen Seiten. Brahms zog mit und bekam auch „ein reizend gemütliches Zimmer."

Ursprünglich hatte Clara die Absicht gehegt, im August noch zu

ihrer Erholung nach Pyrmont zu gehen und Brahms und seine Schwester dazu einzuladen, dann aber diesen Plan fallen gelassen — nicht zum wenigsten der Kosten wegen. Da es aber für sie sich als unbedingt notwendig erwies, vor den neuen Strapazen des Winters etwas zur Kräftigung ihrer Gesundheit zu tun, so entschloß sie sich auf die Kunde, daß ihre Freundin Livia Frege in Düsternbrock bei Kiel im Seebad sei, dorthin zu gehen, um wenigstens nicht allein an einem fremden Ort zu sein.

Freilich traf sie es insofern schlecht, als sie gleich am Abend ihrer Ankunft in Kiel — sie hatte in Hamburg einen Tag bei Brahms' Eltern gerastet — erfahren mußte, daß ihre Freundin infolge der schweren Erkrankung ihres Schwiegervaters auf dem Sprunge stehe, ihren für mehrere Wochen geplanten Aufenthalt abzubrechen, was, obgleich infolge besserer Nachrichten der Plan vorläufig aufgegeben wurde, doch von vornherein ein Element der Unruhe in das Zusammenleben hineinbrachte. Auch das „Seebad" enttäuschte sie zunächst sehr, „das ist wie ein Bad für Kinder unter einem Schirm, ein so kleiner Raum ..... und so ruhig, fast keine Bewegung im Wasser, ruhiger als der Rhein." Um so mehr aber genoß sie den eigensten und schönsten Reiz der Kieler Bucht, den Buchenwald, der die von schönen alten Bäumen bestandene, oberhalb des Hafens sich hinziehende, stets (jedenfalls damals noch) Ausblicke auf den Wasserspiegel gewährende Düsternbrocker Allee eine Strecke Wegs bis Bellevue in wundervoller Abwechslung von Berg und Tal begleitet. „Es ist hier ein schöner Verein von See und Wald", berichtet das Tagebuch, „immer sieht man die See durchblinken .... Im ganzen bietet das Meer wenig Interesse, aber es ist doch das gemütlichste ländlichste Seebad, das ich kenne. Von Badegästen merkt man fast gar nichts. Stundenlang kann man im Walde wandeln und sieht keine Menschenseele. Das tut so wohl, darum gehe ich auch nach dem Bade immer allein in den Wald."

Mit Livia Frege und dem in Bellevue in der Sommerfrische

hausenden Kreise der Leipziger Härtels ward viel musiziert, und Clara ergriff vor allem die Gelegenheit, durch Vorspielen Brahms-scher Sachen, besonders der Balladen, die Freunde für ihn zu interessieren, namentlich auch Härtel als Verleger.* Aber sie machte auch hier wieder die Erfahrung, wie schwer das sei. Sie hatte zwar die Freude, daß Livia Frege, der sie die Balladen gleich mehrmals hintereinander vorgespielt, „zuletzt ganz warm ward dafür", trotzdem sie anscheinend früher gegen ihn eingenommen worden war: „Aber", fügt sie hinzu, „bei ihr, die doch eine poetische Natur hat und den besten Willen, sich in das Neue hineinzuleben, sehe ich doch wieder, wie schwer Johannes' Sachen Eingang finden können. . . . Livia sagt sehr fein, es scheine einem oft, als ob er mit den Sternen spiele. Wohl ist es mit Roberts Musik ja ebenso, sie ist ja poetisch, wie keine darüber, aber sie ist immer weich und wohlklingend und mild in der Empfindung, was Johannes nicht immer ist, im Gegenteil ist er zuweilen hart in seinen Klängen, und wohl kann ich mir denken, daß das manchen, der nicht mit Liebe daran geht, abstößt. Es geht wie mit dem Menschen selbst, die rauhe Außenseite verbirgt oft den süßesten Kern, den eben nicht ein jeder gewöhnliche Mensch findet."

Sie selbst war in diesen Wochen, in einem Zustande der Erschöpfung und Überreizung, zumal ihr die Seebäder entschieden schlecht bekamen, von quälenden Gesichtsschmerzen gepeinigt, auch nicht immer fähig, „den süßen Kern" zu finden, trotzdem er ihr wirklich ohne rauhe Schale in der anmutigsten und zartesten Form geboten wurde, und quälte sich und den Freund mit allerlei Zweifeln und Vorwürfen, die objektiv nicht begründet waren, und die, wenn sie sich der Ungerechtigkeit bewußt wurde, sie selbst mit bitterer Reue erfüllten: „Endlich ein lieber Brief von Johannes,

* Der Ankauf der „Balladen" durch Härtel im Oktober war wohl die Wirkung.

schreibt sie am 21. August, „der mich doch etwas aufrichtet. Hätte ich nur gestern ihm nicht so vorwurfsvoll geschrieben!“

Es wurde eben alles zur Qual: so hatte sie den — allerdings höchst unglücklichen — Gedanken gehabt, sich durch Brahms Roberts Briefe schicken zu lassen, aber sie machten sie nur noch trauriger. „Welche Hoffnungen kamen mir mit ihnen, wo sind sie jetzt hin!“

Aus dieser Stimmung heraus war es ganz selbstverständlich und sicher auch das beste, daß sie, als am 24. August Frau Frege nun wirklich plötzlich aufbrach, sich schnell entschloß, mit abzureisen und die Düsseldorfer mit ihrer Ankunft am Abend des 25. zu überraschen. „Ich hätte mich mögen recht ausweinen können vor Wonne, daß ich wieder zu Hause war.“ „Sonntag, den 26., verbrachten wir recht in Gemütlichkeit — Joachim erzählte so manches von seiner Tiroler Reise, und Johannes und ich, wir freuten uns, daß wir wieder alle beisammen.“ Im Zeichen Bachs und Beethovens schloß der Monat: „Brahms spielt uns jetzt recht viel vor, herrlich war vor allem Beethoven und Bach — so herrlich, daß es mir Wonne und Weh bereitete. Es sinkt mir immer ganz der Mut. Er hat Joachims Heinrichs-Ouvertüre für Klavier gesetzt, wir haben sie mehrmals gespielt und sind alle entzückt, wie herrlich sie klingt.“

Der September brachte mit der Anwesenheit der Prinzessin Friederike, die für einige Wochen den in Detmold begonnenen Unterricht weiter fortsetzen wollte, mancherlei Anregung und Freude, gerade auch im häuslichen Kreise durch fleißiges Musizieren*), zugleich aber wieder schwere Sorgenwolken.

Am 4. September hatte Clara, unter dem Druck des andauernden quälenden Schweigens des Kranken, wieder an Robert geschrieben und ihn „um ein Wort“ gebeten. „Ob er mir nun einmal wieder

* In diese Septemberwochen fallen, wie aus dem Tagebuch hervorgeht, jene regelmäßigen Quartettabende, die Kalbeck, Brahms I S. 247 f., in den Frühsommer verlegt. Sie selbst studierte für sich Beethovens Sonate »Les adieux« und Schumanns „Fis-moll-Sonate“ „mit großer Begeisterung“.

ein Wort schreibt? es sind nun 4 Monate, daß ich die letzten Zeilen von ihm selbst erhielt." Da traf am 10. September ein — im Original nicht mehr vorhandener — Brief des Dr. Richarz ein, der ihr, „alle Hoffnung auf eine gänzliche Genesung Roberts benahm." „Welch ein Gedanke, Ihn, den strebsamsten aller Künstler, geistesgeschwächt zu sehen, vielleicht, oder vielmehr ganz wahrscheinlich, der schrecklichsten Melancholie anheimgegeben — soll ich so ihn wieder besitzen? und doch sollt' ich nicht wünschen, nur den Menschen erst wieder zu haben? Ach, ich weiß nichts mehr zu denken, habe ich doch alles tausend und abertausendmal durchdacht, und immer bleibt's schrecklich."

Fast genau ein Jahr war verflossen seit dem Tage, wo das erste Lebenszeichen des Kranken einen solchen Jubelsturm und eine solche Flut von Hoffnungen in ihr erregt hatte. Langsam war in den Wochen und Monaten, die dazwischen lagen, diese Flut zurückgeebbt, nur wie in weiter, weiter Ferne schimmerte es wie ein matter Glanz. Jetzt war auch der im grauen Nichts verschwunden. Und aus diesem Nichts tauchte plötzlich etwas viel Furchtbareres, Grausigeres als Zukunftsbild auf, das ihr Herz mit einer wortlos zitternden Angst erfüllte: Heimkehr, Wiedervereinigung, aber nicht mit dem Menschen, dem sie sich einst auf Glück und Unglück, auf Not und Tod zu eigen gegeben, sondern einem Fremden, den sie nicht kannte!

„Heute 15 Jahr", schreibt sie am 12. September, „daß der Himmel mich mit Dir, mein Robert, vereinigte! Ich litt viel den ganzen Tag — tiefes Weh!"

Nicht leicht hatten es die Freunde, ihr in solchen Stunden Glück zu wünschen für den Anbruch eines neuen Lebensjahres. Trotzdem taten sie es, und ihre helfende Kraft wurde wohltätig empfunden. „Johannes überraschte mich mit einem Präludium und Arie zu seiner A-moll-Suite, die nun vollständig — schon im August hatte er es ihr angekündigt: „Da ich mich ausgeschrieben habe, ja da ich

wohl schon veraltet bin, so geht's nicht mit dem Komponieren, aber ich habe doch was zum Geburtstag oder zur Wiederkehr Ihnen geschrieben" — die Kinder Marie und Elise spielten mir Schuberts Duo in C-dur, vortrefflich einstudiert, was mir eine wahre Freude verursachte, Joachim beschenkte mich mit Beethovens Sonaten für Klavier und Violine, und Frl. Leser [die blinde!] mit einer Arbeit von ihren Händen, Briefe erhielt ich die Menge. Kurz es fehlte nichts, was zu einer Geburtstagsfeier gehört, und doch alles in Ihm! Nachmittag fuhren wir zusammen auf den Grafenberg der Kinder wegen. — Den Abend verbrachten wir bei Frl. Leser in Musik! Joachim Roberts Konzert, Johannes G-dur-Phantasie und ich Roberts Fis-moll-Sonate. Ich war begeistert wie selten, recht war es, als ob Roberts Geist über mir schwebe."

„Die übrigen Tage des Monats vergingen sehr gleichmäßig. Ich studierte vielerlei Neues, d. h. Altes, das ich aber noch nicht studiert hatte."

Es waren die Vorbereitungen zur Winterkampagne. Auch Brahms rüstete dazu, „Johannes studiert auch fleißig zu seiner Reise", berichtet das Tagebuch Mitte Oktober. „Ich freue mich, daß er zwei Engagements hat, in Bremen und Hamburg, und nach Danzig will Joachim mit ihm gehen, das wird ihm Ehre und Geld einbringen. Ich bin so froh darüber." Sie selbst eröffnete die Saison mit einem am 18. Oktober in Elberfeld gegebenen Konzert, in dem sie u. a. mit Joachim die A-dur-Sonate (Op. 47) von Beethoven spielte und in der Mathilde Hartmann, „Lieder von Clara Schumann, Johannes Brahms und Robert Schumann" sang. Am 27. erfolgte der eigentliche Aufbruch, zunächst — nach schwerem Abschied von Brahms in Hannover — zu einem Konzert in Göttingen, dessen Programm wie eigens für den Ort — hier lebte Felix Mendelssohns Schwester, Frau Dirichlet — und den Zeitpunkt abgestimmt erschien. Altes und neues, Vergangenheit und Zukunft, Freundschaft und Liebe klingt wunderbar zusammen. Zwischen der

Apassionata und den symphonischen Etuden von Schumann eingeschlossen: Zwei Lieder von Mendelssohn, Gavotte für Pianoforte von Brahms, Notturno und Impromptu von Chopin. Zwei Balladen von Schumann. Und den Beschluß machen zwei Lieder von Fanny Hensel, zwei Lieder ohne Worte von Mendelssohn und das Rondo von Weber.

In Berlin, wo sie diesmal bei der Mutter wohnte, harrte ihrer wieder die gewohnte Unruhe und „die tausenderlei kleinen Konzertbesorgungen, die mir auch niemand abnehmen kann, dazu doch immer üben, probieren, sonstige Korrespondenz, mit Johannes namentlich, was mir aber so Bedürfnis, meiner Seele allein Anregung und Mut gibt! Bei allem Widerwärtigen Besuche machen, empfangen, Gesellschaften besuchen, ach und getrennt von meinen Liebsten allen, von ihm, dem teuersten, und nun schon seit Monaten kein Liebeswort, — was soll da wohl mein Herz stärken, erheitern, wenn ich nicht immer mich freuen dürfte auf ruhige Stunden, wo ich Johannes schreiben kann, ganz allein Ihm meines Herzens Kümmernisse und Hoffnungen mitteilen, all mein Denken und Fühlen ihm vertrauen und wiederum seine Briefe empfinge, die mir einzig und allein Freude und Trost gewähren."

Aber dies Leben voll Mühe und Arbeit war doch auch, um das Bibelwort einmal umzukehren, köstlich.

Gleich das erste Konzert am 3. November, wieder mit Joachim zusammen und mit Unterstützung des Orchestervereins unter Julius Stern, gab einen vollen und guten Klang für Künstler und Publikum. Wieder gab es den Dreiklang Bach-Beethoven-Schumann. Der jüngste — den „Lebenden" durfte man ihn ja kaum noch nennen — eröffnete den Abend: Die Manfred-Ouvertüre; das Konzert in A-moll, von Clara gespielt, folgte. Dann Bach mit der G-dur-Sonate für Violine. Den Beschluß machte Beethoven mit den Variationen (C-moll) für Pianoforte, von Clara zum erstenmal öffentlich gespielt, und das Violinkonzert von Joachims Geige gesungen.

„Wie schön muß das gewesen sein“, schrieb Brahms, „mir geht's ganz gewiß nicht so gut als Spieler, Sie sollen sehen, ich falle durch!“ Er hatte sich in der letzten Oktoberwoche nach Hamburg aufgemacht, saß nun wieder im Elternhause und füllte die Muße damit aus, von Clara zu erzählen und sich erzählen zu lassen — „Wieviel hab ich Muttern und sie mir von Ihnen erzählt. Die beiden [Mutter und Schwester] lieben Sie aber! Muttern stehen immer die Tränen in den Augen (28. Okt.)“ — und wartete im übrigen der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen für ihn und die Freunde ziemlich überraschend in Gestalt einer gemeinsamen Konzertreise nach Danzig. Zwei Tage nach jenem Berliner Konzert, am 5. November, erhielt Clara aus Danzig von Heinrich Behrend die Aufforderung, mit Brahms und Joachim dort zwei Konzerte zu geben. „Ich hatte nur Johannes und Joachim vorgeschlagen“, schreibt Clara im Tagebuch, „doch wollen Sie uns alle drei, ich entschloß mich dazu, wir drei, die wir so recht eigentlich als Künstler zusammengehören, das macht mir doch Freude, daß wir auch öffentlich einmal vereint zusammen musizieren.“ Am 8. November traf Brahms in Berlin ein, hörte am 11. November das zweite Konzert der Freunde — wieder im Zeichen Bach-Beethoven-Schumann — mit an und machte sich am 12. mit ihnen nach Danzig auf den Weg. Am 14. und 16. November fanden dort im großen Saale des Schützenhauses diese Soireen, „gegeben von Clara Schumann mit den Herren Joseph Joachim und Johannes Brahms“ statt.* Einen Durchfall gab's zwar nicht für den Dritten im Bunde, aber ohne allerlei Nöte und Zwischenfälle ging's auch nicht ab, und Clara schwebte infolgedessen vorher und zwischendurch in Ängsten, weniger um sich, als eben um Johannes. „Johannes und ich standen viel Qual aus mit dem Stöckhardt, und ich noch die Angst um Johannes.“ Es ging aber doch so weit alles noch gut ohne

* Die nähern Angaben über die Programme bei Kalbeck a. a. O. I, S. 262.

ernstlichen Unfall ab; dagegen hatte am zweiten Abend, wo das Publikum — der Grund, warum, wird nicht angegeben — „etwas verstimmt" war, „Johannes mit einem Instrument von einem Hiesigen große Fatalität, mußte mitten im Spiel aufhören und auf dem Stöckhardt fortfahren. Mir ging's sehr nahe und hat mir eigentlich diese ganze Reise vergällt." Auch eine Soiree am folgenden Abend bei Heinrich Behrend, „die sehr animiert war", und bei der Brahms „wunderschön, innig und zart Beethovens E-dur-Sonate spielte", scheint die leisen Dissonanzen nicht ganz aufgelöst zu haben. Um so schwerer war tags darauf in Berlin der Abschied, zumal ja für Brahms die entscheidenden Konzerttage in Bremen und Hamburg unmittelbar bevorstanden — er fuhr direkt nach Bremen — und dieser Anfang nicht gerade sehr ermutigend war. Am 20. fand die „dritte und letzte" Soiree von Clara Schumann und Joseph Joachim statt, bei der zur Abwechslung einmal Joachims vergessene Brille, die den Anfang des Konzerts um eine halbe Stunde verzögerte, einen Augenblick für die Stimmung des Publikums verhängnisvoll zu werden drohte, aber eine „Verstimmung" glücklich durch die vereinten Kräfte von Mozart (Sonate in A-dur für Klavier und Violine), Bach (Adagio und Fuge für Violine), Schumann („Jagdlied" aus den „Waldszenen", Schlummerlied aus den „Albumblättern") und Beethoven (Sonate (les adieux, l'absence et le retour) für Klavier und die Kreutzersonate) aus dem Felde geschlagen wurde.

Am selben Abend bestand Brahms in Bremen die Feuerprobe, und am 22. meldete ein fröhlicher Brief: „Es ging alles gut gestern, ich meine natürlich nur insofern, als ich mir jetzt doch bedeutende Hoffnung machen kann, einmal wirklich gut und sicher vorspielen zu können .... Ich finde es gar nicht so schwer, mit Orchester zu spielen, aber eine wahre Wonne ist's." „Wie froh bin ich darüber", schreibt Clara im Tagebuch. Sie selbst war schon wieder in eignen Konzertsorgen und dabei auch wieder zugleich in Sorgen um einen Freund, diesmal um Joachim, dessen Heinrichs-

Ouvertüre in dem vierten Konzert des Sternschen Orchestervereins am 22. November zugleich mit dem Es-dur-Konzert (Nr. 5, Op. 73) von Beethoven — von Clara gespielt —, der Violinphantasie von Schumann und dem „Brautzug, Entreact und Brautlied aus Lohengrin von Wagner" zur Aufführung gelangte, vom Publikum aber „leider gar nicht verstanden wurde." Dagegen „spielte er Roberts Phantasie so herrlich, daß er zum größten Enthusiasmus hinriß. Mir gelang dasselbe mit Beethovens Es-dur-Konzert."

Auch Brahms konnte drei Tage darauf aus Hamburg gutes melden: „Ich hatte bedeutenden Beifall, für Hamburg ganz enthusiastischen. Ich habe ganz mit aller Besonnenheit feurig gespielt. Es ging schon ungleich besser als in Bremen."

So schloß alles in allem dieser arbeitsreiche Monat doch harmonisch und für alle drei Künstler hoffnungsvoll ab, wenn auch jedem von ihnen die Sorge, jedem in andrer Gestalt, auf dem Fuß folgte. Während die musikalischen Kreise Berlins sich eifrig mit der Frage beschäftigten, wie Liszt am würdigsten zu empfangen sei, Stern dazu ein großes Konzert vorbereitete, und „Hans von Bülow alle Minen springen ließ", fuhren am 27. November die beiden Konzertgenossen still nach Leipzig, wo sie am 3. Dezember noch zusammen ein Konzert gaben, das letzte in diesem Jahr, Bach (Adagio und Fuge für Violine allein, Chromatische Phantasie für das Klavier), Haydn (Sonate G-dur für Klavier und Violine), Mozart (Sonate A-dur für Klavier und Violine), Beethoven (Sonate G-dur, Op. 96 für Klavier und Violine) und Schumann (Symphonische Etuden Op. 13). Zwei Tage darauf reiste Joachim; in sehr ernster Stimmung trennten sie sich, hatte er doch Clara gerade in diesen letzten Tagen zum erstenmal unmittelbar an innersten Sorgen teilnehmen lassen und dadurch ihre lebhafteste Teilnahme erregt. Sie selbst blieb noch in Leipzig zurück, um am 6. Dezember im Gewandhauskonzert und am 8. im Quartettabend im Gewandhaus mitzuwirken. In ersterm entzückte sie die zweite Symphonie ihres Mannes, die

Rietz „herrlich“ einstudiert hatte, sie selber spielte das G-dur-Konzertstück (Introduktion und Allegro apassionato Op. 92), das ihr „nach langer Pause viel Freude machte“, außerdem mit enthusiastischem Erfolg das Es-dur-Konzert von Beethoven. An dem Quartettabend aber, der u. a. Schumanns Quintett brachte, wagte sie das Wagestück, dem Kopfschütteln der Besucher zum Trotz, dem Publikum die große Sonate für das Hammerklavier von Beethoven (B-dur, Op. 106) vorzuführen, und hatte die Freude, sogar hierfür Enthusiasmus zu wecken. Damit war eigentlich die Konzertfahrt dieses Jahres beendet, denn ein Abstecher nach Mecklenburg, wo sie in Rostock ein etwas kleinstädtisches und für Claras Musik wenig Verständnis bekundendes, schließlich aber doch für Schumanns D-moll-Symphonie empfängliches Publikum kennen lernte und in Schwerin in einer Soiree bei Hofe — Veranlassung dazu war eine Empfehlung des Fürsten Reuß — ungemütlichste Eindrücke empfing, konnte weder künstlerisch noch pekuniär, mit den übrigen verglichen, in Betracht kommen.

Endlich, gerade 8 Tage vor Weihnachten, langte sie wieder in Düsseldorf an, gleichzeitig mit Brahms, und eben noch rechtzeitig, um die Vorbereitungen für das Fest zu treffen. Keinen bessern Helfer hätte sie sich dabei wünschen können, als gerade ihn mit der kindlichen Fähigkeit, Freude und vor allem Vorfreude zu genießen, die ja, und nicht nur bei Weihnachten, das schönste ist. Darin konnte er sogar als ein raffinierter Gourmand gelten, war er doch schon Anfang November abends in Hamburg vor den erleuchteten Schaufenstern herumgestrichen auf der Suche nach allerlei hübschem Spielzeug für kleine und große Kinder, unter denen er selbst das größte war. Schon Anfang November hatte er Clara geschrieben: „Ich laufe schon, so lange ich hier bin, an einem Laden oft vorbei, wo ich wunderschöne Soldaten entdeckt hatte. Gestern ging ich hinein mit dem Vorsatz, einen Purzelmann für Felix zu kaufen und sie nebenbei zu besehen. Ich fand einen prächtigen Kerl, der Sie auch

amüsieren wird, und ging mit einem Herzen voll Sehnsucht fort. Ich „anbetrachtete" wieder und fand, daß ich höchstens noch etwas um den heißen Brei herumgehen könnte, gegessen mußt er sein. Ich habe die allerschönste Schlacht jetzt, wie ich sie noch nicht sah, so schön, und einen kleinen Turm dabei! Ich bin ganz glücklich darüber. Zu Weihnachten in Düsseldorf will ich alle meine Truppen so schön aufstellen, daß Sie Ihre Freude daran haben sollen!"

Dies Bild und diese Stimmung muß man vor Augen haben, um sich vorzustellen, welch ein Weihnachtsfeierglanz ins Zimmer fiel, wenn Brahms zur Weihnachtszeit in die Schumannsche Kinderstube trat, trotzdem er nicht eigentlich das war, was man gewöhnlich kinderlieb nennt. Jedenfalls brachte er für die Mutter das Beste mit, was sie an diesem traurigen Weihnachtsabend brauchte. Nach Endenich gingen die Bilder von Brahms und Joachim. „Wie hoffte ich doch vor einem Jahr auf Wiedervereinigung in diesem! ach, nun steht's trauriger als damals, denn damals erhielt ich wenigstens Briefe von meinem Geliebten!" Alle Kinder außer Julie, die noch bei der Großmutter in Berlin weilte, waren bei ihr, alle, namentlich die beiden ältesten, hatten sich in diesem Jahr zu ihrer Freude entwickelt. Von Freundschaft und Liebe fühlte sie sich umgeben, „aber traurig war ich doch."

Und zu alledem stand wieder eine lange schwere Trennung vor der Tür. Wieder wurde der Koffer gepackt, wieder Abschied genommen; nicht einmal das alte Jahr ward im häuslichen Kreise beschlossen; als die Silvesterglocken das neue Jahr einläuteten, saß sie bereits, fern von der Heimat, auf der Reise nach Wien, in einem unbehaglichen Hotelzimmer in Prag, „schreibend an Johannes und tiefinnig Roberts und seiner gedenkend! Ach, was wird uns wohl das nächste Jahr bringen. . . . .

Ich schlief unter Tränen ein, um sehr bald wieder zu wachen und bis zum Morgen trüben Gedanken nachhängend."

Zum drittenmal kam sie nach Wien, das trotz der bittern und verletzenden Erfahrungen des letzten Aufenthaltes vor 9 Jahren, für sie wie für Robert, doch immer eine geheimnisvolle, fast dämonische Anziehungskraft behalten hatte, und das, wie man sich erinnern wird, noch unmittelbar vor dem Ausbruch der Krankheit von ihnen beiden ernstlich als künftiger Wohnort ins Auge gefaßt worden war. Sie liebten es eben beide, wie man ein verzogenes Kind liebt, dem man, auch wenn es launisch und unartig ist, nicht lange böse sein kann, weil es, wenn es gut gelaunt ist, so hinreißend liebenswürdig ist, daß man ihm gut sein muß und ihm zuliebe und mit ihm lachen und scherzen muß, auch wenn einem eigentlich selber gar nicht danach zu Sinne ist.

Das erfuhr auch Clara diesmal. Schweren Herzens, eine vom Unglück geschlagene, kam sie und hatte mehr vielleicht noch als in frühern Jahren viel zu überwinden an der sorglos naschenden Art, das Leben zu nehmen und nur die Freude und die Fähigkeit, Freude zu genießen, als eigentlichen Inhalt des Daseins anzuerkennen. So verletzte es sie tief, als die von ihr als Mensch wie als Künstlerin so verehrte und geliebte Julie Rettich gutmütig, gedankenlos, in dem Bestreben, sie aus ihren trüben Gedanken zu reißen, ihr erklärte, sie begriffe nicht, daß es ihr so schwer werde, öffentlich jetzt aufzutreten. „Es sei doch ein so schönes Gefühl, Beifall zu ernten."

Aber ebenso erfuhr sie auch, daß Freude und Schönheit Hand in Hand gehen, und daß der freudige Mensch auch feinere, empfindlichere Organe für die Aufnahme des Schönen besitzt und nicht nur mehr geneigt, sondern auch mehr befähigt ist, das Schöne, das ihm geboten wird, in einer auf den Urheber belebend zurückwirkenden Weise in einer spontanen Resonanz wiederzugeben. Diese Lust und diese Fähigkeit waren ja freilich auch vorhanden gewesen vor 9 Jahren, aber sie hatten damals der Kunst gegenüber, die Robert und Clara Schumann verkörperten, nahezu völlig ver-

sagt, weil die Stagnation des geistigen Lebens, die dem ganzen vormärzlichen Österreich das Gepräge gab, damals auf musikalischem Gebiet vielleicht ihren Höhepunkt erreicht hatte. In der Zwischenzeit war aber die große Wandlung vor sich gegangen, und dem Verständnis für Beethoven war das Verständnis für die Romantik, an erster Stelle Schumanns, auf dem Fuße gefolgt. Die Wiener hatten entdeckt, daß dieser ihnen anfangs scheinbar so fernstehende verschlossene und schwerflüssige Mensch in seinem musikalischen Empfinden über gewisse Register verfüge, die ihrer angeborenen heimlichen Freude an phantastischer Traumwelt, an jenen Gemütsregungen, die wie mit weichen Geisterhänden über die Saiten der Seele streichen und sie in lustvoller Schwermut erschauern lassen, in einer Kraft und Zartheit entgegenkamen und mit ihnen korrespondierten, als habe er aus ihrem eignen Innern die Töne empfangen. Und deshalb erfolgte nun auch die Resonanz von ihrer Seite mit einer berauschenden Lebhaftigkeit und Innigkeit, die etwas Elementares hatte.

In fünf eignen Konzerten, die sie im Laufe des Januar und Februar gab, hatte sie Gelegenheit, staunend und freudig diesen Umschwung der Stimmung zu erleben und wahre Stürme enthusiastischer Begeisterung über sich herfluten zu fühlen. Gleich im ersten — am 7. Januar —, 8 Tage nach ihrer Ankunft, ward sie 15 mal gerufen. Und dieser Beifall und dementsprechend der Besuch steigerte sich in den folgenden Konzerten, so daß, als sie im März, von Pest zurückkehrend, noch einmal durch Wien kam, noch ein Abschiedskonzert veranstaltet werden mußte, um all den Freunden ihrer Kunstübung und ihrer Kunstrichtung noch einmal Gelegenheit zu geben, sie zu hören und ihr zu danken.

Vor neun Jahren hatte man sie als Virtuosin respektiert, als Vertreterin eines künstlerischen Programms aber, wenn nicht geradezu abgelehnt, so doch als quantité negligeable betrachtet. Jetzt war es schwer zu unterscheiden, wem sich das größere Interesse

zuwandte, der Art oder dem Inhalt ihres Spieles, was mehr zog, Robert Schumannsche Musik, von Clara Schumann gespielt, oder Clara Schumann als Interpretin Robert Schumannscher Musik. Im dritten Konzert — am 20. Januar — in dem sie mit J. Hellmesberger und Borzaga das erste Trio Roberts spielte, mußte das Scherzo wiederholt werden! An diesem Abend spielte sie übrigens auch zum erstenmal Brahms in Wien: „Sarabande und Gavotte".*

Das vierte Konzert brachte u. a. — außer der Beethovenschen Sonate Op. 106! — zum erstenmal „unter großem Enthusiasmus" den Karnaval, der denn auch im Abschiedskonzert wiederholt werden mußte. In letzterm konnte sie es sich nicht versagen, ferne Vergangenheit und lebendigste Gegenwart miteinander zu verschlingen: sie spielte von Johannes Brahms „Andante (nach einem altdeutschen Minneliede) und Scherzo aus der C-dur-Sonate" und gab zum Schluß als Zugabe Henselts „Wenn ich ein Vöglein wär": „Erinnerung aus alter Zeit (1836)!" —

Im übrigen erhielt ihr Repertoire, von Schumann abgesehen — von dem außerdem das Quintett, die symphonischen Etuden (Op. 13), die Balladen „Schön Hedwig", „Der Heideknabe" (gesprochen von Marie Seebach) und kleinere Sachen, wie Kanon H-moll aus den Studien für den Pedalflügel, „Des Abends" und „Traumeswirren" aus Op. 12, „Jagdlied" aus den „Waldszenen", Schlummerlied aus Op. 121, gespielt wurden — seinen Charakter durch Beethoven — A-dur-Sonate, Op. 101, D-moll-Sonate, Op. 31, Variationen in C-moll,

* Die Gavotte hatte sie zuerst in Göttingen (s. oben S. 388) gespielt und dadurch Brahms selbst überrascht. „Daß Sie meine Gavotte gespielt haben!" schreibt er am 1. Nov. 1855, „wie wunderte ich mich. Doch glaube ich die vorhergehende Sarabande wird gut tun; es macht dann erst lebhaftern Eindruck. Es ist wie mit Sonatensätzen, die auch einzeln nie die Wirkung machen, wie im Zusammenhang." So hatte er denn auch selbst in Danzig die Gavotte mit der Sarabande zusammengespielt, und seinem Beispiel folgte seitdem Clara.

B-dur-Sonate Op. 106, Es-dur-Konzert, Sonate (les adieux), — dazwischen gelegentlich Mendelssohn, Chopin, Weber.

Wie sehr übrigens auch sonst die Kunst, die sie liebte und für die sie lebte, in Wien an Boden und Verständnis gewonnen, das zeigten ihr nicht nur die wundervolle Wiedergabe des F-dur-Quartetts von Schumann durch das Hellmesbergersche Quartett — „nie hörte ich es so schön“ — sondern auch gelegentliche intime musikalische Beziehungen; so als sie bei Streicher, in dessen Hause sie täglich, nicht nur um zu spielen, sondern als gern kommender und gern gesehener Familiengast aus und ein ging, eines Tages für einen kleinen Kreis Roberts Fis-moll-Sonate, die B A C H-Fugen, Skizzen für den Pedalflügel und einiger Kanons vorspielte. „Solche Stimmungen heiligen Feuers sind doch die glücklichsten — da vergißt man sich und alles um sich, man lebt und webt nur in Tönen.“

Daß aber auch von dem alten musikalischen Wiener Schlendrian noch manches übrig geblieben, mußte sie freilich ebenfalls gelegentlich, wenn gleich nicht so unmittelbar peinlich wie bei der letzten Anwesenheit, erfahren; so war sie förmlich entsetzt, wie man gelegentlich des Mozartfestes die Aufgabe, Mozart zu feiern, faßte. „Nichts ging gut“, schreibt sie über den zweiten Tag. „Lauter Bruchstücke, Finale aus dem „Don Juan“ fast ganz umgeworfen . . . es war ein Jammer, für Mozart in Wien ein solch unwürdiges Fest!“

Ebendieses Fest ward auch die Veranlassung zu einer neuen Begegnung mit Liszt und zu einer kleinen hübschen Szene zwischen beiden, die charakteristisch den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem mit den Menschen überlegen spielenden musikalischen Weltmann und der in Sachen der Kunst nicht den leisesten Spaß verstehenden Künstlerin veranschaulicht.

Es war in einer „furchtbaren“ Soiree bei Liszts ungarischer Freundin, der Gräfin Banfy, „kleine Zimmer, mit Menschen vollgepfropft, eine Hitze zum Ersticken . . . fächelnde, vor Hitze fast hin-

schmelzende Damen mit ungeheuren Reifröcken und Haartoupiren, daß die Köpfe noch einmal so groß, als sie der liebe Gott geschaffen, erschienen. „Das war das Bild eines Salons, und da mußte ich spielen. Ich hätte weinen mögen um meine schönen Stücke, wo ein jedes zu gut war für solche Gesellschaft. Liszt spielte den Vornehmen .... Er sagte zu mir, als ich klagte, daß meine Stücke gar nicht hierher paßten: „ja, warum spielen Sie nicht so ein paar schlechte Stücke von Liszt, die wären hier am Platze!" ich erwiderte ihm ruhig: „Sie haben recht, doch das kann ich nicht."

Von der eigentlichen Wiener Geselligkeit sah sie sonst verhältnismäßig wenig. „Wie schlecht paßte ich dahin", schreibt sie gelegentlich einer Soiree bei der Fürstin Schömburg, „mit meinem Herzen voll Kummers und Sehnens." Dagegen pflegte sie gern den gemütlichen bürgerlichen Verkehr mit alten und neuen Freunden, um so mehr, da es ihr in ihrer eignen Wohnung, bei Verwandten ihrer Freundin Emilie List, schrecklich unbehaglich war; „sie haben offene Salons, sitzen auf Samtmöbeln, aber kein Feuer im Ofen und schlafen in Löchern", klagt sie. Vor allem war es das Rettichsche Haus, zu dem es sie immer wieder hinzog, und in dem sie auch am ehesten die Leute anzutreffen sicher war, die sie interessierten. Hier saß sie mit Grillparzer an einem Tisch und fand sich bei dem „lieben einfachen Mann" recht behaglich, während Hebbels starre Kühle auf sie geradezu lähmend wirkte, „mir ist, als ob mir jedes Wort auf der Zunge erstürbe, wenn er mir gegenüber sitzt." Besser gefiel ihr die Frau.

Freilich konnte sie gelegentlich ein Lächeln nicht unterdrücken, über die seltsam bescheidenen Ansprüche, die von diesem Kreis bedeutender Menschen an den geistigen Gehalt eines solchen Zusammenseins gestellt wurden. Ein Beispiel! Man gab damals Laubes „Essex" zum erstenmal, und sie war vor allem von dem Spiel der Rettich als Elisabeth und der Marie Seebach als Rutland erschüttert und ent-

zückt. Tags darauf feiert sie Herrn Rettichs Geburtstag mit im engen Freundeskreise, und man spielt Glocke und Hammer bis ½1 Uhr! „Ich mußte unwillkürlich immer an die Königin Elisabeth denken, die nun hier ganz passioniert beim Glocke- und Hammerspiel saß; Halm war auch dabei und noch mehrere angenehme Leute, man konnte sie aber alle nicht genießen, weil das Spiel mit wirklich komischer Andacht betrieben wurde." Immerhin war ihr diese Harmlosigkeit lieber als das geistreichelnde Wesen, wie es sich wohl im Künstler- und Literatenzirkel breitmachte, den Laube um sich versammelte. Namentlich Betty Paoli jagte ihr einen wahren Schauder ein durch den Vortrag eines „wahrhaft widerlichen" Gedichtes: „Ich fühle mich schrecklich in solcher Gesellschaft, wo man jedem die Absicht, geistreich zu sein, anmerkt, ich atme dann ordentlich frisch auf, wenn ich hinauskomme." Viel Freude machte ihr die Bekanntschaft mit der jungen Marie Seebach, die in ihren Konzerten die Schumannschen Balladen ergreifend sprach und sie als Käthchen von Heilbronn tief erschütterte. „Ich habe viel geweint, ich war so entzückt wie selten. Lange zitterten mir noch alle Glieder, als ich schon im Bette lag", schreibt sie nach der Vorstellung im Tagebuch. Auch ein andrer, damals noch junger, Emil Kuh, gefiel ihr gut, sie lernte ihn durch seine Braut Adele Ferrari kennen, die in ihrem letzten Konzert (am 2. März) zum erstenmal auftrat.

Die Fühlung mit den eigentlichen Musikern aber war und blieb ziemlich locker. Fischhof ward aufgesucht, aber sie empfand diesmal seine Eitelkeit stärker als seine Liebenswürdigkeit. Dagegen fand sie viel freundschaftliche, wenn auch zuweilen durch ihr Übermaß überwältigende Hilfe von Karl Debrois von Bruyk, der seine leidenschaftliche Verehrung für Schumann, und zwar verstärkt, auf die Frau übertrug.

Innerlich gaben ihr aus diesen Kreisen wohl am meisten, außer Streichers, Selmar Bagge und seine Frau, während sie bei den Marchesis weder menschlich noch musikalisch warm werden konnte.

Die aber, die ihrem musikalischen Empfinden in Wien am nächsten waren, gehörten dem Leben nicht mehr an. Zweimal stand sie an Beethovens und Schuberts Grab; das erstemal flog dabei ihr Gedanke zu dem, von dem sie wußte, daß er ihr in diesem Augenblick der nächste war, zu Brahms. — „Wie wünschte ich ihn an meiner Seite, einige Blätter von den Gräbern sandte ich ihm" —; das zweite Mal auf der Rückreise, unmittelbar vor dem letzten Konzert, brach sie Zweige auch für den, der einst vor Jahren an dieser Stelle, ihrer gedenkend und auf sie hoffend, gestanden.

Wenn Wien ihre kühnsten Erwartungen sowohl nach der künstlerischen wie nach der materiellen Seite hin erfüllt, ja übertroffen hatte, so sollte dies in noch viel höherm Grade die zweite Hauptstadt der Donaumonarchie Pest, wohin sie am 13. Februar sich auf den Weg machte, tun.

Alles kam hier zusammen: die schöne Umgebung — von ihrem Gasthof Hotel de l'Europe hatte sie die „entzückende Aussicht auf Ofen und die wunderbarste Kettenbrücke, die ich noch je sah," — die musikalische Atmosphäre und die Liebenswürdigkeit der Menschen; alles dies hatte sie, in dem Grade wenigstens, nicht erwartet und auch andres nicht.

Ihr musikalischer Berater, der Musikalienhändler Roszavögli, war zunächst in größter Besorgnis über das „für Pest unerhört ernste Programm (Beethovens C-dur-Sonate, Notturno und Impromptu von Chopin, Mendelssohns Variations sérieuses, Traumeswirren und „Des Abends" aus den Phantasiestücken, Lied ohne Worte von Mendelssohn); aber nach dem ersten Konzert (am 18. Februar) sagte er nichts mehr. Die beiden folgenden Konzerte am 23. und 27. Februar, das zweite mit dem Quintett und mit der D-moll-Sonate von Beethoven, das dritte mit der F-moll-Sonate von Beethoven und dem „Karnaval" als Kernpunkten, mit ihrem, zu wahren Stürmen anschwellenden Enthusiasmus und dem schließlich geradezu beängstigenden Zudrang rechtfertigten den Mut und den Ernst mehr

als genug. Als eine besonders zarte Huldigung empfand sie es, daß man ihr nach dem „Karnaval", der den Schluß bildete, einen Lorbeerkranz mit einer Schleife in den ungarischen Farben für den Schöpfer Robert überreichte.

Aber nicht nur auf den Konzertsaal blieben diese freundlichen und erhebenden Eindrücke beschränkt. Daß sie bei Hof — er residierte zu der Zeit in Pest — spielte, war selbstverständlich, nicht so, daß der hohe Adel, der Statthalter, der musikalische Graf Clam an der Spitze, sie in der liebenswürdigsten Weise bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Doch am allerbesten gefiel ihr das Volk, das eigentliche, und unter diesen wieder die Zigeuner, „überwältigend, rührend, diese Kinder der Natur musizieren zu hören und zu sehen dabei, wie ihnen die Augen leuchten, alle Muskeln dabei in Bewegung sind, und dann dieses wunderbare Improvisieren und immer Zusammenfinden!" ..... Wieviel mußte ich an Johannes dabei denken, wie hätte Den das entzückt!"

Vor allem aber klang in diesen Gassen ihr der Ton einer Geige im Ohr; sie wanderte ja auf Joachims Heimatboden. Seine Eltern, seine Geschwister lernte sie kennen und ging öfters bei den „herzensguten Menschen" aus und ein, wobei sie freilich gegenüber der Meinung der Familie, daß der Joseph nicht genug Geld verdiene, mit ihrer etwas andern Auffassung keinen ganz leichten Stand hatte.

Wie lieb man sie hier in der kurzen Zeit gewonnen, zeigte ihr „der förmliche Zug von Bekannten", der sie am 28. Februar auf den Bahnhof geleitete. Es war ein Abschied auf Wiedersehen, von beiden Seiten gehofft und gewünscht.

Über Wien und Prag wurde die Heimreise angetreten, und Prag, das auf der Hinfahrt nur eine Ausruhstation abgegeben hatte, hielt sie jetzt noch zu zwei Konzerten am 6. und am 9. März fest; auch hier hatte sie das Gefühl, daß man ihr menschlich und künstlerisch mit wirklichem Anteil und Verständnis entgegenkam; namentlich Josef Kittl, der Direktor des Konservatoriums, bot alles

auf, ihr den Aufenthalt so behaglich wie möglich zu gestalten, und ernstlich drängte man zum längern Verweilen.

Sie aber, die schon vor dem zweiten Konzert gefürchtet hatte, ihre Kräfte möchten nicht mehr ausreichen, zog es nach Hause. Nicht nur, weil sie das Bedürfnis hatte, nach mehr als zweimonatigen Konzertstrapazen einmal auszuruhen, sondern weil sie vor allem neue Kräfte sammeln wollte für die große Aufgabe, die ihr bevorstand, die Reise nach England.

Ende Januar hatte sie ganz plötzlich den Entschluß dazu gefaßt und bei Bennett angefragt, ob es dort im Frühling günstig wäre. Merkwürdigerweise hatte sich ihr Brief mit einem Bennetts, der sie direkt einlud, gekreuzt. „Nach einem Tage schweren Kampfes, ohne irgend einen ratenden Freund“, hatte sie sich entschlossen, die zwei für das philharmonische Konzert angebotenen Engagements anzunehmen. Und deshalb brannte ihr jetzt der Boden unter den Füßen.

Nur ein paar Tage gönnte sie sich Rast in Leipzig und genoß noch einmal, zum letztenmal, im Preußerschen Hause Pflege, Fürsorge und mit ihnen das Heimatsgefühl, das sie hier vom ersten Tage an stärker empfunden als an irgend einem andern Ort. Zum letztenmal, denn Preußers standen im Begriff, Leipzig zu verlassen und nach Lockwitz bei Dresden zu ziehen. Clara, die zwar eben erst eine Einladung, für den plötzlich verhinderten Joachim im Gewandhauskonzert einzutreten, abgelehnt hatte, freilich in erster Linie wohl aus Rücksicht auf ihren Vater und ihre Schwester — „ich wußte, es war dem Vater lieber, ich tat es nicht, und das war mir genug, „nein“ zu sagen“ — ließ es sich, so schonungsbedürftig sie war, nicht nehmen, bei der Abschiedsmatinee, die im Hause der Freunde stattfand, mitzuwirken. „Ich hatte heimlich an Stockhausen nach Weimar geschrieben, und der kam zu unsrer großen Überraschung am Abend vorher an. Ich war noch sehr matt, aber es ging doch alles gut vonstatten; ich spielte zum Beschluß den Karnaval,

und Stockhausen sang herrlich viele Lieder vom Robert. Ach, daß er dies nie gehört hat, wie würde ihn das erfreut haben!"

Zwei Tage darauf schlug die Abschiedsstunde von den Freunden und von den Räumen, in denen in ihren glücklichsten Jahren „so manche herrliche Musik geklungen." Abschied nahm sie auch von den beiden ältesten Töchtern Marie und Elise, die seit kurzem hier in einer Pension untergebracht waren. Am 15. abends spielte sie noch in Hannover mit Joachim bei Hofe, 24 Stunden später war sie wieder daheim: „Wonnegefühl, die häusliche Gemütlichkeit mit all dem Lieben, das drinnen lebt und webt, wieder zu genießen: Nur er, der Liebste, fehlt ja immer."

Auch Brahms hatte unruhige und ereignisreiche Wochen hinter sich, und beide hatten trotz der ausführlichen regelmäßigen Korrespondenz sich viel zu erzählen. Hatte er doch im Januar die Leipziger musikalische Atmosphäre und ihren Leipziger Freundeskreis persönlich kennen gelernt und sah Menschen und Dinge dort nun nicht bloß mit ihren Augen. Dort hatte er auch Gelegenheit gehabt, Einblick zu gewinnen in den Plan einiger Freunde Schumanns und Claras, durch Zeichnung einer jährlichen Summe wenigstens die Kosten für Schumanns Aufenthalt in der Anstalt von Claras Schultern zu nehmen, und sich in seinen Briefen bemüht, ihr die Annahme dieser Freundeshilfe unter dem Gesichtspunkt „eines Dank- und Liebesopfers, das man dem verehrten Künstler bringe", nahe zu legen, ja zur Pflicht zu machen.

Er selbst aber war — nach Stunden eigentümlicher Selbstkritik über die Grenzen seines künstlerischen Schaffensvermögens — zu neuer Schaffenslust erwacht. Hatte er noch am 12. Februar geklagt: „Mich betrübt es immer, daß ich doch noch nicht so rechter Musikante bin, aber ich habe Talent dazu, mehr als wohl gewöhnlich die jungen Leute jetzt. Es wird einem ausgetrieben. Man sollte die Knaben lustige Musik machen lassen, das Ernste kommt dann schon von selbst, nur das Schmachtlappige nicht. Wie glücklich ist

doch der Mensch, der so wie Mozart und andere abends im Wirtshaus ankommt und neue Noten schreibt, er lebt eben im Schaffen, er macht aber, was er will", und mit dem komisch-verzweiflungsvoll bewundernden Schluß: „So ein Mensch!" unwirsch die Feder zerstampft, so hatte er doch unter dem Eindruck von Joachims „herrlichen Variationen", in ehrlicher Bewunderung und in neidlosem Aufblick zu der Begabung des Freundes, die er weit über die seinige stellte, die „schönsten Vorsätze" für seine Rückkehr gefaßt: „Wer ein Poet sein will, muß auch die Poesie kommandieren; sagt Goethe, glaube ich. Wie wenig kann ich das noch, sehe ich täglich. Ich geh noch so schüchtern und zahm mit ihr um, als ob ich doch sehr zweifelte, daß sie mich nähme."

Aber auf diese Pläne und Hoffnungen legte zunächst wieder die Sorge um Robert die lähmende Hand. Angesichts des andauernd trostlosen Zustandes des Kranken war Brahms schon im Winter auf den seltsamen Gedanken verfallen, ihn in eine Kaltwasserheilanstalt zu bringen, und er hatte mit dringlicher Beredsamkeit Clara auch wirklich dafür zu gewinnen gewußt. Nun berieten sie miteinander, wie das am besten und schnellsten in die Wege zu leiten sei, und Brahms übernahm es, sich nach geeigneten Anstalten umzutun und alles während ihrer Abwesenheit in die richtigen Wege zu leiten. Ihren Wunsch aber, vor ihrer Reise den Kranken noch einmal zu sehen, wußte er ihr glücklich auszureden.

So trat sie am 8. April die Reise nach England an, schweren Herzens, als ob sie eine Ahnung hätte, was ihr bevorstand. „Abschied von Johannes schmerzlich wie keiner zuvor", heißt es im Tagebuch am 8. April, ... „nie vergesse ich diese trostlos einsame Reise! (von Ostende nach Dover) . . . Es war eine Regennacht so traurig wie möglich!"

Und nun kam London, kam England, ein Chaos von neuen, verwirrenden betäubenden Eindrücken, ein Einblick in eine völlig neue Welt, mit nichts anderm auch nur entfernt vergleichbar, was

sie bisher gesehen und erfahren. „Ich war wie betäubt, konnte nur nach Deutschland denken, mein ganzes Herz war dort, der tote Körper hier.“ Alles neu, alles fremd, alles unbehaglich und unbequem, von der Verteilung ihrer Zimmer — das Schlafzimmer zwei Treppen höher als das Wohnzimmer — angefangen, in allen Lebensgewohnheiten und Anschauungen, in der Art, Musik zu genießen und Musik zu treiben, überall Gegensätze, Ecken und scharfe Kanten, mit denen jeder Tag, jede Stunde Kollisionen und jede Kollision Schmerzen brachte.

„Hier braucht man zur Probe“, schreibt sie nach der ersten Probe zum philharmonischen Konzert unter Bennetts Leitung, „nicht mehr Zeit als zur Aufführung, natürlich kann alles auch nur mittelmäßig gehen.“ Bennett selbst, Roberts alter Freund, für sie in der fremden Umgebung, ganz abgesehen von seinem Beruf als Musiker, der gegebene Vertrauensmann und Helfer, kommt ihr liebenswürdig entgegen, tut, was er kann, entspricht aber weder als Mensch noch als Dirigent den Vorstellungen, die sie sich in Deutschland von Musikern seines Ranges und seiner Stellung zu machen gewöhnt ist. „Er ist ein lieber Mensch, aber kein Dirigent, frisch und energisch, wie es sein muß. Es ist ja auch nicht möglich bei solchem Leben. Bennett gibt von früh 7 bis abends 9 Uhr unausgesetzt Stunden, komponieren oder sonst Partituren für die Konzerte ansehen, neue Musik kennen lernen, das kann er nur im Wagen, während er von einer Stunde zur andern fährt. Wie das ein Mensch aushält, ist nicht zu begreifen.“ Ernstlich fragt sie sich, ob nicht ihre alte Freundin Pauline Viardot, die sie hier zu ihrer großen Freude wiedertrifft, recht hat, wenn sie behauptet, daß bei diesem Leben „die Lehrer in London alle verdummen.“ Aber das beschränkt sich nicht allein auf London, überall wo sie hinkommt, in Manchester, in Liverpool, in Dublin dasselbe Jagen nach dem Gelde, die fiebernde Erwerbshetze, als ob für den Künstler die Kunst als Selbstzweck gar nicht vorhanden sei, nur ein Mittel, um möglichst viel Geld in möglichst

kurzer Zeit zu erwerben, wie Seide oder Tee oder Zucker. Und zwar sind das zum Teil die prächtigsten Menschen von der Welt. So die Robinsons in Dublin, die musikalischen Tonangeber in der irischen Hauptstadt. Er als Lehrer im Gesang, sie am Klavier, sie „die musikalischste Spielerin, die ich neben Fanny Hensel gehört". Ihre ganze Persönlichkeit von außerordentlicher Grazie und „Zartgefühl im Umgange wie in der Musik, das mich außerordentlich zu ihr hinzog", schreibt Clara. „Auch als Gattin lernte ich sie lieben. Beide Leute leben äußerst glücklich, freilich aber eine häusliche Gemütlichkeit sucht man in England bei Künstlern vergeblich, sie verdienen Geld von früh bis abend, jeder ißt zu Mittag, wenn er gerade eine Viertelstunde erhascht .... Nur am Abend spät da finden sie sich zusammen, halb tot, ermüdet von des Tages Lasten." „Bewunderungswürdig aber", setzt sie hinzu, „war mir bei der Frau die Frische, die sie sich doch bei alle dem fürchterlichen Arbeiten für die Musik bewahrt." Aber das sind Ausnahmen, die Majorität kann in dieser Hetzjagd als Mensch und als Künstler das Niveau nicht halten. Und dabei sind Leute drunter, die zum Größten berufen sind. So der Cellist Piatti, „der Mensch spielt mit einem Ton, einer Bravour, einer Sicherheit, wie ich's nie gehört", aber ist dabei „indifferent in einem Grade, wie ich es noch niemals bei einem Künstler sah." Und daneben eine Gestalt wie Dr. Wylde, der Leiter der Konzerte der »New Philharmonic Society«, der mit Clara am 12. Mai Schumanns A-moll-Konzert bringt. „Es war eine fürchterliche Probe", schreibt Clara, „denn der Dr. Wylde ist eigentlich gar kein ordentlicher Musiker und konnte im letzten Satz den Rhythmus nicht begreifen. In der Aufführung brachte er ganz allein das Orchester ganz und gar heraus, es fand sich aber unbegreiflicherweise wieder hinein." Und auch an den sicher verdienstvollen John Ella, den Leiter der „Musical Union", muß sich ein an kontinentale Konzertgebräuche gewöhnter Mensch erst gewöhnen: „Sein Publikum sind seine Kinder,

sie gehorchen ihm aufs Wort, laut spricht er mit ihnen, verweist sie zur Ruhe, wenn sie laut sind, fängt nicht eher an, als bis keiner mehr spricht, niemand darf es wagen, während der Musik zu gehen ꝛc."

Immerhin ist er doch ein Mann, dem es Ernst ist, und der sich und dem Publikum nichts schenkt. Aber er ist eine Ausnahme. „Probemachen nennen sie hier ein Stück einmal durchspielen, aber an irgend eine feinere Ausarbeitung ist da gar nicht zu denken, und das Publikum läßt sich das gefallen! Die Künstler sind schuld daran, wenn sie im geselligen Verkehr von den Engländern nicht als ihresgleichen angesehen werden, weil ihnen nichts zu niedrig ist zu erdulden, wenn sie nur Geld verdienen. Wie schlecht passe ich hierher! Sie lachen mich geradezu aus, wenn ich meinen Abscheu gegen solches Treiben ausspreche" (11. Mai).

Hatte sie recht damit, mit dem „Wie schlecht passe ich hierher!"?

In dem Sinne, wie sie es meinte, sicher!

Aber auch noch in anderm Sinne.

Was für ein Geheimnis es sei, mit dieser Kunst, die die stille ernste deutsche Frau, mit den melancholischen Augen und dem schwermütigen Lächeln, diese „Madame Schumann", deren Schicksal so pityfull war, ihnen 2½ Monate lang in Konzerten verschiedenster Art, immer gleich groß und gleich vornehm, in welcher Umgebung sie auch auftreten mochte, brachte, das ist, wenn überhaupt, damals nur den allerwenigsten in England aufgegangen. Daß sie nicht sei wie die andern, die jahraus, jahrein vom Festland verschrieben wurden, um London während der Saison musikalisch zu unterhalten, das merkte man wohl bald, aber daß dieses „Andere" nicht der romantisch-melancholische Zauber war, der die Frau des unglücklichen Robert Schumann umschwebte, sondern eine selbständige künstlerische Persönlichkeit, das zu erfassen, brauchte es noch Jahre.

Während eines Aufenthaltes von knapp drei Monaten trat sie in 26 Konzerten öffentlich auf, ohne, trotzdem man es an Beifall

und äußern Ehrungen — sie spielte vor der Königin, und die „Réunion des arts“ gab (am 18. Juni) eine Soirée musicale »in honor of Madame Clara Schumann«, bei der nur Schumannsche Stücke gespielt wurden — nicht fehlen ließ, das Gefühl zu haben, den Leuten, Musikern wie Publikum, innerlich dadurch näher zu kommen.

„Sie sind furchtbar zurück“, klagt sie, „oder vielmehr einseitig, von Neueren wollen sie keinen gelten lassen außer Mendelssohn, der ihr Gott ist! Die Times geht immer hinten herum, wenn es etwas von Robert zu besprechen gibt.“

Das klingt vielleicht ungerecht, wenn man erwägt, wieviel Schumann und Beethoven sie in diesen Wochen spielte und immer vor vollen Sälen; und doch hatte sie recht. Die Kluft zwischen den ihr zur zweiten Natur gewordenen Anschauungen über Kunst und Kunstübung und denen der Menge, für die sie spielte, waren einstweilen noch unüberbrückt.

Drei Vorfälle, von denen zwei zufällig in die letzte Woche ihrer Anwesenheit fielen, beweisen das vielleicht am schlagendsten.

Am 23. Juni war eine Aufführung der „Peri“ unter Bennett und mit Jenny Lind als Peri. „Ich sang mit“, heißt es im Tagebuch. Dies für sie Selbstverständliche wurde vom Publikum als etwas, wenn nicht geradezu Taktloses, doch sehr Merkwürdiges empfunden und belächelt. Und die deutsche Künstlerin wieder fand es merkwürdig und mehr, daß wegen der Anwesenheit der Königin die Aufmerksamkeit des Publikums fast ausschließlich auf diese erlauchte und vortreffliche, aber mit dem Kunstwerke in gar keinem ursächlichen Zusammenhang stehende erlauchte Frau konzentriert war. Und ebenso empfand es die deutsche Künstlerin als nicht nur merkwürdig, sondern ungebildet, daß in einer Soiree, bei der Lady Overstone, die Gesellschaft ungeniert während ihres Spieles Konversation machte. Sie aber ließ sich das nicht gefallen, mitten im Spiel hörte sie auf und sagte der nunmehr aufhorchenden Gesellschaft, sie sei nicht gewohnt, zu spielen, wenn man Konversation mache. „Ich ließ die Hände

im Schooße ruhen und fing nicht eher wieder an zu spielen, als bis alles still war." „Täten das die Künstler alle", fügt sie hinzu, „wären sie mehr geachtet. Nachdem dies geschehen, wie anders respektvoll waren die Leute. Tags darauf erhielt ich noch ein artiges Entschuldigungsschreiben der jungen Lady."

Waren das Taktlosigkeiten, wie sie immerhin auch anderwärts vorkommen können und die, wie der letzte Vorfall beweist, nur gerügt zu werden brauchten, um sofort durch die Formen feinster Lebensart wieder gutgemacht zu werden, so deckte ein Vorfall in ihrem letzten Konzert am 2. Juli mit schneidender, fast komisch wirkender Dissonanz den Unterschied zwischen deutschem und englischem Musikgeschmack auf. Es war das dritte Pianofortekonzert von Holmes in „The Queens Concert Rooms Hannover Square", aus 24 Nummern bestehend und an die 5 Stunden dauernd. „Das war aber das non plus ultra", schreibt sie, „von einem schlechten Konzert! ich schämte mich unter all diesem fürchterlichen Zeug." Das Beste oder vielmehr Schlimmste aber war, daß sogar in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Teil keine Schonzeit gewährt wurde, sie wurde ausgefüllt durch Orgel, „wo einer den Geburtstagsmarsch aus Roberts vierhändigem Album und den As-dur-Kanon aus den Studien spielte! Das letztere klang nicht schlecht, aber der Geburtstagsmarsch gehört zu den unbegreiflichen Dingen, wie sie nur in England vorkommen können!"

Trotzdem würde es kein richtiges Bild der Empfindungen geben, mit denen sie das erstemal England verließ, wenn mit diesem musikalischen Mißgriff und Mißklang die Schlußnote über ihren dortigen Aufenthalt gegeben werden sollte.

Nein, trotzdem sie in jeder Beziehung in unglücklicher Stunde nach England gekommen war, trotzdem sie in diesen Monaten innerlich das bitterste Leid ausgestanden und trotzdem sie, wie gesagt, in künstlerischer Beziehung sich beim Scheiden hier ebenso einsam fühlte wie am ersten Tage, sie hatte doch den Boden und

die Leute lieb gewonnen, die guten im Musikunterrichtsfrondienst sich aufarbeitenden altjungferlichen Miß Busbys, ihre Wirtinnen, in deren ungemütlichen Zimmern sie so manch stille Träne vergossen, die Townsends in Camberwell, deren Gastfreundlichkeit sie in Dankbarkeit so manchen stillen Sonntag genossen, die Souchays vor allem in Manchester (Verwandte von Mendelssohn), die Benneckes mit ihrem deutschen Kreis in Camberwell, die Robinsons in Dublin, die Bennetts in London; es hatte ihr gefallen in den stillen grünen Parks und im Schatten der ehrwürdigen Denkmäler großer Vergangenheit, des Tower, der Westminsterabtei, der Kirche von St. Pauls, gefallen auch im Kristallpalast, trotzdem sie erst meinte, sein Glanz passe nur für frohe Menschen. Und so heiß sie die Stunde des Abschieds seit Wochen ersehnt, so oft sie im Begriff gewesen, alles abzubrechen und nach Hause zu eilen, sie schied doch „trotz all dem schrecklichen Kummer, den ich hier durchgemacht“, wie sie schreibt, „unter Tränen.“ „Es ist doch sonderbar, daß einem gerade Räume, wo man viel Kummer erlebt, viel Tränen vergossen, so lieb werden können.“ Aber es war, wie gesagt, nicht das allein. „Übrigens“, das ist ihr Abschiedswort beim Verlassen des englischen Bodens, „liebe ich den englischen Charakter sehr. Der Engländer ist erst kalt, schwer zugänglich ... aber einmal warm, ist er es für immer, zu jeder Freundschaft fähig! Ich hatte einige Menschen recht lieb gewonnen.“

Die Tränen beim Abschied aber galten auch dem, was ihrer daheim wartete. Denn in diesen Monaten, in völliger Einsamkeit in der Fremde, hatte sie auch den letzten Schimmer der immer noch nicht ganz erstorbenen Hoffnung erlöschen sehen; acht Tage nach ihrer Ankunft, am Tage ihres ersten öffentlichen Auftretens in London, hatte sie ein Brief von Brahms erreicht, der ihr als Ergebnis seines Besuches in Endenich mitteilte, daß der Zustand Roberts nicht nur jeden Gedanken an einen Transport in eine andre Anstalt ausschließe, sondern daß auch der Arzt durchaus zu

einer völligen Genesung keine Hoffnung mehr habe. Er selbst hatte mit ihm gesprochen, und der Kranke hatte zwar Freude bei seinem Anblick gezeigt, war aber nicht imstande gewesen, sich anders als in einzelnen wirr durcheinander huschenden, unartikulierten Worten verständlich zu machen." Es war kein Zweifel mehr möglich, das war der Anfang vom Ende, und das einzige, was man wünschen konnte, war, daß dies Ende nicht mehr lange auf sich warten lasse.

„Solch ein Brief", heißt es im Tagebuch, „und heute abend mußte ich zum erstenmal öffentlich spielen . . . . Ich konnte keinen Ton den ganzen Tag spielen, laut weinen mußte ich von früh bis abend, und so nun, abgemattet, betrübt, fuhr ich ins Konzert. Der Himmel war gnädig, es ging alles sehr gut, ich reüssierte vollkommen, aber das wußte ich, dieser Tag und noch viele tränenreiche, die folgten, kosten mich einen großen Teil meiner Gesundheit . . . Meine Tage waren ausgefüllt mit Tränen", heißt es ein paar Tage später, „und abends im Bett befällt mich gewöhnlich ein solcher Weinkrampf, daß ich immer vergehen zu müssen meine. Richarz schreibt mir ganz offen, daß er unrettbar verloren ist."

Der einzige Halt und Trost waren wieder und mehr als je, außer der strengsten Pflichterfüllung in aufreibender Arbeit, die Briefe des Freundes, der nicht müde wurde, ihre Gedanken abzulenken und ihr durch zarte Aufmerksamkeiten, ernsten Zuspruch und heitern Humor über diese qualvollen Stunden einsamen Grübelns hinwegzuhelfen. Zu seinem eignen Geburtstag am 7. Mai hatte er sie mit einer Fuge in A-moll überrascht. „Ich schrieb ihm lang darüber", heißt es im Tagebuch, „überhaupt schrieb ich ihm viel, und das waren mir die erträglichsten Stunden." Am Tage vor Roberts Geburtstag sandte er ihr die „wunderbar schöne, innige Fuge in As-moll. Sie wußte, daß er am „Schmerzenstage" selbst den Geliebten aufsuchen und ihm den großen Atlas von ihr bringen werde, den jener sich für seine neueste Beschäftigung, die alphabetische Zusammenstellung von Städte- und Ländernamen, gewünscht hatte.

„Traurige Nachrichten von Johannes über Robert", heißt es 3 Tage später: „Er hat ihn wenig beachtet, sondern immer im Atlas (wochenlang schon seine stete Beschäftigung) studiert und Worte herausgesucht, die sich gut versetzen ließen ꝛc. ꝛc. Johannes war einige Stunden bei ihm und wußte mir nichts zu erzählen. Ich war ganz aufgelöst im Schmerz! —"

Am 4. Juli konnte sie endlich in Antwerpen das Festland wieder betreten, von dem dort ihrer harrenden Freunde aus lebendiger Erzählung den lang ersehnten Trost schöpfen, sich aber zugleich nur die traurige Wahrheit bestätigen lassen, daß alles unwiderbringlich verloren sei. Am 6. Juli traf sie, nachdem sie von Antwerpen aus mit ihm noch einen Ausflug nach Ostende gemacht, um dem Freunde dort das Meer zu zeigen, nach dreimonatiger Abwesenheit in Düsseldorf ein. Nur wenige Ruhetage, in denen Brahms ihr seine beiden Fugen vorspielte und abends plattdeutsche Märchen vorlas, folgten.

Eigentlich war zu beiderseitiger Erholung eine Rheinreise, wie ein Jahr vorher, in Aussicht genommen, aber ein Unwohlsein von Brahms machte die Ausführung einstweilen unmöglich.

Noch immer hatte sie doch keine Ahnung davon, wie nahe das Ende sei, trotzdem sie schon während der letzten Woche ihres Aufenthaltes in England erfahren hatte, daß der Kranke wegen geschwollener Füße das Bett hüte und, wenn irgend möglich, auch im Bett gehalten werden solle, da er in letzter Zeit sehr von Kräften gekommen sei. Ja selbst, als sie am 14. Juli, von Unruhe gepackt, mit Frl. Jungé nach Bonn fährt, um Richarz zu sprechen und ihm zu sagen, daß sie den Kranken sehen wolle, ist sie zwar wie vom Blitzstrahl getroffen bei der Mitteilung des Arztes, daß er ihm „kein Jahr Leben mehr verspreche", aber daß der Todesengel schon auf der Schwelle sitze, kommt ihr nicht in den Sinn. Am 16. Juli beginnt sie mit Brahms zusammen das Nibelungenlied zu lesen, am Tag darauf gibt sie zwei neuen Schülerinnen (die eine war ihre englische Wirtin, Miß Emmy Busby, die für einige Wochen bei

ihr studieren wollte) die ersten Stunden. Da kommt am 23. Juli die Depesche aus Endenich: wenn sie Robert noch am Leben sehen wolle, solle sie kommen.

Sie fährt sofort mit Brahms und Frl. Jungé hinüber, findet aber bei ihrer Ankunft die Gefahr für den Augenblick vorüber. „Johannes sah ihn, bat mich aber mit dem Arzte, ihn nicht zu sehen, stellte es mir als Pflicht für meine Kinder vor, ich dürfe mich nicht so erschüttern ꝛc. Kurz, ich reiste zurück und hatte Ihn nicht gesehen. Aber ich hielt es nicht lange aus, der Schmerz, das Sehnen nach ihm, ach, nur einen Blick noch von ihm zu erhalten, ihn meine Nähe fühlen zu lassen — ich mußte hin und reiste Sonntag den 27. wieder mit Johannes. Ich sah Ihn, es war abends zwischen 6 und 7 Uhr. Er lächelte mich an und schlang mit großer Anstrengung, denn er konnte seine Glieder nicht mehr regieren, seinen Arm um mich — nie werde ich das vergessen. Um alle Schätze gäbe ich diese Umarmung nicht wieder hin. Mein Robert, so mußten wir uns wiedersehen, wie mühsam mußte ich mir deine geliebten Züge hervorsuchen; welch ein Schmerzensanblick!

Vor 2½ Jahren von mir gerissen, ohne Abschied, was alles auf dem Herzen, und nun still zu seinen Füßen lag ich, wagte kaum zu atmen, und nur dann und wann ein Blick, zwar umnebelt, aber doch so unbeschreiblich mild, wurde mir.

Alles um ihn war mir so heilig, die Luft, in der er, der edle Mann, mit atmete. Er sprach viel immer mit den Geistern, wie es schien, litt auch nicht lange jemand um sich, dann wurde er unruhig, verstehen aber konnte man fast nichts mehr. Nur einmal verstand ich „meine“, gewiß wollte er „Clara“ sagen, denn er sah mich freundlich dabei an; dann noch einmal „ich kenne“ — „Dich“ wahrscheinlich.

Montag, den 28., waren wir, Johannes und ich, den ganzen Tag draußen, immer ab und zu bei Ihm, oft aber auch nur durch das kleine Fensterchen in der Wand nach Ihm blickend. Er litt schrecklich, obgleich der Arzt es nicht meinte. Seine Glieder waren

in fortwährendem Zucken, sein Sprechen oft sehr heftig. Ach, ich mußte Gott bitten, ihn zu erlösen, weil ich ihn ja so lieb hatte.

Er nahm schon seit Wochen nichts als etwas Wein und Gelee zu sich — heute gab ich es ihm, und mit der glücklichsten Miene und wahrer Hast nahm er es, den Wein schlürfte er von meinem Finger — ach er wußte, daß ich es war . . .

Dienstag, den 29., sollte er befreit werden von seinen Leiden — nachmittag 4 Uhr entschlief er sanft. Seine letzten Stunden waren ruhig, und so schlief er auch ganz unbemerkt ein, niemand war in dem Augenblick bei ihm*. Ich sah ihn erst eine halbe Stunde später, Joachim war auf eine Depesche von uns aus Heidelberg gekommen; dies hatte mich länger in der Stadt zurückgehalten als gewöhnlich nach Tisch.

Sein Kopf war schön als Leiche, die Stirn so schön klar, sanft gewölbt. Ich stand an seiner Leiche, des heißgeliebten Mannes, und war ruhig; all mein Empfinden ging auf in Dank zu Gott, daß er endlich befreit, und als ich an seinem Bette niederkniete, da wurde mir so heilig zumute, mir war, als schwebe sein herrlicher Geist über mir — ach, hätte er mich mit sich genommen. Ich sah ihn heute zuletzt — einige Blumen legte ich ihm noch aufs Haupt — meine Liebe hat er mit sich genommen!

Mittwoch, den 30., übergab mir Frl. Reumont Roberts Sachen . . . Mir tat es so weh, was ich nun berührte . . . . . . meine Briefe, die er mit einem rosa Band zusammengebunden, und die Bilder von mir, den Kindern, Johannes und Joachim, an denen er sich so oft erfreut. Das meinige verlangte er noch an dem Abend zur selben Stunde, als ich den festen Entschluß faßte, zu ihm zu eilen. All seine Papiere waren in bester Ordnung, seine Begleitung der 24 Etüden von Paganini, von ihm selbst sehr sauber geschrieben . . .

* Danach ist die Darstellung der letzten Augenblicke bei Kalbeck a. a. O. I, S. 292 zu berichtigen.

Donnerstag, den 31., abends 7 Uhr Begräbnis! ich war in der kleinen Kapelle auf dem Kirchhof, ich hörte die Trauermusik, jetzt wurde er hinabgelassen in die Erde, doch hatte ich ein klares Gefühl, daß nicht er es war, sondern nur sein Körper — sein Geist war über mir, — wohl nie inniger war mein Gebet als in dieser Stunde. Gott gebe mir Kraft, zu leben ohne ihn.

Johannes und Joachim gingen dem Sarg voran, dann trugen einige aus der Konkordiagesellschaft, die ihm früher in Düsseldorf einmal ein Ständchen gebracht, seinen Sarg, eine Ehrenbezeugung! Die Bürgermeister gingen mit, Hiller war auch von Köln gekommen, sonst aber keine Freunde. Ich hatte es nicht bekannt gemacht, weil ich nicht wünschte, daß viele Fremde kämen. Seine liebsten Freunde gingen ja voran, ich hinterher (unbemerkt), und so war es am besten, gewiß in seinem Sinne! So war denn mit seinem Hingang all mein Glück dahin! Ein neues Leben begann jetzt für mich . . ."

